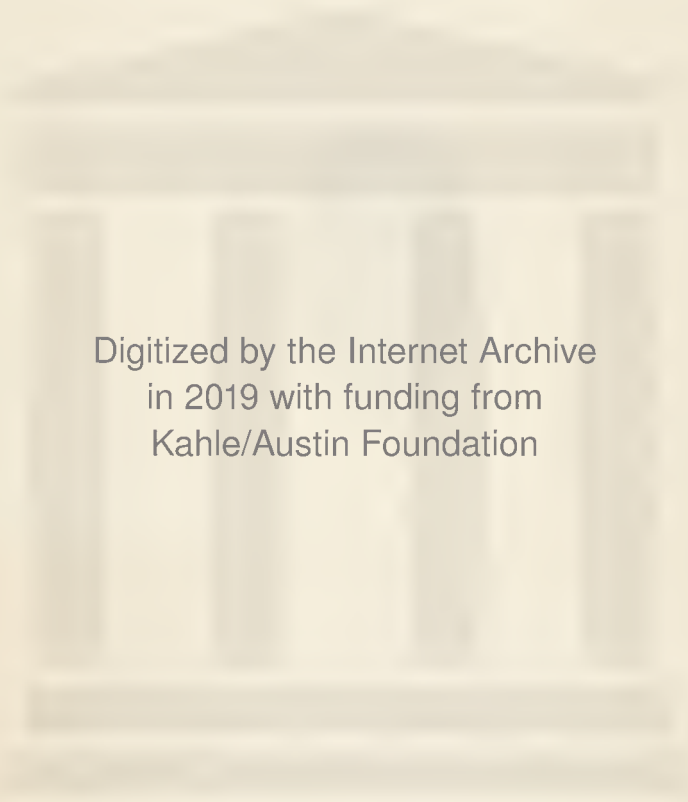
NUNC COGNOSCO EX PARTE

TRENT UNIVERSITY
LIBRARY

DEC - 4 1968



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/samlichewerke0005klei

Tempel-Klassiker

Kleists Sämtliche Werke

Fünfter Band

PT 2378 . A1 1908 B9.5

Heinrich von Kleists

Leben
Werke und Briefe

von

Arthur Eloesser

Der Tempel-Verlag
in Leipzig

Heinrich von Kleists

Leben

Werke und Briefe

KV1

107993

Heinrich von Kleist ist nicht ungeschätzt, aber unberühmt aus dem Leben gegangen, dem Bewußtsein des zeitgenössischen Publikums stärker eingeprägt durch seinen sensationellen Selbstmord als durch seine Werke, und da zu dem Toten der Nachruhm kam, ging es wie häufig, daß man bald viel zu viel über ihn wußte. Nachträgliche Erinnerung der Freunde wurde zu trügerischen Leistungen angestrengt, und in die Lücken seines zerrissenen während der dunkelsten Perioden unkontrollierbaren Daseins drang unabsichtlich die Legende ein, gefolgt von offenbarer Leichtfertigkeit, die sich durch fragliche Beziehungen zu dem Dichter wichtig machen wollte. Die wissenschaftliche Kleist-Forschung, die Ludwig Tieck als Ahnherrn verehrt und die in der vorläufig erschöpfenden kritischen Ausgabe von Erich Schmidt, Minde-Pouet und Steig gipfelt, hat im ganzen vielleicht ebenso sehr dazu gedient, die sichere Kunde über Kleist einzuschränken wie sie zu vermehren.

Als Kleist mit der endlich gefundenen Todesgefährtin sich auf die Reise nach anderen Sternen begab in einem ekstatischen Auflösungsverlangen und zugleich mit einer spöttischen Gleichgültigkeit, die schon aus einer dünneren, feineren Luft auf diesen Planeten herunterlächelt, da hat er, der sich einst den Kranz der Unsterblichkeit zusammenpflücken wollte, für seinen Nachlaß, für die Erhaltung von Namen und Werk nicht die geringste Sorge getragen. Die „Hermannsschlacht" und der „Prinz von Homburg", sein großdeutsches und sein preußisches Drama, waren noch nicht gedruckt; sie hätten

verloren gehen können so gut wie ein Roman, der schon reif für die Veröffentlichung da lag. Der Mann, dem sein Ruhm, einst das höchste der Güter der Erde, so verächtlich geworden war, nahm sich natürlich auch keine Zeit, an seine in der Welt verstreuten Briefe zu denken. Hätte er über sie verfügen können, er würde diese Zeugnisse maßloser Hoffnungen und Enttäuschungen wohl unwillig vernichtet haben, wie vieles andere, was er in den letzten Tagen mit Henriette Vogel ins Feuer geworfen hat. Dieser Selbstmord steigert sich fast bis zur Selbstvernichtung desselben Mannes, der sich in seinen höchsten Stunden für eine den Deutschen notwendige Erscheinung gehalten hat, der vielen trügerischen Sternen glaubte, aber wie jeder große Künstler doch genau wußte, wer er war.

Es kann seiner in engen Standesvorurteilen befangenen Familie nicht verargt werden, daß sie für seinen Nachruhm nicht eifriger gesorgt hat, als er selbst. Dieses Geschlecht von preußischen Soldaten, das auch heute weder Ewald, noch Heinrich sondern den General Kleist von Nollendorf als seinen Größten verehrt, war zu keinem Verständnis eines Genius verpflichtet oder befähigt, den nur einige Freunde und Kenner in seiner Gemütsgewalt und in seiner dunklen Notwendigkeit mit Ehrfurcht begriffen hatten. Für die Seinen war Kleist der verlorene Sohn; er hatte den Militär- und Zivildienst so mutwillig wie die Braut verlassen, hatte die Familie durch unverständliche Streiche geschädigt und kompromittiert, am schwersten zuletzt durch den gemeinsamen Selbstmord mit einer verdächtigen, überspannten, durch und durch kranken Madame, so daß man sich und ihn am besten durch Schweigen zu schützen glaubte.

Die treue Ulrike, die den Bruder mehr als einmal gerettet hat, die von ihm Dank und Undank des reinen Künstlers, des Fanatikers seiner Sache empfing, hat des Dichters Briefe

nur widerwillig und nach einer vorsichtigen Reinigung zur Veröffentlichung hergegeben. Die reichlich von ihm gequälte Braut, der später ein passenderes Los an der Seite eines braven Philosophieprofessors wurde, hat die „leidenschaftlichsten" Stücke aus der Verlobungszeit verbrannt und sie hätte ohne das Dazwischentreten ihrer Schwester wohl den ganzen Schatz aus bloßem Unverstand vernichtet. Am entschiedensten ist die Verwandte Marie von Kleist vorgegangen; sie hat die Vernichtung aller Blätter verfügt, von denen nur die letzten, die den Tod ankündigen, durch einen Zufall gerettet wurden. Diese vertrauteste Freundin, die ihm die Unterstützung der Königin Luise verschafft hatte, die weicher und weiblicher als Ulrike die sich drängenden Bekenntnisse der letzten Tage empfing, verschuldet in Kleists Briefen die allergrausamste Lücke. Sie ist um so empfindlicher, da wir in den verlorenen Briefen wichtige Aufschlüsse über seine Jugend und seine Entwicklung zum Schriftsteller vermuten müssen. Kleists Bekenntnisse erzählen uns die Tragödie seines Lebens von Katastrophe zu Katastrophe, aber sie führen uns selten in die geheimnisvolle Werkstatt des Genius. Seine Dichtungen treten fertig, mit geschwollenen Adern, starrend von Persönlichkeit aus dem zeugenden Dunkel hervor; an ihm selbst, so viel man sich auch mit ihm beschäftigt, bleibt genug des Undurchdringlichen, Unaussprechlichen. Wir wollen auf den folgenden Seiten teils erzählend, teils mit seinen eigenen Worten versuchen, die hin- und hergebogene, stellenweise unterbrochene Kurve seines Geschickes nachzuzeichnen, an deren Anfang für den Betrachtenden und Erklärenden die Vorsicht, an deren Ende die Resignation steht.

Bernd Wilhelm Heinrich von Kleist wurde am 18. Oktober 1777 zu Frankfurt a. O. geboren, in der nicht eben glänzenden Garnison und Handelsstadt, die damals noch eine

Universität entschieden zweiten Ranges beherbergte. Die alte Offiziersfamilie der Kleist, eins der verzweigtesten von Preußens historischen Geschlechtern, stammt aus Pommern, wo die letzten urkundlich zu erreichenden Vorfahren schon im zwölften Jahrhundert auftreten. Wir wissen etwas von Kleists Großvater, einem gottesfürchtigen Kriegsmann, der auf Schmenzin, dem Stammgut dieses Zweiges, eine Kirche stiftete; wir wissen fast nichts von Kleists Vater, der 1780 als pensionierter Major in Frankfurt starb. Aus seiner zweiten Ehe mit Juliane von Pannwitz ist Heinrich hervorgegangen als fünftes von sieben Kindern zwischen lauter Schwestern bis auf einen jüngeren Bruder Leopold, der diese Schmenziner Linie im Mannsstamm fortgesetzt hat. Auch die Mutter starb früh, im Februar 1793; an ihre Stelle trat eine verwitwete Schwester, „die gute Tante Massow", zu der Kleist als Knabe mit unbedingter Ehrerbietung heraufsieht. Es war selbstverständlich, daß der älteste Sohn eines Fridericianischen Offiziers wieder Soldat wurde, und es gehörte sich, daß der Sprößling einer sehr angesehenen Adelsfamilie auch bei bescheidenem Wohlstand eine private Ausbildung vor dem damals noch sehr frühen Eintritt ins Heer empfing. Heinrich Kleist, der von seinem ersten Lehrer, einem Theologen Martini, als begabt und wissensdurstig gerühmt wird, teilte den Unterricht mit einem unbegabten schwerfälligen Vetter, der sich früh das Leben nahm. Zur weiteren Erziehung wurde der Knabe dem Professor Catel in Berlin anvertraut, damals Katecheten der französischen Kolonie; er redigierte später die Vossische Zeitung und wurde von der Konkurrenz seines ehemaligen Zöglings bedroht, als Kleist in seinem letzten Lebensjahr die „Abendblätter" herausgab.

Noch vor der Vollendung seines fünfzehnten Jahres wurde der Sprößling der alten vom Könige bevorzugten Soldaten-

familie in das Potsdamer Garderegiment eingestellt. Diese Junker, noch reine Kinder oder unfertige Knaben, empfingen im Heer nachträglich eine Art Kadettenbildung, die nach zeitgenössischen Berichten recht vielseitig ausfallen konnte, die aber jedenfalls vom Zufall und dem guten Willen der Instruktionsoffiziere abhing. Kleist selbst scheint nicht zu den Begünstigten gehört zu haben. Seine ersten uns bekannten Briefe vom Rheinfeldzug 1793 sind von einem braven Schuljungen, der gewiß besser französisch als deutsch gelernt hat; ganz korrekt hat er ja seine Muttersprache nie geschrieben. Um so korrekter halten sich seine Empfindungen; er trauert um den frischen Verlust der Mutter in schulmäßigen Wendungen, bezeugt der Tante seine liebevolle Verehrung, zollt seinem Kapitän den geschuldeten Respekt, berichtet mit kindlicher Pedanterie über sein Quartier, seine Verpflegung, sein Taschengeld. Dieser Knabe in Uniform, der nach der Regel denkt und spricht, ist ganz Gehorsam, Ernst und Artigkeit. Als ein ordentlicher Junge, der aufmerksam durch die Schule gegangen ist, verzeichnet er die historischen Reminiszenzen, die die Fahrt zur Armee durch Sachsen und Thüringen erweckt, und wenn er sich an der ungewohnten Schönheit von Berg und Tal begeistert, so sind es sanfte, statthafte, gottgefällige Gefühle genau nach dem Maße der Zeit. Der Krieg selbst begeistert ihn so wenig wie seine Kameraden; er ist selbstverständlich militärisch aber nicht kriegerisch gesinnt. „Gebe uns der Himmel nur Frieden, um die Zeit, die wir hier so unmoralisch töten, mit menschenfreundlicheren Taten bezahlen zu können!" Wenn sich der junge Fähnrich bei der Lieblingsschwester Ulrike für eine gestrickte Weste bedankt, so geschieht es nicht ohne erbauliche Betrachtungen über wahre Güte und wahre Dankbarkeit, mit den Übertreibungen, Umständlichkeiten, Verallgemeinerungen, wie sie in das Schema eines Schulaufsatzes eingelegt werden.

Das Potsdamer Garderegiment kehrte im Juni 1795 aus dem gleichgültigen und wenig rühmlichen Feldzug zurück. Im Februar 1797 empfing Kleist das Leutnantspatent, zwei Jahre später nahm er seinen Abschied. Über diese Zeit der Bildung und Umbildung, die ihn von der strengsten Forderung der Familientradition abfallen ließ, wissen wir sehr wenig. Kleist soll ein flotter, eleganter Offizier gewesen sein, der Wein, Weib und Pferde liebte. Die köstliche Szene des „Michael Kohlhaas", wie die Junker in der Tronkenburg auf das eine Wort „Pferde" in den Hof stürzen, bedeutet gewiß eine Potsdamer Reminiszenz, über der ein spöttisches Lächeln der Erinnerung schwebt. Es ist selbstverständlich, daß ein Kleist nach der ersten Regung der eigenen Natur sich nicht lange in einem rohen und lauten Treiben mitziehen ließ. Dauernder hielt ihn die feinere Geselligkeit im Hause verheirateter Kameraden und der Umgang mit geistig bedürfnisvolleren, gleich ihm bildungssüchtigen Freunden wie Pfuel und Rühle von Lilienstern, die sich zusammen gegen Zopf und Drill der Fridericianischen Armee ohne Friedrich auflehnen mochten. Diese drei trieben zusammen wissenschaftliche und philosophische Studien, sehr eifrig, sehr vielseitig, wie überhaupt die allgemeine Ausbildung der preußischen Offiziere bis zur Reorganisation der Armee durchaus von der individuellen Anstrengung abhing. Auch die Musik wurde enthusiastisch gepflegt in ihrer noch durchaus geselligen Periode, da man die Musik, die man hören wollte, sich meistens selbst herstellen mußte, und in einem freundschaftlichen Quartett hat Kleist unter großer Anerkennung die Flöte gespielt, ebenfalls das Instrument des ihm an Charakter so unähnlichen und doch in der metaphysischen Grundlage der Natur so tief verwandten Hölderlin.

Das erste Opfer des Herzens wurde einem Fräulein

Luise von Linkersdorf dargebracht, das Kleist im gastlichen Hause ihrer Eltern kennen gelernt hatte. Die jedenfalls nicht allzu tiefe Empfindung, in dieser empfindsamen Zeit mußte ein Jüngling schwärmen, um als vollständig zu gelten, verlief, wie Ernst Kayka passend bemerkt, nach der ideellen Anleitung, die Schiller in der Glocke gibt. „Wünsche, Hoffnungen, Aussichten, alles wechselte; die alten rohen Vergnügungen wurden verworfen, feinere traten an ihre Stelle; die vorher nur in dem lauten Gewühl der Gesellschaft bei Spiel und Wein vergnügt waren, überließen sich jetzt gern in der Einsamkeit ihren stillen Gefühlen; statt der abenteuerlichen Ritterromane ward eine simple Erzählung von Lafontaine oder ein erhebendes Lied von Hölty die Lieblingslektüre; nicht mehr wild auf dem Pferde strichen sie über die Landstraße, still und einsam besuchten sie schattige Ufer oder freie Hügel, und lernten Genüsse kennen, von deren Dasein sie sonst nichts ahndeten; tausend schlummernde Gefühle erwachten ... Alles was schön ist und edel und gut und groß, das faßten sie mit offener, empfänglicher Seele auf, es darzustellen in sich; ... sie umfaßte irgendein Ideal, dem sie sich verähnlichen wollte. Ich selbst hatte etwas ähnliches an mir erfahren" ...

Diese spätere Schilderung, die die typische Wandlung darstellen will, verlangt natürlich keine wörtliche Anerkennung. Wichtiger sind uns die poetischen Paradigmata, die sie begleiten. Die Garnisonsstadt Potsdam hatte keine literarische Atmosphäre; die Kultur der Seele, den Ritterromanen entwachsen, vertrauten die schwärmenden jungen Offiziere dem Erzähler und dem Lyriker der Mode an. Kleists Geschmack war im ganzen der von gestern, er hielt sich an die eingesetzten und bestätigten Größen, die den sentimentalen, den idyllischen oder didaktischen Zug haben. Wohl begeisterte ihn Rousseau, aber die deutschen Stürmer und Dränger

ſcheinen ihn nicht berührt zu haben, wie er auch von der werdenden Romantik nichts ahnte und mit Goethe jedenfalls erſt ſpäter in ſeiner Kultſtadt Berlin ein innigeres Verhältnis einging. Er las von dem ſchulmeiſterlichen J. J. Engel, entzückte ſich an der noch friſchen Luiſe des alten Voß, ſchwärmte mit Schillers Jugenddramen, bis er den Wallenſtein begrüßen konnte, an den ihn Thekla und Max, wie auch vorher alle Liebesepiſoden ſtärker feſſelten als die hiſtoriſch-politiſche Tragödie. Am treueſten aber hielt er zu Wieland, der das große Leſepublikum patriarchaliſch gelaſſen wieder beherrſchte, als man den jungen Goethe nicht mehr fand, und als Schiller ſeine poetiſche Produktion brach legte. Wielands philoſophiſche Heiterkeit verſprach ihm die rechte Lebensſchule; denn was der junge Offizier von der Literatur erwartete, war Aufklärung, Bildung, ſittliche Führung, nicht Verſuchung, Aufreizung, ſeeliſche Ausſchweifung. Sicherheiten verlangte dieſes gläubige, mit ſich ſelbſt und ſeinen Gefahren noch ganz unbekannte Gemüt eines der Lehre vertrauenden Schülers. Ein Schöngeiſt war er nicht, wie ihm überhaupt der Begriff der Kunſt, den die Romantiker in ſeiner tyranniſchen und vampyrhaften Macht ausſchmeckten, erſt verhältnismäßig ſpät aufgegangen iſt. Die ſchöne Literatur brannte ihm noch nicht auf die Seele als die gefährliche Inkarnation des Zweifels, der Leidenſchaft, der Inbrunſt, der Selbſtopferung, ſie erfriſchte ihn nur als der grünſte, heiterſte Zweig am Baum der Philoſophie, der Lebensweisheit, der Weltkunde, und ſein Leben ſelbſt ſollte den Wiſſenſchaften gehören.

Das ſtill emſige Daſein eines friedliebenden Gelehrten, eines ewigen Schülers, der immer wieder erwirbt und lernt, ſtand vor ihm als Ideal. Der jugendliche Kleiſt iſt noch ganz ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts. Als Ziel des Lebens ſetzt er die Vollkommenheit, die Erziehung zur

Tugend, die das Individuum nach dem Willen des Schöpfers durch sich und für sich vollbringen muß. Das Individuum erkennt sich noch nicht als mitbedingte und mitbauende Zelle am Gesamtorganismus der Gesellschaft. Die kosmopolitische und philanthropische Aufklärung läßt wohl die natürlichen Abhängigkeitsverhältnisse der Familie, aber nicht die historischen und nationalen des Staates und der Rasse zu. Wenn Kleist auch als entlassener Offizier nach der üblichen Formel sich den Eintritt in die Zivilverwaltung vorbehält, zunächst scheidet er aus jeder Dienstbarkeit, ungefähr wie es Wilhelm von Humboldt zur gleichen Zeit tut, um seine Bildung vom Grunde an aufzuerbauen, um den idealen Menschen methodisch zu formen. Dieser sittliche Idealismus der Zeit, die sich selbst durch Wissen und Denken erziehen zu können meinte, diese am Ende des Jahrhunderts von den letzten Intellektuellen schon durchlöcherte Gesinnung senkt sich unbezweifelt in eine junge vertrauende, keiner Leichtigkeit, keiner Halbheit, keiner Bequemlichkeit fähige Seele.

An Christian Ernst Martini

Potsdam, den 18. (u. 19.) März 1799

Halten Sie mich für keinen Streitsüchtigen, mein Freund, weil ich diesen Brief mit jener Streitfrage anfange, die wir in unserer Unterredung wegen Kürze der Zeit unentschieden lassen mußten. Es ist nöthig, mich hierüber zu erklären, um den Gesichtspunkt festzustellen, aus welchem ich die Absicht dieses Briefes beurtheilt wissen will. Ich ersuche Sie im Voraus, sich bei Lesung desselben mit Geduld zu rüsten; weil er in der Voraussetzung, daß der festzustellende Gesichtspunkt gefaßt und gebilligt wird, eine möglichst vollständige Darstellung meiner Denk- und Empfindungsweise

enthalten soll. — Die Frage war die: „ob ein Fall mög-lich sei, in welchem ein denkender Mensch der Überzeugung eines Andern mehr trauen soll, als seiner eigenen?" Ich sage, ein denkender Mensch und schließe dadurch alle Fälle aus, in welchen ein blinder Glaube sich der Autorität eines Andern unterwirft. Unter dieser Einschränkung scheint für unsere Streitfrage der einzige mögliche Fall der zu sein, wenn sich die Überzeugung des Andern vorzugsweise auf die Erfahrung und die Weisheit des Alters gründet. Aber was heißt es: der Überzeugung eines Andern trauen? Aus Gründen einsehen, daß seine Meinung wahr ist, das heißt, seine Meinung zur Meinung machen, und ist es dann nicht immer nur meine eigene Überzeugung, welcher ich traue und folge? — Alles, was ein denkender Mensch thun soll, wenn die Überzeugung eines älteren und weiseren der seinigen widerspricht, ist, daß er gerechte Zweifel gegen die Wahr-heit seiner Meinung erhebe, daß er sie streng und wieder-holt prüfe und sich hüte, zu früh zu glauben, daß er sie aus allen Gesichtspunkten betrachtet und beleuchtet habe. Aber gegen seine Überzeugung glauben, heißt glauben, was man nicht glaubt; das ist unmöglich.

Wenn man also nur seiner eigenen Überzeugung folgen darf und kann, so müßte man eigentlich Niemand um Rath fragen, als sich selbst, als die Vernunft; denn niemand kann besser wissen, was zu meinem Glücke dient, als ich selbst; Niemand kann so gut wissen, wie ich, welcher Weg des Lebens unter den Bedingungen meiner physischen und mora-lischen Beschaffenheit für mich einzuschlagen am besten sei; eben weil dies Niemand so genau kennt, Niemand sie so genau ergründen kann, wie ich. Alle diejenigen, die so schnell mit Rath geben bei der Hand sind, kennen die Wichtig-keit und Schwierigkeit des Amtes nicht, dem sie sich unter-ziehen, und diejenigen, die sein Gewicht genug einsehen,

scheuen sich, es zu verwalten, eben weil sie fühlen, wie schwer und selbst wie gefährlich es ist. Es ist also ein wahres Wort, daß man nur den um Rath fragen soll, der keinen gibt.

Aus dem Grunde schreibe ich an Sie, mein Freund! Aus diesem Grunde? Ja, mein Theurer! So paradox das auch klingen mag. Als ich Ihnen meinen Entschluß, den Abschied zu nehmen, um mich den Wissenschaften zu widmen, eröffnete, äußerten Sie mir zwar eine herzliche Teilnahme; aber Sie hüteten sich eben so sehr, diesen Entschluß zu erschüttern, wie ihn zu befestigen; Sie thaten nichts, als mich zu einer neuen strengen Prüfung desselben einzuladen. Ich erkenne aus dieser klugen Behutsamkeit, daß Sie das Geschäft eines Rathgebers genug zu würdigen wissen. Sie hielten mir nur Ihr Urtheil zurück, weil Sie den Gegenstand dieses Urtheils noch nicht genau kannten; wenn ich Sie aber in den Stand gesetzt habe, ihn zu beurtheilen, werden Sie mir Ihre Meinung über denselben nicht verweigern, und ich kann sicher und gewiß sein, daß sie geprüft und überlegt ist.

Unterdeß fühle ich die Nothwendigkeit, mich einem vernünftigen Manne gerade und ohne Rückhalt mitzutheilen, um seine Meinung mit der meinigen vergleichen zu können. Allen, die um meinen Entschluß wissen, meiner Familie, mit Ausschluß meiner Schwester Ulrike, meinem Vormunde, habe ich meinen neuen Lebensplan nur zum Theil mitgetheilt, und daher trafen auch alle Einwürfe von ihrer Seite denselben nur halb. Mich ihnen zu eröffnen, war aus Gründen, deren Richtigkeit Sie nach vollendeter Durchlesung dieses Briefes einsehen werden, nicht rathsam.

Alle Leute schiffen ins hohe Meer und verlieren nach und nach die Küste mit ihren Gegenständen aus den Augen. Gefühle, die sie selbst nicht mehr haben, halten sie auch

gar nicht für vorhanden. Dieser Vorwurf trifft besonders meine sonst ehrwürdige Tante, die nichts mehr liebt, als Ruhe und Einförmigkeit, und jede Art von Wechsel scheut, wäre es auch die Wanderung aus einer Wohnstube in die andere.

Um Sie aber in den Stand zu setzen, ein richtiges Urtheil zu fällen, werde ich etwas weiter ausholen müssen, und wiederhole daher meine Bitte um Geduld, weil ich vorausseh, daß der Gegenstand und die Fülle seiner Betrachtung mich fortreißen wird.

Ohne die entfernteren Gründe meines Entschlusses aufzusuchen, können wir zugleich bei dem verweilen, aus welchem er zunächst fließt: bei dem Wunsche glücklich zu sein.

Dieser Grund ist natürlich und einfach und zugleich in gewisser Rücksicht der einzige, weil er im richtigen Sinn alle meine anderen Gründe in sich faßt.

Unsere ganze Untersuchung wird sich allein auf die Untersuchung dieses Wunsches einschränken, und um Sie in den Stand zu setzen, darüber zu urtheilen, wird es nöthig sein, den Begriff von Glück und wahrem Vortheil festzustellen. Aber ich stoße hier gleich auf eine große Schwierigkeit; denn die Begriffe von Glück sind so verschieden, wie die Genüsse und Sinne, mit welchen sie genossen werden. Dem Einen ist es Überfluß, und wo, mein Freund, kann dieser Wunsch erfüllt werden, wo kann das Glück sich besser gründen, als da, wo auch die Werkzeuge des Genusses, unsere Sinne liegen, worauf die ganze Schöpfung sich bezieht, worin die Welt mit ihren unendlichen Reizungen im Kleinen sich wiederholt. Da ist es auch allein unser Eigenthum, es hängt von keinen äußeren Umständen ab, kein Tyrann kann es uns rauben, kein Bösewicht es stören; wir tragen es mit uns in alle Welttheile umher.

Diese Betrachtungen, die ich mir häufig und mit Ver-

gnügen wiederhole, entzücken mich bei jeder meiner Vorstellung von demselben, weil ich mit ganzer Seele fühle, wie wahr sie sind, und wie kräftig sie meinen Entschluß begünstigen und unterstützen. So übe ich mich unaufhörlich darin, das wahre Glück von allen äußeren Umständen zu trennen, und es nur als Belohnung und Ermunterung an die Tugend zu knüpfen. Da erscheint es in schönerer Gestalt und auf sicherem Boden.

Zwar wenn ich so das Glück als Belohnung der Tugend aufstelle, denke ich mir das erste als Zweck und das andere nur als Mittel. Dabei fühle ich aber, daß in diesem Sinne die Tugend nicht in ihrer höchsten Würde erscheint, ohne jedoch angeben zu können, wie das Mißverhältniß in der Vorstellung zu ändern sei. Es ist möglich, daß es das Eigenthum einiger wenigen schöneren Seelen ist: die Tugend allein um der Tugend willen zu lieben.

Aber mein Herz sagt mir, daß auch die Erwartung und Hoffnung auf ein sinnliches Glück und die Aussicht auf tugendhafte, wenn gleich nicht mehr so reine Freuden, nicht strafbar und verbrecherisch sei. Wenn Eigennutz dabei zum Grunde liegt, ist es der edelste, der sich denken läßt, der Eigennutz der Tugend selbst.

Und dann dienen und unterstützen sich diese beiden Gottheiten so wechselseitig, das Glück als Ermunterung zur Tugend, die Tugend als Weg zum Glück, daß es den Menschen wohl erlaubt sein kann, sie neben einander und in einander zu denken. Es ist kein besserer Sporn zur Tugend möglich, als die Aussicht auf ein nahes Glück, und kein schönerer und edlerer Weg zum Glück denkbar, als der Weg zur Tugend.

Sie hören mich so viel und lebhaft von der Tugend reden. — — — Lieber! Ich schäme mich nicht zu gestehen, was Sie befürchten: daß ich nicht deutlich weiß, wovon ich rede,

und tröſte mich mit unſern Philiſtern, die unter eben dieſen Umſtänden von Gott reden. Sie erſcheint mir nur wie ein hohes, erhabenes, unnennbares Etwas, für das ich vergebens ein Wort ſuche, um es durch die Sprache, vergebens eine Geſtalt, um es durch ein Bild auszudrücken. Und dennoch ſtrebe ich dieſem unbegriffenen Dinge mit der innigſten Innigkeit entgegen, als ſtünde es klar und deutlich vor meiner Seele. Alles was ich davon weiß, iſt, daß es die unvollkommenen Vorſtellungen, deren ich jetzt nur fähig bin, gewiß auch enthalten wird; aber ich ahnde noch etwas Höheres, und das iſt es wohl eigentlich, was ich nicht ausdrücken und formen kann.

Mich tröſtet die Erinnerung deſſen, um wie viel dunkler, verworrener als jetzt in früheren Zeiten der Begriff von Tugend in meiner Seele lag, und wie nur nach und nach, ſeitdem ich denke und an meiner Bildung arbeite, auch das Bild der Tugend für mich an Geſtalt und Bildung gewonnen hat; daher hoffe und glaube ich, daß, ſo wie es ſich in meiner Seele nach und nach mehr aufklärt, auch das Bild ſich in immer deutlicheren Umriſſen mir darſtellen, und, je mehr es an Wahrheit gewinnt, meine Kräfte ſtärken und meinen Willen begeiſtern wird.

Wenn ich Ihnen mit einigen Zügen die undeutliche Vorſtellung bezeichnen ſollte, die mich als Ideal der Tugend, im Bilde eines Weiſen umſchwebt, ſo würde ich nur die Eigenſchaften, die ich hin und wieder bei einzelnen Menſchen zerſtreut finde und deren Anblick mich beſonders rührt, zum Beiſpiel Edelmuth, Standhaftigkeit, Beſcheidenheit, Genügſamkeit, Menſchenliebe zuſammenſtellen können; aber freilich eine Definition würde es immer noch nicht und mit nichts als einer Charade zu vergleichen ſein (verzeihen Sie mir das unedle Gleichniß), der die ſinnreiche Bezeichnung des Ganzen fehlt.

Es sei mit diesen wenigen Zeilen genug. — Ich getraue mir zu behaupten, daß, wenn es mir gelingt, bei der möglichst vollkommenen Ausbildung meiner geistigen und körperlichen Kräfte, auch diese benannten Eigenschaften einst fest und unerschütterlich in mein Innerstes zu gründen, ich, unter diesen Umständen, nie unglücklich sein werde.

Ich nenne nämlich Glück nur die vollen und überschwenglichen Genüsse, die — um es Ihnen mit einem Zuge darzustellen — in dem erfreulichen Anschauen der moralischen Schönheit unseres eigenen Wesens liegen. Diese Genüsse, die Zufriedenheit unsrer selbst, das Bewußtsein guter Handlungen, das Gefühl unserer durch alle Augenblicke unseres Lebens, vielleicht gegen tausend Anfechtungen und Verführungen standhaft behaupteten Würde, sind fähig, unter allen äußeren Umständen des Lebens, selbst unter den scheinbar traurigsten, ein sicheres, tiefgefühltes, unzerstörbares Glück zu gründen. Und verdienen wohl bei diesen Begriffen von Glück Reichthum, Güter, Würden und alle die zerbrechlichen Geschenke des Zufalls diesen Namen ebenfalls?

So arm an Nuancen ist unsere deutsche Sprache nicht. Ich finde vielmehr leicht ein paar Worte, die, was diese Güter bewirken, sehr passend ausdrücken: Vergnügen und Wohlbehagen. Um diese angenehmen Genüsse sind Fortunens Günstlinge freilich reicher als ihre Stiefkinder und es sei: Die Großen der Erde mögen den Vorzug vor den Geringeren haben, zu schwelgen und zu prassen, alle Güter der Welt mögen sich ihrem, nach Vergnügen lechzenden Sinn darbieten und sie mögen ihrer vorzugsweise genießen. Nur, mein Freund! das Vorrecht glücklich zu sein, wollen wir ihnen nicht einräumen. Mit Gold sollen sie den Kummer, wenn sie ihn verdienen, nicht aufwiegen können. Es waltet ein großes, unerbittliches Gesetz über die ganze Menschheit, dem der Erste wie der Bettler unterworfen ist.

Der Tugend folgt die Belohnung, dem Laster die Strafe. Kein Sold besticht ein empörtes Gewissen, und wenn der lasterhafte Fürst auch alle Blicke, Mienen und Reden besticht, wenn er auch alle Künste des Leichtsinns und der Üppigkeit herbeiruft, um das häßliche Gespenst vor seinen Augen zu verscheuchen — umsonst! Ihn quält und ängstigt sein Gewissen, wie den Geringsten seiner Unterthanen. Vor diesem größten der Übel mich zu schützen und jenes einzige Glück mir zu erhalten und zu erweitern, soll allein mein innigstes und unaufhörliches Bestreben sein, und wenn ich mich bei der Sinnlichkeit der Jugend nicht entbrechen kann, neben den Genüssen des ersten und höchsten innern Glückes mir auch die Genüsse des äußern zu wünschen, will ich wenigstens in diesen Wünschen so bescheiden und genügsam sein, wie es einem Schüler der Weisheit ansteht.

Auf diese Begriffe von Glück und Unglück gründet sich zuerst und zunächst der Entschluß, den Mittelpfad zu verlieren, theils, weil die Güter, die er als Belohnung an jahrelange Anstrengung knüpft, Reichthum, Würden, Ehren, eben durch sie unglaublich an Vortheil und Reiz verlieren; theils, weil die Pflichten und Verhältnisse, die er giebt, die Möglichkeit einer vollkommenen Ausbildung und daher auch die Gründung des Glückes zerstören, das allein und einzig das Ziel meines Bestrebens sein soll. — — Was man nach der allgemeinen Regel Glück und Unglück nennt, ist es nicht immer; denn bei allen Begünstigungen des äußeren Glückes haben wir Thränen in den Augen des Ersten und bei allen Vernachlässigungen desselben ein Lächeln auf dem Antlitze des Andern gesehen.

Wenn daher das Glück sich nur so unsicher auf äußere Dinge gründet, wo wird es sich dann sicher und unwandelbar gründen? Ein Traum kann diese Sehnsucht nach Glück nicht sein, die von der Gottheit selbst so unauslöschlich in

unſerer Seele erweckt iſt und durch welche ſie unverkennbar auf ein für uns mögliches Glück hindeutet. Glücklich zu ſein iſt ja der erſte aller unſerer Wünſche, der laut und lebendig aus jeder Ader und jeder Nerve unſres Weſens ſpricht, der uns durch den ganzen Lauf unſres Lebens begleitet, der ſchon dunkel in den erſten kindiſchen Gedanken unſerer Seele lag, und den wir endlich als Greiſe mit in die Gruft nehmen werden. — — — — Dem Einen Ruhm, dem Anderen Vergeſſenheit, dem Einen ein Scepter, dem Anderen ein Wanderſtab! Auch zeigt ſich uns das Ding in den wunderbar ungleichartigſten Geſtalten, wird vermißt, wo alle Präparate ſein Daſein verkündigen, und gefunden, wo man es am wenigſten vermuthet haben würde.

So ſehen wir, zum Beiſpiel, die Großen der Erde im Beſitze der Güter dieſer Welt; ſie leben in Gemächlichkeit und Überfluß; alle Schätze der Natur ſcheinen ſich um ſie und für ſie zu verſammeln, und darum nennt man ſie Günſtlinge des Glücks. Aber der Unmuth trübt ihre Blicke, der Schmerz bleicht ihre Wangen, der Kummer ſpricht aus ihren Zügen. Dagegen ſehen wir einen armen Tagelöhner ſich im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod erwerben. Mangel und Armuth umgeben ihn, ſein ganzes Leben ſcheint ein ewiges Sorgen und Schaffen und Darben. Aber die Zufriedenheit blickt aus ſeinen Augen, die Freude lächelt aus ſeinem Antlitz, Frohſinn und Vergeſſenheit umſchweben die ganze Geſtalt. — — —

Den 19. März

Leſen Sie dieſen Brief, wie ich ihn geſchrieben habe, an mehreren hinter einander folgenden Tagen. Ich komme nun zu einem neuen Gegenſtande, zu der Natur des Standes, den ich jetzt zu verlaſſen entſchloſſen bin, und es iſt nöthig,

Ihnen auch hierüber meine Denkweise mitzutheilen, weil sie Ihnen einigen Aufschluß über die Ursachen meines Entschlusses gewähren wird.

Ich theile Ihnen zu diesem Zwecke einen Brief mit, den ich, bei dem Eifer für die Güte meiner Sache, vor einem Jahre in der Absicht an den König schrieb, um denselben an ihn abzuschicken, — aber, nach Vollendung desselben, abzuschicken nicht für gut fand, weil ich fühlte, daß die Darstellung des Gegenstandes so fehlerhaft wie unvollständig ist, und daß die Sprache, die ich darin führe, nicht besonders geschickt ist, um zu überzeugen und einzunehmen. Dennoch werden Sie unter vielen Irrthümern nothwendig auch manche Wahrheit entdecken, und auf jeden Fall einsehen, daß der Gesichtspunkt, aus welchem ich den Soldatenstand betrachte, ein neuer, entscheidender Grund ist, ihn sobald, wie möglich, zu verlassen.

Denn eben durch diese Betrachtungen wurde mir der Soldatenstand, dem ich nie von Herzen zugethan gewesen bin, weil er etwas durchaus Ungleichartiges mit meinem ganzen Wesen in sich trägt, so verhaßt, daß es mir nach und nach lästig wurde, zu seinem Zwecke mitwirken zu müssen. Die größten Wunder militärischer Disciplin, die der Gegenstand des Erstaunens aller Kenner waren, wurden der Gegenstand meiner herzlichsten Verachtung; die Officiere hielt ich für so viele Exerciermeister, die Soldaten für so viele Sclaven, und wenn das ganze Regiment seine Künste machte, schien es mir als ein lebendiges Monument der Tyranneí. Dazu kam noch, daß ich den üblen Eindruck, den meine Lage auf meinen Charakter machte, lebhaft zu fühlen anfing. Ich war oft gezwungen zu strafen, wo ich gern verziehen hätte, oder verzieh, wo ich hätte strafen sollen, und in beiden Fällen hielt ich mich selbst für strafbar. In solchen Augenblicken mußte natürlich der Wunsch

in mir entstehen, einen Stand zu verlassen, in welchem ich von zwei durchaus entgegengesetzten Principien unaufhörlich gemartert wurde, immer zweifelhaft war, ob ich als Mensch oder als Officier handeln mußte; denn die Pflichten beider zu vereinigen halte ich bei dem jetzigen Zustande der Armeen für unmöglich.

Und doch hielt ich meine moralische Ausbildung für eine meiner heiligsten Pflichten, eben weil sie, wie ich eben gezeigt habe, mein Glück gründen sollte, und so knüpft sich an meine natürliche Abneigung gegen den Soldatenstand noch die Pflicht ihn zu verlassen.

Das, mein theurer Freund, ist die getreue Darstellung der Gründe, die mich bewegen, den Soldatenstand zu verlassen. Welche Gründe ich für die Wahl eines anderen Standes habe, braucht nicht untersucht zu werden; denn wenn ich mich den Wissenschaften widmen will, ist es für mich kein neuer Stand, weil ich schon, seit ich in Potsdam, mehr Student als Soldat gewesen bin. Ich habe mich ausschließlich mit Mathematik und Philosophie, als den beiden Grundfesten alles Wissens, beschäftigt, und als Nebenstudien die griechische und lateinische Sprache betrieben, welche letztere ich nun zur Hauptsache erheben werde. Ich habe außer einer nicht sehr bedeutenden Hilfe eines übrigens gescheuten Mannes, des Conrectors Bauer, jene beiden Wissenschaften und besonders die Philosophie ganz allein studirt, und bin daher auch in den zwei Jahren, welche ich der Mathematik, und in dem halben Jahre, welches ich der Philosophie gewidmet habe, nicht weiter vorgerückt, als in jener Wissenschaft bis zur Vollendung der gemischten Arithmetik, mit Einschluß der Lehre von den geometrischen Reihen und Einigem von der Geometrie, so wie in dieser nicht ganz bis zur Vollendung der reinen Logik. Dagegen aber darf ich mich getrauen zu behaupten,

daß ich das, was ich betrieben habe, weiß, und fühle, nicht blos über fremder Herren Länder gewandelt zu sein, sondern es zu meinem Eigenthume gemacht zu haben.

Sie fragten mich in Frankfurt, welcher Grund mich bei dem schon lange gebildeten Entschlusse, den Dienst zu verlassen, besonders bestimmt habe, es in diesem Zeitpunkte zu thun, und luden mich ein, ihn zu prüfen. An den Grund, den ich Ihnen vortragen werde, knüpft sich noch die nahe Exercierzeit, die mir eine kostbare Zeit rauben würde, wenn ich ihr nicht zu entgehen suchte. Und, Lieber! dieser Grund ist an sich so zufällig und scheinbar unbedeutend, daß Sie sich so ganz in meine Denkungsart versetzen müssen, um ihn wichtig genug zu finden, diese Lage zu zu bestimmen. Vergessen Sie auch nur nicht, daß der Wille, den Dienst zu verlassen, schon längst in meiner Seele lag. — — — Mich fesselte nichts in Potsdam, als das Studium der reinen Mathematik, das ich hier zu beendigen wünschte, und ich glaubte, daß mir ohne alle Hilfe meines Lehrers dieses Studium, besonders für die Zukunft die Algebra, zu schwer fallen oder wenigstens durch diese Hilfe erleichtert werden würde. Haben Sie aber Lust eine Geschichte zu hören, so will ich Ihnen den Vorfall erzählen, der mich von meiner irrigen Meinung heilte.

Ich studierte die Wissenschaft gesellschaftlich mit einem jüngeren Freunde vom Regiment. Wir hatten bei unserm Lehrer Bauer den Unterricht in der Geometrie angefangen, und, um schneller fortzurücken, die Einrichtung getroffen, daß wir uns zu jeder Stunde präparirten, und in den Stunden selbst, ohne weiteren Vortrag von Seiten unseres Lehrers, abwechselnd der Reihe nach die Wahrheiten der Lehrsätze erwiesen, so daß unserem Lehrer kein anderes Geschäft, als die Beurtheilung übrig blieb, ob wir die Resultate richtig gefaßt hätten. Schon diese Einrichtung

war nicht viel mehr als eigenes Studium. Aber daß auch das Wenige, das wir von der Hilfe unſeres Lehrers genoſſen, nicht werth ſei, darum die Ausführung meines Entſchluſſes zu verſchieben, ward mir klar, als wir kürzlich zu dem Beweiſe kamen, daß auch irrationale Verhältniſſe der Linien wie rational angeſehen werden können, weil das Maaß jeder Linie kleiner als jede denkbare Größe iſt. Der Beweis war indirect und ſo weitläufig geführt, daß ich bei einiger Übereilung den Schlüſſen nicht ganz folgen konnte, wie denn überhaupt Käſtners indirecte Beweiſe keine Einſicht in die Natur der Sache gewähren und immer mir auch unglaublich ſein werden, weil ich mich unaufhörlich ſträube, als wahr vorauszuſetzen, was ich für falſch erkennen muß. Kurz, ich erſchien für dieſen Beweis unvorbereitet in den Stunden, und unglücklicherweiſe traf mich die Reihe, ihn zu führen. Ich konnte es nicht. Mein Lehrer demonſtrierte mir ihn; aber was ich nicht verſtehen kann, wenn ich es leſe, verſtehe ich noch weit weniger, wenn ich es höre. Wenn ich einen Beweis leſe, gehe ich nicht eher zur Folgerung, als bis ich den Grund einſehe, und baue nicht fort, ehe ich nicht den Grundſtein gelegt habe. Nichts ſtört mich in meiner Betrachtung, und wenn mich irgend ein ſich ergebender Umſtand zum Nachdenken verführt, erkläre ich mich über dieſen auch, und gehe von dannen weiter, wo ich ſtehen blieb. Wie ganz anders iſt es dagegen, wenn ich höre! Der Lehrer folgert und ſchließt nach dem Grade ſeiner Einſicht, nicht nach dem Grade der meinigen. Der Gang, den er nimmt, kann der beſte ſein; aber in meiner Seele bildete ſich einmal der Entwurf eines anderen und die Abweichung von dieſem macht eine ſtörende Diverſion in meinem Denkgeſchäfte, oder ich falle mit Lebhaftigkeit über einen uns merkwürdigen Umſtand her, der noch nicht berührt worden iſt, und mich unwill-

kürlich beschäftigt, meine Aufmerksamkeit vom Ziele abzieht, das mein Lehrer, tauben Ohren predigend, mir indessen entgegenrückt. Kurz, ich begriff zum zweiten und dritten Male nicht, was der Lehrer demonstrirte, und es blieb, zu meiner nicht unempfundenen Schande, kein anderes Mittel übrig, als meinem Freunde das Geschäft des Demonstrirens zu übertragen, der sich dessen auch vollkommen gut entledigte. Zu meinem Troste gestand er mir, als wir das Zimmer unseres Lehrers (diesmal für mich ein Inquisitions-Tribunal, weil ich bei jeder Frage heiße Tropfen schwitzte) verlassen hatten, daß er den Beweis schon vor der Stunde vollkommen eingesehen habe und ohnedies mit mir ein gleiches Schicksal gehabt haben würde, weil er, gleich mir, aus derselben Ursache die Demonstration des Lehrers (für deren Richtigkeit ich übrigens stehe) nicht habe folgen können. Ich eilte mit meinem Lehrbuche nach Hause, las, verstand, führte Beweis, streng systematisch, für die verschiedenen Fälle, und in zwei Tagen war ich in Frankfurt, um keinen Augenblick mehr die Erfüllung meines Entschlusses aufzuschieben. Man machte mir Einwürfe, fragte mich, welche Brodwissenschaft ich ergreifen wolle; denn daß dies meine Absicht sein müsse, fiel Niemanden ein zu bezweifeln. Ich stockte. Man ließ mir die Wahl zwischen Jurisprudenz und der Cameralwissenschaft. Ich zeigte mich derselben nicht abgeneigt, ohne mich jedoch zu bestimmen. Man fragte mich, ob ich auf Connexionen bei Hofe rechnen könne? Ich verneinte anfänglich etwas verlegen, aber erklärte darauf, um so viel stolzer, daß ich, wenn ich auch Connexionen hätte, mich nach meinen jetzigen Begriffen schämen müßte, darauf zu rechnen. Man lächelte, ich fühlte, daß ich mich übereilt hatte. Solche Wahrheiten muß man sich hüten, auszusprechen. Man fing nun an, nach und nach zu zweifeln, daß die Ausfüh-

rung meines Planes rathsam sei. Man sagte, ich sei zu alt, zu studiren. Darüber lächelte ich im Innern, weil ich mein Schicksal voraus sah, einst als Schüler zu sterben, und wenn ich auch als Greis in die Gruft führe. Man stellte mir mein geringes Vermögen vor, man zeigte mir die zweifelhafte Aussicht auf Brod auf meinem neuen Lebenswege, die gewisse Aussicht auf dem alten. Man malte mir mein bevorstehendes Schicksal, jahrelang eine trockene Wissenschaft zu studiren, jahrelang und ohne Brod mich als Referendar mit trockenen Beschäftigungen zu quälen, und endlich ein kümmerliches Brod zu erwerben, mit so barocken Farben aus, daß, wenn es mir, wenn auch nur im Traume hätte einfallen können, meine jetzige, in vieler Hinsicht günstige Lage darum mit diesem Lebensplane zu vertauschen, ich mich den unsinnigsten Thoren hätte schelten müssen, der mir je erschienen wäre.

Aber alle diese Einwürfe trafen meinen Entschluß nicht. Nicht aus Unzufriedenheit mit meiner besseren Lage, nicht aus Mangel an Brod, nicht aus Speculation auf Brod, — sondern aus Neigung zu den Wissenschaften, aus dem eifrigen Bestreben nach einer Bildung, welche, nach meiner Überzeugung, in dem Militärdienste nicht zu erlangen ist, verlasse ich denselben. Meine Absicht ist, das Studium der reinen Mathematik und reinen Logik selbst zu beendigen, und mich in der lateinischen Sprache zu befestigen, und diesem Zwecke bestimme ich einen jahrelangen Aufenthalt in Frankfurt. Alles, was ich dort hören möchte, ist ein Collegium über literarische Encyklopädie. So bald dieser Grund gelegt ist, — und um ihn zu legen, muß ich die genannten Wissenschaften durchaus selbst studiren — wünsche ich nach Göttingen zu gehen und mich dort der höheren Theologie, der Mathematik, Philosophie und Physik zu widmen, zu welcher letzteren ich einen mir selbst unerklär-

lichen Hang habe, obwohl in meiner früheren Jugend die Cultur des Sinnes für die Natur und ihre Erscheinungen durchaus vernachlässigt geblieben ist, und ich in dieser Hinsicht bis jetzt nichts kann, als mit Erstaunen und Verwunderung an ihre Phänomene denken.

Diesen Studienplan lege ich Ihrer Prüfung vor, und erbitte mir darüber Ihren Rath, weil ich hierin meine Vernunft nicht als alleinige Rathgeberin anerkennen, nicht vorzugsweise meiner Überzeugung trauen darf, und es einen Gegenstand betrifft, dessen ich unwissend bin, und über den Andere aufgeklärt sind. — Welche Anwendung ich einst von den Kenntnissen machen werde, die ich zu sammeln hoffe, und auf welche Art und Weise ich mir das Brod, das ich für jeden Tag, und die Kleidung, die ich für jedes Jahr brauche, erwerben werde, weiß ich nicht. Mich beruhigt mein guter Wille, keine Art von Broderwerb und Arbeit zu scheuen, wenn sie nur ehrlich sind. Alle Beispiele von ungeschätztem Verstande und brodlosen, wiewohl geschickten Gelehrten und Künstlern, von denen es freilich leider! wimmelt, erschrecken mich so wenig, daß ich ihnen vielmehr mit Recht dieses Schicksal zuerkenne, weil Niemand zu hungern braucht, wenn er nur arbeiten will. Alle diese Leute — mit Ausschluß der Kranken und Unvermögenden, welche freilich kein hartes Schicksal verdienen, — sind entweder zu unwissend, um arbeiten zu können, oder zu stolz, um jede Art von Arbeit angreifen zu wollen. Brauchbare und willige Leute werden immer gesucht und gebraucht. Diese Überzeugung beruht nicht auf der Tugend der Menschen, sondern auf ihrem Vortheile, und um so weniger soll sie mir, zu meinem Glücke, Jemand rauben. Vielleicht ist es möglich, daß Zeit und Schicksale in mir Gefühle und Meinungen ändern; denn wer kann davor sicher sein! Es ist möglich, daß ich einst für rathsam halte,

eine Bedienung, ein Amt zu suchen, und ich hoffe und glaube auch, für diesen Fall, daß es mir dann leicht werden wird, mich für das Besondere eines Amtes zu bilden, wenn ich mich für das Allgemeine, für das Leben gebildet habe. Aber ich bezweifle diesen möglichen Schritt; weil ich die goldene Unabhängigkeit von der Herrschaft der Vernunft mich stets zu veräußern scheuen würde, wenn ich erst einmal so glücklich gewesen wäre, sie mir wieder erworben zu haben. Diese Äußerung ist es besonders, die ich zu verschweigen bitte, weil sie mir ohne Zweifel viele Unannehmlichkeiten von Seiten meines Vormundes verursachen würde, der mir schon erklärt hat, ein Mündel müsse sich für einen festen Lebensplan, für ein festes Ziel bestimmen. Sobald ich aber nur erst meinen Abschied erhalten habe, um dessen Bewilligung ich bereits nachgesucht, werde ich freimüthig und offen zu Werke gehen. Welcher Erfolg dieses Schrittes im Hintergrunde der Zukunft meiner wartet, weiß allein der, der schon jetzt wie in der Zukunft lebt. Ich hoffe das Beste; wiewohl ich auch ohne Bestürzung an schlimme Folgen denke. Auch in ihnen ist Bildung, und vielleicht die höchste Bildung möglich, und sie werden mich nicht unvorbereitet überraschen, wenigstens mich unfehlbar nicht meinen Entschluß bereuen machen. Ja, thäten sie dies, müßte ich dann nicht dasselbe fürchten, als wenn ich bliebe, wo ich bin? Man kann für jeden Augenblick des Lebens nichts anderes thun, als was die Natur für ihren wahren Vortheil erkennt.

Ein zufälliger Umstand schützt mich vor dem tiefsten Elende, vor Hunger und Blöße in Krankheiten. Ich habe ein kleines Vermögen, das mir in dieser Rücksicht — und weil es mir manchen Vortheil für meine Bildung verschaffen kann — sehr theuer ist, und ich mir, aus diesem Grunde, möglichst zu erhalten strebe.

Mein Glück kann ich freilich nicht auf diesen Umstand gründen, den mir ein Zufall gab, und ich will es daher nur wie ein Geschick, nicht wie eine angeborene Eigenschaft genießen, um mich, wenn ich es verlieren sollte, wenigstens nicht ärmer zu fühlen, als ich war. Ich sinne oft nach, welchen Weg des Lebens ich wohl eingeschlagen haben würde, wenn das Schicksal mich von allen Gütern der Erde ganz entblößt hätte, wenn ich ganz arm wäre? Und fühle eine nie empfundene Freude, Kopf und Herz wechselseitig kräftigend, daß ich dasselbe, ganz dasselbe gethan haben würde.

Ja, Lieber! Nicht Schwärmerei, nicht kindische Zuversicht ist diese Äußerung. Erinnern Sie sich, daß ich es für meine Pflicht halte, diesen Schritt zu thun; und ein Zufall, außerwesentliche Umstände können und sollen die Erfüllung meiner Pflicht nicht hindern, einen Entschluß nicht zerstören, den die höhere Vernunft erzeugte, ein Glück nicht erschüttern, das sich nur im Innern gründet.

In dieser Überzeugung darf ich gestehen, daß ich mit einiger, ja großer Gewißheit einer fröhlichen und glücklichen Zukunft entgegensehe. In mir und durch mich vergnügt, o, mein Freund! wo kann der Blitz des Schicksals mich treffen, wenn ich es fest im Innersten meiner Seele bewahre? Immer mehr erwärmt und begünstigt mein Herz den Entschluß, den ich nun um keinen Preis der Könige mehr aufgeben möchte, und meine Vernunft bekräftigt, was mein Herz sagt, und krönt es mit der Wahrheit, daß es wenigstens weise und rathsam sei, in dieser wandelbaren Zeit so wenig wie möglich an die Ordnung der Dinge zu knüpfen.

Diese getreue Darstellung meines ganzens Wesens, das volle unbegrenzte Vertrauen, dessen Gefühle mir selbst frohe Genüsse gewähren, weil eine zufällige Abgezogenheit

von den Menschen sie so selten macht, wird auch Sie nicht ungerührt lassen, soll und wird mir auch Ihr Vertrauen erwerben, um das ich im eigentlichsten Sinne buhle. Den Funken der Theilnahme, den ich bei der ersten Eröffnung meines Planes in Ihren Augen entdeckte, zur Flamme zu erheben, ist mein Wunsch und meine Hoffnung. Seien Sie mein Freund im deutschen Sinne des Worts, so wie Sie einst mein Lehrer waren, jedoch für länger, für immer.

Es wird mir lieb sein, wenn dieser Brief nebst beiliegendem Aufsatz meiner Schwester Ulrike zur Lesung überschickt wird. Sie ist die Einzige von meiner Familie, der ich mich ganz anzuvertrauen schuldig bin, weil sie die Einzige ist, die mich ganz verstehen kann. Diesen Aufsatz bitte ich aufzubewahren, bis ich ihn mir in Frankfurt selbst abfordere.

Ihr Freund Kleist.

Kleists Jugend ist ein merkwürdig unerfreulicher Anblick. Seine Kindheit hat so wenig ein Bilderbuch, wie die von Lessing, der sich aber als Student von den Seinen wenigstens innerlich frei machte und als „Komödienschreiber" den Vorteil fand, sich zu deklassieren. Kleist ist im eigentlichen Sinn nie aus seiner Klasse herausgetreten, er blieb der preußische Leutnant a. D., und wie heftig er auch später als Jünger Rousseaus den ganzen Bettel von Adel verworfen hat, die Blutsgemeinschaft trieb ihn immer wieder zu den Seinen zurück. Das Verantwortlichkeitsgefühl gegen die Familie hat bei ihm nie aufgehört, und der Makel, den sie ihm als einem verworfenem Mitglied der menschlichen Gesellschaft anheftete, hat ihn gewiß am schärfsten gebrannt von allen Demütigungen und Enttäuschungen, die ihn in den Tod

trieben. Es war die anfängliche Tragik seines Lebens, daß er so spät seine Berufung erkannte, daß sein schlummerndes Ingenium sich noch keine Privilegien anmaßen konnte. An der entscheidenden Stelle fehlt seinem Leben die abschneidende Rücksichtslosigkeit, die ihm vielleicht manche spätere erspart hätte. Sieben Jahre, die er unwiederbringlich verloren nennt, hatte Kleist im Soldatenstande zugebracht. Es war kein Empörer, der den Säbel abschnallte, kein Flüchtling wie der junge Schiller. Man kann nicht einmal annehmen, daß Kleist das preußische Militärsystem in seinen abstoßendsten Erscheinungen kennen gelernt hat, daß sein empfindliches Rechtsgefühl von der schlimmsten Brutalität und Misere des Kasernenlebens erschreckt wurde, die der ruhige und gewissenhafte J. C. F. von Klöden in den erschütternden Erinnerungen eines Soldatenkindes aufbewahrt hat. Das Potsdamer Garderegiment, vom Könige bevorzugt, bestand jedenfalls nur aus Landeskindern und aus einem zuverlässigen Material, das nicht allein durch barbarische Strenge und eine versteckte Art von Gefangenschaft zusammengehalten werden mußte.

Der Offizier sehnte sich danach, Mensch zu werden, und dem in Respekt und Pietät Aufgewachsenen lag vor allem daran, seinen ungewöhnlichen Schritt zu rechtfertigen, die Enttäuschung der Seinen, und dazu gehörten mindestens alle Kleists, durch ein tadelloses, sogar vorbildliches Verhalten zu beschwichtigen. Wir wissen nicht, ob der Abtrünnige, der selbstverständlich in der Verehrung des Helden und Dichters Ewald von Kleist aufgewachsen war, irgend welche Beziehungen zu Franz Alexander von Kleist unterhalten hat, der wenige Jahre früher gleichfalls den Soldatenstand aufgegeben hatte, um ein immerhin beachtenswertes und früh anerkanntes Talent den Musen zu widmen. Wenn Kleist später von dem Ruhm seines Geschlechtes spricht, der durch ihn er-

höht werden soll, so meint er immer nur den Sänger der Ode „an das unüberwindliche Heer" und den Erfinder der Leydener Flasche, dem er sich vorläufig, mit seinem Talent noch ganz unbekannt, wohl näher stellte als dem Dichter. Sein Ehrgeiz schläft noch, und kein Traum von Größe hat den Zweiundzwanzigjährigen heimgesucht. Seine Jugend scheint ganz ohne Titanismus, ohne Überschwang, ohne Übermut, ohne Keckheit und Leichtsinn. Der junge Student, der nach Frankfurt als Hausohn zu den Seinen geht, ein Bild des Ernstes und der Strenge, hat sich ganz in Theorien eingeschnürt, und es ist, als ob er die Uniform nur geändert, als ob er einen Drill durch den anderen ersetzt habe.

„Ein freier denkender Mensch," schreibt Kleist an die Schwester, „bleibt da nicht stehen, wo der Zufall ihn hinstößt; oder wenn er bleibt, so bleibt er aus Gründen, aus Wahl des Bessern. Er fühlt, daß man sich über sein Schicksal erheben könne, ja, daß es im richtigen Sinne selbst möglich sei, das Schicksal zu leiten. Er bestimmt nach seiner Vernunft, welches Glück für ihn das höchste sei, er entwirft sich seinen Lebensplan, und strebt seinem Ziele nach sicher aufgestellten Grundsätzen mit allen seinen Kräften entgegen. Denn schon die Bibel sagt, willst du das Himmelreich erwerben, so lege selbst Hand an.

So lange ein Mensch noch nicht imstande ist, sich selbst einen Lebensplan zu bilden, so lange ist und bleibt er unmündig, er stehe nun als Kind unter der Vormundschaft seiner Eltern oder als Mann unter der Vormundschaft des Schicksals. Die erste Handlung der Selbständigkeit des Menschen ist der Entwurf eines solchen Lebensplans. Wie nötig es ist, ihn so früh wie möglich zu bilden, davon hat mich der Verlust von sieben kostbaren Jahren, die ich dem Soldatenstande widmete, von sieben unwiederbringlich ver-

lorenen Jahren, die ich für meinen Lebensplan hätte verwenden gekonnt, wenn ich ihn früher zu bilden verstanden hätte, überzeugt.

Ein schönes Kennzeichen eines solchen Menschen, der nach sichern Prinzipien handelt, ist Konsequenz, Zusammenhang und Einheit in seinem Betragen. Das hohe Ziel, dem er entgegenstrebt, ist das Mobil aller seiner Gedanken, Empfindungen und Handlungen. Alles, was er denkt, fühlt und will, hat Bezug auf dieses Ziel, alle Kräfte seiner Seele und seines Körpers streben nach diesem gemeinschaftlichen Ziele. Nie werden seine Worte seinen Handlungen, oder umgekehrt, widersprechen, für jede seiner Äußerungen wird er Gründe der Vernunft aufzuweisen haben. Wenn man nur sein Ziel kennt, so wird es nicht schwer sein, die Gründe seines Betragens zu erforschen."

Der Autodidakt und Dilettant, der mit so unjugendlicher Würde einhergeht, der sich vor den Seinen durchsichtig machen möchte, um ihrer mangelhaften Lichtempfindlichkeit beizukommen, scheint andere weniger als sich selbst getäuscht zu haben. Auch nach Einschränkung des Legendarischen erhalten wir aus allen Berichten den Eindruck eines bei aller verschließenden Schüchternheit ungeheuer reizbaren, maßlos vertrauenden und mißtrauenden, leicht zu verstimmenden, schmerzlich in sich hineinbohrenden Menschen, der sich selten dem Moment hingibt, der sich nie völlig entspannt oder sich bequem zu leben gestattet. Gerade die seelische Gleichgewichtslosigkeit glaubt sich mit einem hochgetürmten Bau strengster Forderungen und Grundsätze zu sichern, der mit seinen abstrakten Grundmauern wenig Bestand haben würde, auch wenn er nicht auf vulkanischem Boden stände.

In diesem Jüngling ist mehr von Wagner als von Faust, mehr Dressur als Natur, und wir können die beiden

Frankfurter Jahre noch den sieben verlorenen des Soldatenstandes zuschreiben. Kleist hat in Frankfurt, das außerhalb des geistigen Lebens lag, keine Freunde, keine mitstrebenden Kameraden, er kennt nur Lehrer oder Verwandte und er gehört zu den gefährlichen Autodidakten und Alleingängern, die nur für ihr Pensum leben mit einem unbedingten Glauben an die Lehre. „Zwar weiß ich viel, doch möcht ich alles wissen." Seine Studien legt er in wütendem Eifer so breit wie möglich an, und es charakterisiert sein zelotisches Streben, daß er den Unterbau mit Mathemathik und Physik gründet, um die sichersten, untrüglichsten Fundamente zu gewinnen. Sein Hauptlehrer wird Chr. E. Wünsch, dessen „Kosmologische Unterhaltungen" dieser didaktischen Periode in Kleists Leben die richtunggebenden Kenntnisse und Anschauungen geliefert haben. Es ist richtig, daß dieser Wünsch, durch einen Angriff Goethes ausgezeichnet, nicht zu den nüchternsten und geschorensten Aufklärern gerechnet werden kann, daß eine pietistische Erbschaft in mystischen Vorstellungen vom Weltsystem bei ihm wiederkehrt. Seine Lehre von den bewohnten Weltkörpern, von der Kette der vernünftigen Wesen, die von einem Ende des Universums zum anderen reicht, mag Kleist besonders angezogen haben. Dieser mit professoraler Naivetät nach großen Vorgängern ausgestreute Lehrsatz traf Kleists echte metaphysische Veranlagung. Sein Sternenglaube war oder wurde Gemütssache, scheint er doch mit zarteren Fäden als andere Menschen an diese Erde gebunden, die er deshalb um so leichter wie ein neugieriger Reisender verlassen konnte. Für Kleist gab es keine Hypothesen, sondern leidenschaftliche Hingebungen auf Treu und Glauben, und die Theorie, die ihn täuschte, zertrümmerte er, weil er eben durchaus kein theoretischer Kopf war, der der Relativität aller Erkenntnis bewußt, ein System mit dem anderen

gelassen austauscht. Mit Wünsch hat sich Kleist allerdings noch nicht schmerzhaft auseinander gesetzt; er schüttelte seinen Schulmeister schmerzlos ab, als er unter die Herrschaft von Kant fiel. Und mehr ist dieser Mann auch nicht gewesen, der seine Kosmologischen Unterhaltungen für die reifere Jugend schrieb, kein Forscher, keine Persönlichkeit von eigener denkerischer Substanz, sondern ein gefälliger Kompilator der Naturwissenschaft, die gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Mode kam und unter den Gebildeten ein breiteres Publikum suchte. Der Mann verwaltete Mathematik, Physik, Astronomie, Philosophie, Zoologie, Anthropologie, was alles sich noch nicht spezialisiert hatte, und es war eben diese Vollständigkeit, die den jungen Studenten oder Famulus befriedigte. Bevor er seinem ursprünglichen Plane gemäß nach Göttingen ging, um die einzelnen Studien höher hinauf zu treiben, wollte er ein Weltbild im Kopfe haben. Kleist macht ganz den Eindruck des Dilettanten, der die Weisheit auswendig lernen will, des Hungrigen, der da meint, die Wahrheit könne wie Brot ausgeteilt werden. Die dilettantische Lernwut wird sogleich zur pedantischen Lehrsucht, und wenn Kleist die Damen seines Umgangs veranlaßt, einem Privatkursus des verehrten Wünsch zu folgen, so beglückt es ihn, den Korrepetitor zu spielen und ihre Studien zu überwachen. Das Verhalten des Zweiundzwanzigjährigen entspricht ziemlich genau dem des siebzehnjährigen Goethe, der allerdings ein keckes, frivoles Bürschlein war, besonders neben diesem Puritaner der Wissenschaft und des Lebensernstes. Wenn er die Aufsätze der jungen Mädchen korrigierte, ihren deutschen Stil reinigte, der bei ihm selbst noch starr in Regeln lag, so sah er wahrscheinlich seine Zukunft vor sich, wie er die gläubigen Gemüter der Jugend durch Beispiel und Lehre zur Tugend, Bildung, Vollkommen-

heit leiten würde. Kleist war keine gesellige, wohl aber eine familiäre Natur, schwankend zwischen Verschlossenheit und kindlicher Zutraulichkeit. Er konnte sich nicht halbieren, nicht objektivieren, sich nicht diplomatisch vertreten, wenn es sich auch nur um die primitivsten der kleinen Künste des Umgangs handelt; er war immer ganz da, mit der vollen Forderung seiner Seele, und darum auch zweifellos denen, die ihn liebten, schwer und unbequem.

Erst später, gerade als er sich den Bedingungen der Geburt und Umgebung entzogen hatte, sprang die spezifisch preußische oder junkerhafte Art aus ihm heraus, die Souveränität der Stimmung und der Laune, die nur der eigenen inneren Bewegung gehorchend, in einem Augenblick erstarren, und im nächsten schmelzen kann. Wie die Figuren seiner Dramen, die nur von seinem Blute leben, hat er den Ton des schroffsten Befehls und den der weichen Bitte, die rührende Kinderaugen aufschlägt. Es hat kaum eine Seele gegeben, die sich so unangreifbar in sich zurückziehen konnte, um dann von brüderlichem Verlangen aufgelöst nach der verwandten hin zu wallen.

Während jener Frankfurter Zeit aber war er selbst in den gefährlichen Untergründen seines Gemütes noch nicht heimisch, aus dem allein er später sein Schicksalsgebot empfing. Die Dämonen schliefen noch; es gibt keine unromantischere Jugend, ohne Abenteuer, ohne Verfehlungen, ohne Leidenschaften. Am Anfang dieses tragischen, in Katastrophen hingestürzten Lebenslaufes steht die Regel, die Schicklichkeit, die Konvention. Es gehört zu Kleists Unreife, zu der ganzen Pedanterie seiner damaligen Erscheinung, daß er sich mit einem Mädchen seines Standes verlobt, daß er sich so früh bindet und daß er sich unter die Last der Verantwortung stürzt, statt sich vor ihr mit Goetheschem Egoismus, mit warnendem Lebensinstinkt zu scheuen. Es

geht hier wieder ganz theoretisch zu. Wie er sich nicht Arbeit genug aufhalsen kann, was immer das beste Mittel bleibt, um innere Zwecklosigkeit fortzutäuschen, so dient auch die neue schwere Verpflichtung dazu, sein Ziel noch schärfer zu bestimmen, noch höher aufzurichten. Es ist ein Wegweiser mehr für die theoretische Straße zu einer konstruierten Zukunft, und nach allen diesen Selbstversicherungen kann er nicht mehr fehlgehen. Diese ganze Periode hat etwas Kahles, Vegetationsloses, als ob es durch märkischen Sand ginge, und die Natur scheint mit der Harke von Ideen und Postulaten ausgefegt zu sein.

Gewiß hat Kleist seine Wilhelmine von Zenge geliebt, wie einer lieben kann, der seine innerste Notwendigkeit und Bestimmung noch nicht kennt und an sich selbst keinen Maßstab für andere findet. Solche frühen Verlobungen sind im allgemeinen Angelegenheiten zwischen Geschlecht und Geschlecht, nicht zwischen Mensch und Mensch. Der Bürger pflegt überhaupt nicht individuell nach feinen und tiefen seelischen Bedürfnissen zu wählen, und es ist auch nicht nötig, da er selbst nur einen Typus des Erwerbes, des Standes, der Bildung vertritt. Wogegen es fast in der Natur der Dinge liegt, daß der Künstler sich das erste Mal irrt und zu sich selbst erwachend den Irrtum zurücknimmt. Wäre der frühere Leutnant von Kleist Professor oder Beamter geworden, was ihm damals vorschwebte, so hätte dieses Verhältnis bestehen können. Die Generalstochter, die er durch seine Schwestern im Nachbarhause kennnen lernte, trat ihm als hübsches, schlankes Mädchen entgegen, mit dem Reiz der wohlbehüteten Jungfräulichkeit. Wilhelmine hatte ihre letzten Mädchenjahre, bis ihr Vater das Frankfurter Regiment übernahm, in Berlin verbracht. Nach der Vorschrift der Tanz- und verkleidungslustigen Zeit hatte sie in der damals sehr zerstreuungssüch-

tigen Hauptstadt Gesellschaften und Assembléen, Redouten und Bälle reichlich absolviert, sie hatte auch das Hofleben angestaunt, aber wie sie selbst später erzählt, war ihr Herz noch von keinem Manne besonders gerührt worden. Der junge Mann, der von dem geraden selbstverständlichen Wege der militärischen Laufbahn abgelenkt war, um mit beispielloſem Eifer einen Studenten vorzustellen, der er doch nicht war, hatte zunächst für sie etwas Befremdendes. Seiner finsteren, häufig stummen Melancholie zog sie den anspruchslosen Frohsinn des jüngeren Bruders Leopold vor. Aber der Sonderbare liebte die Musik, und er schien sich singend und spielend in der Gesellschaft der Mädchen zu gefallen. Kleist gewann eine Autorität über den kleinen freundschaftlichen Kreis, als er die Damen zu Schülerinnen seines verehrten Lehrers Wünsch anwarb, und wir dürfen uns wohl vorstellen, daß er zuweilen im Stile von Molières Misanthropen gegen Oberflächlichkeit und Koketterie geeifert hat. Der Rousseauschwärmer, der sich mit unangefochtener Gläubigkeit für den „Emile" begeisterte, hielt sich damals noch für einen Erzieher, so lange das Leben selbst seine pädagogischen Konzepte noch nicht verwirrte. Kleist korrigierte die Aufsätze, die von den gehorsamen Teilnehmerinnen dieses wissenschaftlichen Kränzchens angefertigt wurden, und er bat sich die Erlaubnis aus, dem Fräulein von Zenge in kurzen Anleitungen die Hauptregeln der deutschen Sprache mitteilen zu dürfen, mit denen er selbst nie recht fertig wurde. Statt einer grammatischen Unterweisung erhielt Wilhelmine eines Tages eine Liebeserklärung. Das bescheidene junge Mädchen glaubt die Schwester Lotte vorgezogen, sie erschrickt, lehnt ab, und nach der Regel schicklicher Zurückhaltung verweist sie den unerwarteten Werber auf achtungsvolle Freundschaft. Das vollzieht sich wie in einem Ifflandschen Lustspiel, nur

daß der Dichter der Penthesilea die Stelle des Liebhabers spielt. Der ungestüme Freund drängt auf eine günstigere Entscheidung. Was hat sie an ihm auszusetzen, wie kann er ihre Liebe erwerben? Sie schildert den Mann nach ihrem Herzen, und da er sich Mühe gibt, diesem Bilde ähnlich zu werden, so gestattet sie ihm, bei den Eltern schriftlich um ihre Hand anzuhalten. Der Vater General mag einiges gegen den entlaufenen Offizier eingewandt haben. Da aber der junge Kleist etwas Vermögen besaß, da er beim Abschied vom Könige die Aussicht auf eine Anstellung empfangen hatte, da er in Frankfurt unter den Augen der Familie ein nur dem Studium gewidmetes Leben von vorbildlichem Ernst führte, und da schließlich ein Freier für ein Mädchen von geringen Mitteln immer gelegen kommt, so wurde die elterliche Einwilligung gegeben. Die beiden jungen Leute durften sich also nach den Regeln der Verlobten lieben, sich gegenseitig schreiben, Geschenke machen und in der Gartenlaube kosen.

An Wilhelmine von Zenge

(Frankfurt a. d. Oder, Anfang 1800)

⟨Der Anfang fehlt.⟩ .... sichtbar die Zuversicht von Ihnen geliebt zu werden? Athmet nicht in jeder Zeile das frohe Selbstbewußtsein der erhörten und beglückten Liebe? — Und doch — wer hat es mir gesagt? Und wo steht es geschrieben?

Zwar — was soll ich aus dem Frohsinn, der auch Sie seit gestern belebt, was soll ich aus den Freudenthränen, die Sie bei der Erklärung Ihres Vaters vergossen haben, was soll ich aus der Güte, mit welcher Sie mich in diesen Tagen zuweilen angeblickt haben, was soll ich aus dem innigen Vertrauen, mit welchem Sie in einigen der ver-

flossenen Abende, besonders gestern am Fortepiano, zu mir sprachen, was soll ich aus der Kühnheit, mit welcher Sie sich jetzt, weil Sie es dürfen, selbst in Gegenwart Andrer mir nähern, da Sie sonst immer schüchtern von mir entfernt blieben — ich frage, was soll ich aus allen diesen fast unzweifelhaften Zügen anderes schließen, was anderes, Wilhelmine, als daß ich geliebt werde?

Aber darf ich meinen Augen und meinen Ohren, darf ich meinem Witze und meinem Scharfsinn, darf ich dem Gefühle meines leichtgläubigen Herzens, das sich schon einmal von ähnlichen Zügen täuschen ließ, wohl trauen? Muß ich nicht mißtrauisch werden auf meine Schlüsse, da Sie mir selbst schon einmal gezeigt haben, wie falsch sie zuweilen sind? Was kann ich im Grunde, reiflich überlegt, mehr glauben, als was ich vor einem halben Jahre auch schon wußte, ich frage, was kann ich mehr glauben, als daß Sie mich *schätzen* und daß Sie mich wie *einen Freund* lieben?

Und doch wünsche ich *mehr*, und doch mögte ich nun gern *wissen*, was Ihr Herz für mich fühlt. Wilhelmine! Lassen Sie mich einen Blick in Ihr Herz thun. Öffnen Sie mir es einmal mit Vertrauen und Offenherzigkeit. So viel Vertrauen, so viel unbegränztes Vertrauen von meiner Seite verdient doch wohl *einige* Erwiederung von der Ihrigen. Ich will nicht sagen, daß Sie mich lieben müßten, weil ich Sie liebe; aber vertrauen müssen Sie sich mir, weil ich mich Ihnen unbegränzt vertraut habe. — Wilhelmine! Schreiben Sie mir einmal *recht innig und herzlich*. Führen Sie mich einmal in das Heiligthum Ihres Herzens, das ich noch nicht mit Gewißheit kenne. Wenn der Glaube, den ich aus der Innigkeit Ihres Betragens gegen mich schöpfte, zu kühn und noch zu übereilt war, so scheuen Sie sich nicht, es mir zu sagen. Ich werde mit den Hoff-

nungen, die Sie mir gewiß nicht entziehen werden, zufrieden sein. Aber auch dann, Wilhelmine, wenn mein Glaube gegründet wäre, auch dann scheuen Sie sich nicht, sich mir ganz zu vertrauen. Sagen Sie es mir, wenn Sie mich lieben — denn warum wollten Sie sich dessen schämen? Bin ich nicht ein edler Mensch, Wilhelmine?

Zwar eigentlich — — ich will es Ihnen nur offenherzig gestehen, Wilhelmine, was Sie auch immerhin von meiner Eitelkeit denken mögen — eigentlich bin ich es fest überzeugt, daß Sie mich lieben. Aber, Gott weiß, welche seltsame Reihe von Gedanken mich wünschen lehrt, daß Sie es mir sagen mögten. Ich glaube, daß ich entzückt sein werde, und daß Sie mir einen Augenblick, voll der üppigsten und innigsten Freude bereiten werden, wenn Ihre Hand sich entschließen könnte, diese drei Worte niederzuschreiben: ich liebe Dich.

Ja, Wilhelmine, sagen Sie mir diese drei herrlichen Worte; sie sollen für die ganze Dauer meines künftigen Lebens gelten. Sagen Sie sie mir einmal und lassen Sie uns dann bald dahin kommen, daß wir nicht mehr nötig haben, sie uns zu widerholen. Denn nicht durch Worte aber durch Handlungen zeigt sich wahre Treue und wahre Liebe. Lassen Sie uns bald recht innig vertraut werden, damit wir uns ganz kennen lernen. Ich weiß nichts, Wilhelmine, in meiner Seele regt sich kein Gedanke, kein Gefühl in meinem Busen, das ich mich scheuen dürfte Ihnen mitzutheilen. Und was könnten Sie mir wohl zu verheimlichen haben? Und was könnte Sie wohl bewegen, die erste Bedingung der Liebe, das Vertrauen zu verletzen? — Also offenherzig, Wilhelmine, immer offenherzig. Was wir auch denken und fühlen und wünschen — etwas Unedles kann es nicht sein, und darum wollen wir es uns freimüthig mittheilen. Vertrauen und Achtung,

das sind die beiden unzertrennlichen Grundpfeiler der Liebe, ohne welche sie nicht bestehen kann; denn ohne Achtung hat die Liebe keinen Werth und ohne Vertrauen keine Freude.

Ja, Wilhelmine, auch die Achtung ist eine unwiderrufliche Bedingung der Liebe. Lassen Sie uns daher unaufhörlich uns bemühen, nicht nur die Achtung, die wir gegenseitig für einander tragen, zu erhalten, sondern auch zu erhöhen. Denn dieser Zweck ist es erst, welcher der Liebe ihren höchsten Werth giebt. Edler und besser sollen wir durch die Liebe werden, und wenn wir diesen Zweck nicht erreichen, Wilhelmine, so mißverstehen wir uns. Lassen Sie uns daher immer mit sanfter menschenfreundlicher Strenge über unser gegenseitiges Betragen wachen. Von Ihnen wenigstens wünsche ich es, daß Sie mir offenherzig alles sagen, was Ihnen vielleicht an mir mißfallen könnte. Ich darf mich getrauen alle Ihre Forderungen zu erfüllen, weil ich nicht fürchte, daß Sie überspannte Forderungen machen werden. Fahren Sie wenigstens fort, sich immer so zu betragen, daß ich mein höchstes Glück in Ihre Liebe und in Ihre Achtung setze; dann werden sich alle die guten Eindrücke, von denen Sie vielleicht nichts ahnden, und die ich Ihnen dennoch innig und herzlich danke, verdoppeln und verdreifachen. — Dafür will ich denn auch an Ihrer Bildung arbeiten, Wilhelmine, und den Werth des Mädchens, das ich liebe, immer noch mehr veredlen und erhöhen.

Und nun noch eine Hauptsache, Wilhelmine. Sie wissen, daß ich bereits entschlossen bin, mich für ein Amt zu bilden; aber noch bin ich nicht entschieden, für welches Amt ich mich bilden soll. Ich wende jede müßige Stunde zum Behufe der Überlegung über diesen Gegenstand an. Ich wäge die Wünsche meines Herzens gegen die Forderungen meiner Vernunft ab; aber die Schalen der Wage

schwanken unter den unbestimmten Gewichten. Soll ich die Rechte studieren? — Ach, Wilhelmine, ich hörte letzthin in dem Naturrechte die Frage aufwerfen, ob die Verträge der Liebenden gelten könnten, weil sie in der Leidenschaft geschehen — und was soll ich von einer Wissenschaft halten, die sich den Kopf darüber zerbricht, ob es ein Eigenthum in der Welt giebt, und die mir daher nur zweifeln lehren würde, ob ich Sie auch wohl jemals mit Recht die Meine nennen darf? Nein, nein, Wilhelmine, nicht die Rechte will ich studieren, nicht die schwankenden ungewissen, zweideutigen Rechte der Vernunft will ich studieren, an die Rechte meines Herzens will ich mich halten, und ausüben will ich sie, was auch alle Systeme der Philosophen dagegen einwenden mögen. — Oder soll ich mich für das diplomatische Fach bestimmen? — Ach, Wilhelmine, ich erkenne nur ein höchstes Gesetz an, die Rechtschaffenheit, und die Politik kennt nur ihren Vortheil. Auch wäre der Aufenthalt an fremden Höfen kein Schauplatz für das Glück der Liebe. An den Höfen herrscht die Mode und die Liebe flieht vor der unbescheidnen Spötterinn. — Oder soll ich mich für das Finanzfach bestimmen? — Das wäre etwas. Wenn mir auch gleich der Klang rollender Münzen eben nicht lieb und angenehm ist, so sei es dennoch. Der Einklang unsrer Herzen möge mich entschädigen, und ich verwerfe diesen Lebensweg nicht, wenn er zu unserm Ziele führen kann. — Auch noch ein Amt steht mir offen, ein ehrenvolles Amt, das mir zugleich alle wissenschaftlichen Genüsse gewähren würde, aber freilich kein glänzendes Amt, ein Amt, von dem man freilich als Bürger des Staates nicht, wohl aber als Weltbürger weiter schreiten kann — ich meine ein academisches Amt. — Endlich bleibt es mir noch übrig die Öconomie zu studieren, um die wichtige Kunst

zu lernen, mit geringen Kräften große Wirkungen hervorzubringen. Wenn ich mir diese große Kunst aneignen könnte, dann Wilhelmine, könnte ich ganz glücklich sein, dann könnte ich, ein freier Mensch, mein ganzes Leben Ihnen und meinem höchsten Zwecke — oder vielmehr, weil es die Rangordnung so will — meinem höchsten Zwecke und Ihnen widmen.

So stehe ich jetzt, wie Herkules, am fünffachen Scheidewege und sinne, welchen Weg ich wählen soll. Das Gewicht des Zweckes, den ich beabsichte, macht mich schüchtern bei der Wahl. Glücklich, glücklich, Wilhelmine, mögte ich gern werden und darf man da nicht schüchtern sein, den rechten Weg zu verfehlen? Zwar ich glaube, daß ich auf jedem dieser Lebenswege glücklich sein würde, wenn ich ihn nur an Ihrer Seite zurücklegen kann. Aber, wer weiß, Wilhelmine, ob Sie nicht vielleicht besondere Wünsche haben, die es werth sind, auch in Erwägung gezogen zu werden. Daher fordere ich Sie auf, mir Ihre Gedanken über alle diese Pläne, und Ihre Wünsche, in dieser Hinsicht, mitzutheilen. Auch wäre es mir lieb, von Ihnen zu erfahren, was Sie sich wohl eigentlich von einer Zukunft an meiner Seite versprechen? Ich verspreche nicht unbedingt den Wunsch zu erfüllen, den Sie mir mittheilen werden; aber ich verspreche bei gleich vortheilhaften Aussichten denjenigen Lebensweg einzuschlagen, der Ihren Wünschen am meisten entspricht. Sei es dann auch der mühsamste der beschwerdenvollste Weg Wilhelmine, ich fühle mich mit Muth und Kraft ausgerüstet, um alle Hindernisse zu übersteigen; und wenn mir der Schweiß über die Schläfe rollt und meine Kräfte von der ewigen Anstrengung ermatten, so soll mich tröstend das Bild der Zukunft anlächeln und der Gedanke mir neuen Muth und neue Kraft geben: ich arbeite ja für Wilhelmine.

Heinrich Kleist.

Nach ihrer eigenen Angabe hat Wilhelmine die leidenschaftlichsten Briefe ihres Bräutigams vernichtet. Die spätere Professorengattin ist in dieser Säuberung vermutlich mit peinlicher Rücksicht und Ängstlichkeit vorgegangen, und wir werden höchstens vermuten dürfen, daß Kleist in den verlorenen Stücken mit der ihm eigenen Naivetät der Sachlichkeit von dem natürlichen Zweck der Ehe gesprochen hat. Die geretteten Blätter gehören keinesfalls zu denjenigen, mit denen sich eine Anthologie des Liebesbriefes schmücken könnte. Trotz allem sinnlichen Verlangen, trotz der offenen Sehnsucht nach Weib und Kind, spricht aus ihnen weder die große Passion, noch eine heftige Verliebtheit. Kleist hat später im Umgang mit jungen Mädchen ganz andere Töne der Verehrung, der Liebenswürdigkeit, sogar der Galanterie gefunden. Mit der wirklichen Verliebtheit hörte die Emphase auf. Seine Schwärmerei hat etwas Theoretisches, Exemplarisches, und er begeistert sich viel mehr an seiner neuen Mission und Verantwortlichkeit als an Wilhelminens Person, die für die Konstruktion eines Idealbildes herhalten muß. Seltsamere Exerzitien hat kaum je ein Bräutigam zustande gebracht als dieser schulmeisternde Liebhaber, der aus Büchern schöpft, um das weiter zu lehren, was er gestern gelernt hat. Seiner Erziehungsmanie, die später von dem Schicksalskundigeren so vollständig abfiel, bot die geduldige und nachgiebige Braut jedenfalls ein bildsameres Material, als die männlich herbe, resolute, humoristische Schwester Ulrike, an die er zuerst die ideale Forderung des Lebensplanes gestellt hatte. Wilhelmine dankte es ihm, daß ihre Ausbildung und Veredlung ihm so am Herzen lag. Sie las die Bücher, die er mitbrachte, und aus denen sie Auszüge machen mußte; sie bearbeitete willig die gestellten Themen und freute sich als brave Schülerin der Zufriedenheit ihres

Lehrers. Wenn etwas den künftigen Dichter des Käthchen und der Penthesilea in diesem Pädagogen verrät, so ist es die unbedingte Herrschaft, die der Mann über das Weib, das erste Geschlecht über das zweite, beansprucht. Die ganze Welt erscheint ihm noch unter dem Gesichtspunkt einer Philanthropin, in der jeder Schüler wieder einen anderen erzieht. Die Männer allein werden zu Meistern, weil sie sich die größeren Pflichten auferlegen und weil sie allein das Verhältnis des Menschen zum Weltganzen überdenken können. Kleist bewilligte der Frau gern einen einfachen tüchtigen Glauben für den Hausgebrauch, aber wie er ihr nicht einmal nach Goetheschen Anschauungen die Herrschaft über Sittlichkeit und Sitte zuschreibt, so bequemt sich seine schroffe männische Art noch viel weniger zu der modischen Verehrung ihres religiösen Genies im Sinne der Romantik.

Bevor Kleist in die Ehe tritt, muß sie theoretisch nach allen Beziehungen erläutert sein, und er führt die Braut durch Denkübungen und Prüfungen in sein Programm ein, für dessen vollständige prinzipielle Erledigung er einmal fünf Jahre fordert. Wenn ein Mädchen gefragt wird, was sie für ihr Glück von einer zukünftigen Ehe fordert, so muß sie zuerst bestimmen, welche Eigenschaften ihr künftiger Gatte haben soll, ob sie ihn an Geist und Körper außerordentlich oder gewöhnlich wünscht, welch ein Amt er bekleiden, wo der Schauplatz der Ehe sein soll, in der Stadt oder auf dem Lande, im Gebirge, in der Ebene oder am Meer. Wie das Haus selbst eingerichtet sein soll, ob groß und prächtig oder nur geräumig und bequem. Ob Luxus in der Wirtschaft herrschen soll oder nur Wohlstand. Welchen Grad von Herrschaft die Frau darin führen und welche sie ihrem Gatten überlassen will. Wie ihr Gatte sich überhaupt gegen sie betragen soll, ob schmeichelnd oder wahr, demütig oder

ſtolz; ob er im Hauſe luſtig oder froh oder ernſt ſein ſoll; ob er ſie außer dem Hauſe mit Eklat ehren ſoll, oder ob es genug ſei, wenn dies zu Hauſe im Stillen geſchieht uſw. Schließlich wird die Preisfrage geſtellt, wer von den beiden Eheleuten durch den Tod des anderen am meiſten verliert, und Kleiſt beantwortet ſie ſelbſt, indem er das Verhältnis der Geſchlechter nach ihren verſchiedenen Beſtimmungen abgrenzt. Der Mann gehört dem öffentlichen Wohl, er hat Verpflichtungen gegen das Vaterland. Die Frau gehört dem Manne, ſie hat keine anderen Verpflichtungen als gegen ihn. Das Glück des Weibes iſt eine unerläßliche aber nicht die einzige Sorge des Mannes, dem das Wohl des Ganzen am Herzen liegt. Dagegen iſt das Glück des Mannes das einzige Ziel der Frau. Sie empfängt von ihm Schutz und Unterhalt, er dagegen von ihr, wenn die Frau ihre Hauptpflichten erfüllt, die ganze Summe ſeines irdiſchen Glückes. Die Frau iſt ſchon glücklich, wenn es der Mann nur iſt, der Mann nicht immer, wenn es die Frau iſt, und ſie muß ihn erſt glücklich machen. Der Mann empfängt alſo unendlich mehr von ſeiner Frau als umgekehrt die Frau von ihrem Manne. Folglich verliert auch der Mann unendlich mehr bei dem Tode ſeiner Frau als dieſe umgekehrt bei dem Tode des Mannes.

So war das künftige gemeinſame Leben in Frage und Antwort bis zum Ende geregelt, und Wilhelmine konnte nicht umhin, den erhabenen Begriff der Sittlichkeit bei ihrem Bräutigam zu bewundern. Sie gab ſich Mühe, ſein Ideal zu erreichen, und ſie ſtrengte alle ihre beſcheidenen Kräfte an, um ihn vielſeitig zu intereſſieren, wie es ein Gebot ſeines Katechismus verlangt hatte. Als er nach Berlin ging, um in die Verwaltung einzutreten, war ſie aufrichtig unglücklich. Kleiſt hatte das Wilhelmine und ihren Eltern gegebene Verſprechen gehalten. Im Auguſt 1800 ſtellte er ſich dem

Handelsminister Struensee vor; seine Ausbildung wurde dem Staatsrat Kunth, ehemaligen Hofmeister und Vertrauten des Hauses Humboldt, anvertraut. Noch in demselben Monat gab er den Seinen das erste Rätsel auf mit der Würzburger Reise, deren Zweck wohl jetzt in der Hauptsache wenigstens entschleiert worden ist.

An Ulrike v. Kleist

Berlin, d. 14t August 1800

Noch am Abend meiner Ankunft an diesem Orte melde ich Euch, daß ich gesund und vergnügt bin, und bin darum so eilig, weil ich fürchte, daß ihr, besonders an dem letztern, zweifelt.

Denn eine Reise, ohne angegebnen Zweck, eine so schnelle Anleihe, ein ununterbrochenes Schreiben und am Ende noch obenein Thränen — das sind freilich Kennzeichen eines Zustandes, die dem Anschein nach, Betrübniß bei theilnehmenden Freunden erwecken müssen.

Indessen erinnere Dich, daß ich bloß die Wahrheit verschweige, ohne indessen zu lügen, und daß meine Erklärung, das Glück, die Ehre, und vielleicht das Leben eines Menschen durch diese Reise zu retten, vollkommen gegründet ist.

Gewiß würde ich nicht so geheimnißreich sein, wenn nicht meine beßte Erkenntniß mir sagte, daß Verheimlichung meines Zweckes nothwendig, nothwendig sei.

Indessen Du, und noch ein Mensch, ihr sollt beide mehr erfahren, als alle übrigen auf der Welt, und überhaupt Alles, was zu verschweigen nicht nothwendig ist.

Dabei baue ich aber nicht nur auf Deine unverbrüchliche Verschwiegenheit (indem ich will, daß das Scheinbar-Abendtheuerliche meiner Reise durchaus versteckt bleibe,

und die Welt weiter nichts erfahre, als daß ich in Berlin bin und Geschäfte beim Minister Struensee habe, welches zum Theil wahr ist) sondern auch auf Deine feste Zuversicht auf meine Redlichkeit, so daß selbst bei dem widersprechendsten Anschein Dein Glaube an dieselbe nicht wankt.

Unter diesen Bedingungen sollst Du Alles erfahren, was ich sagen kann, welches Du aber ganz allein nur für Dich behalten und der Welt nichts anders mittheilen sollst, als daß ich in Berlin bin. Ich glaube, daß das Vortreffliche meiner Absicht die Ausbreitung dieses Satzes, selbst wenn er zuweilen eine Lüge sein sollte, entschuldigt und rechtfertigt.

Ich suche jetzt zunächst einen edeln, weisen Freund auf, mit dem ich mich über die Mittel zu meinem Zwecke berathen könne, indem ich mich dazu zu schwach fühle, ob ich gleich stark genug war, den Zweck selbst unwiderruflich festzustellen.

Wärst Du ein Mann gewesen — o Gott, wie innig habe ich dies gewünscht! — Wärst Du ein Mann gewesen — denn eine Frau konnte meine Vertraute nicht werden, — so hätte ich diesen Freund nicht so weit zu suchen gebraucht, als jetzt.

Ergründe nicht den Zweck meiner Reise, selbst wenn Du es könntest. Denke, daß die Erreichung desselben zum Theil an die Verheimlichung vor allen, allen Menschen beruht. Für jetzt wenigstens. Denn einst wird es mein Stolz und meine Freude sein, ihn mitzutheilen.

Grüße W. v. Z. Sie weiß so viel wie Du, aber nicht viel mehr. — Schicke mir doch durch die Post meine Schrift, über die kantische Philosophie, welche Du besitzest, und auch die Kulturgeschichte, welche Auguste hat; aber sogleich.

Ich kehre nicht so bald wieder. Doch das Alles behältst

Du für Dich. Du sollst jedesmal den Ort erfahren, wo ich bin; Du wirst von diesem Vertrauen keinen Gebrauch machen, der der Erreichung meines Zweckes hinderlich wäre.

Sei ruhig. Sei ganz ruhig. — Wenn auch die Hülle des Menschen mit jedem Monde wechselt, so bleibt doch Eines in ihm unwandelbar und ewig: das Gefühl seiner Pflicht.

Dein treuer Bruder Heinrich.

N. S. Deine Aufträge werden morgen besorgt werden. — — Du mußt auf alle Adressen an mich immer schreiben, daß der Brief selbst abgeholt werden wird.

An Wilhelmine v. Zenge

Pasewalk, d. 20t August, 1800

Mein theures, liebes Mädchen. Kaum genieße ich die erste Stunde der Ruhe, so denke ich auch schon wieder an die Erfüllung meiner Pflicht, meiner lieben, angenehmen Pflicht. Zwar habe ich den ganzen Weg über von Berlin nach Pasewalk an Dich geschrieben, trotz des Mangels an allen Schreibmaterialien, trotz des unausstehlichen Rütteln des Postwagens, trotz des noch unausstehlicheren Geschwätzes der Passagiere, das mich übrigens so wenig in meinem Concept störte, als die Bombe in Stralsund Carln 12t in dem seinigen. Aber das Ganze ist ein Brief geworden, den ich Dir nicht anders als mit mir selbst und durch mich selbst mittheilen kann, denn, unter uns gesagt, es ist mein Herz. Du willst aber schwarz auf weiß sehen, und so will ich Dir denn mein Herz so gut ich kann auf dieses Papier mahlen, wobei Du aber nie vergessen mußt, daß es bloße Copie ist, welche das Original nie erreicht, nie erreichen kann.

Ich reiſete den 17t Morgends um 8 Uhr mit der Stettiner bedeckten Poſt von Berlin ab. Deinem Bruder hatte ich das Verſprechen abgenommen, weder das Ziel noch den Zweck meiner Reiſe zu erforſchen und hatte ihm dagegen das Verſprechen gegeben, durch meine Vermittelung immer von Dir den Ort meines Aufenthaltes zu erfahren. Dieſen kannſt Du ihm denn auch immer mittheilen, es müßten denn in der Folge Gründe eintreten, welche mir das Gegentheil wünſchen laſſen. Das werde ich Dir aber noch ſchreiben.

Ich hatte am 2t Abend vor meiner Abreiſe bei Kleiſten gegeſſen, und obgleich die Tafel gar nicht überflüſſig und leckerhaft gedeckt war, ſo hatte ich doch gleichſam in der Hitze des Geſprächs mit ſehr intereſſanten Männern mehr gegeſſen, als mir dienlich war. Ich befand mich am andern Tage und beſonders in der letzten Nacht ſehr übel, wagte aber die Reiſe, welche nothwendig war, doch und der Genuß der freien Luft, Diät, das Rütteln des Wagens, vielleicht auch die Ausſicht auf eine frohe Zukunft haben mich wieder ganz curirt.

— Ich habe auch deinen lieben Wittich in Berlin geſehen und geſprochen, und finde, daß mir mein ehemaliger Nebenbuhler keine Schande macht. Ich habe zwar bloß ſein Äußeres, ſeine Rüſtung, kennen gelernt, aber es ſcheint mir, daß etwas Gutes darunter verſteckt iſt. Ich würde aber dennoch den Kampf mit ihm um Deine Liebe nicht ſcheuen. Denn obgleich ſeine Waffen heller funkeln als meine, ſo habe ich doch ein Herz, das ſich mit dem beßten meſſen kann; und Du, hoffe ich, würdeſt entſcheiden, wie es recht iſt.

Von meiner Reiſe läßt ſich diesmal nichts ſagen. Ich bin durch Oranienburg, Templin, Prenzlow hierhergekommen, ohne daß ſich von dieſer ganzen Gegend etwas

interessanteres sagen ließe, als dieses daß sie ohne alles Interesse ist. Das ist nichts, als Korn auf Sand, oder Fichten auf Sand, die Dörfer elend, die Städte wie mit dem Besen auf ein Häufchen zusammengekehrt. Denn rings um die Mauern ist alles so rein und proper, daß man oft einen Kandelbaum vergebens suchen würde. Es scheint als ob dieser ganze nördliche Strich Deutschlands von der Natur dazu bestimmt gewesen wäre, immer und ewig der Boden des Meeres zu bleiben, und daß das Meer sich gleichsam nur aus Versehn so weit zurückgezogen und so einen Erdstrich gebildet hat, der ursprünglich mehr zu einem Wohnplatz für Wallfische und Heringe, als zu einem Wohnplatze für Menschen bestimmt war.

Diesmal mußt Du also mit dieser magern Reisebeschreibung vorlieb nehmen. Ich hoffe Dir künftig interessantere Dinge schreiben zu können. — Und nun zu dem, worauf Du gewiß mit Deiner ganzen Seele gespannt bist, und wovon ich Dir doch nur so wenig mittheilen kann. Doch Alles, was jetzt für Dich zu wissen gut ist, sollst Du auch jetzt erfahren.

Du kennst doch Deine Lection noch auswendig? Du liesest doch zuweilen meine Instruction durch? Vergiß nicht, liebes Mädchen, was Du mir versprochen hast, unwandelbares Vertrauen in meine Liebe zu Dir, und Ruhe über die Zukunft. Wenn diese beiden Empfindungen immer in Deiner Seele lebendig wären, und durch keinen Zweifel niemals gestört würden, wenn ich dieses ganz gewiß wüßte, wenn ich die feste Zuversicht darauf haben könnte, o dann würde ich mit Freudigkeit und Heiterkeit meinem Ziele entgegen gehen können. Aber der Gedanke — Du bist doch nur ein schwaches Mädchen, meine unerklärliche Reise, diese wochenlange, vielleicht monatelange Trennung — o Gott, wenn Du krank werden

könntest! Liebes, theures, treues Mädchen! Sei auch ein starkes Mädchen! Vertraue Dich mir ganz an! Setze Dein ganzes Glück auf meine Redlichkeit! Denke Du wärest in das Schiff meines Glückes gestiegen, mit allen Deinen Hoffnungen und Wünschen und Aussichten. Du bist schwach, mit Stürmen und Wellen kannst Du nicht kämpfen, darum vertraue Dich mir an, mir, der mit Weisheit die Bahn der Fahrt entworfen hat, der die Gestirne des Himmels zu seinen Führern zu wählen, und das Steuer des Schiffes mit starkem Arm, mit stärkerm gewiß als Du glaubst, zu lenken weiß! Wozu wolltest Du klagen, Du, die Du das Ziel der Reise, und ihre Gefahr nicht einmal kennst, ja vielleicht Gefahren siehst, wo gar keine vorhanden sind? Sei also ruhig! So lange der Steuermann noch lebt, sei ruhig! Beide gehen unter in den Wellen, oder beide laufen glücklich in den Hafen; kann sich die Liebe, die ächte Liebe, ein freundlicheres Schicksal wünschen?

Eben damit Du ganz ruhig sein mögtest, habe ich Dir, die Einzige in der Welt, Alles gesagt, was ich sagen durfte, nichts, auch das Mindeste nicht vorgelogen, nur verschwiegen, was ich verschweigen mußte. Darum, denke ich, könntest Du wohl auch schon Vertrauen zu mir fassen. Das meinige wird von Dir nie wanken. Ich habe zwar am Sonntage keinen Brief gefunden, ob Du mir gleich versprochen hattest, noch vor Deiner Reise nach Tamsel an mich zu schreiben; aber ich fürchte eher, daß Du Deine Gesundheit, als Deine Liebe zu mir verloren hättest, ob mir gleich das Erste auch schrecklich wäre. — Liebes Mädchen, wenn Du krank sein solltest, und ich erfahre dies in Berlin, so bin ich in zwei Tagen bei Dir. Aber ich fürchte das nicht — o weg mit dem häßlichen Gedanken!

Ich komme zu einer frohen Nachricht, die Dir gewiß

auch recht froh sein wird. Denn Alles was mir zustößt, sei es Gutes oder Böses, auch wenn du es gar nicht deutlich kennst, das trifft auch Dich, nicht wahr? Das war die Grundlage unseres Bundes. Also höre! Mein erster Plan ist ganz vollständig geglückt. Ich habe einen ältern, weisern Freund gefunden, gerade den, den ich am innigsten wünsche. Er stand nicht einen Augenblick an, mich in meinem Unternehmen zu unterstützen. Er wird mich bis zu seiner Ausführung begleiten. Nun bist Du doch ruhig? Du weißt doch mit welcher Achtung ich und Ulrike von einem gewissen Brokes sprach, den wir auf Rügen kennen gelernt haben? Der ist es. — Gott gebe, daß mir die Hauptsache so glückt, dann sind niemals zwei glücklichere Menschen gewesen, als Du und ich. — Aber das Alles behältst Du für Dich. Das habe ich Niemandem anvertraut, als der Geliebten. Das Fräulein von Zenge weiß es aber nicht anders, als daß ich in Berlin bin, und so darf es auch kein Anderer anders von ihr erfahren. Grüße Vater und Mutter und beide Familien von dem Herrn von Kleist der in Berlin ist. Da treffe ich auch wirklich wieder den 24t Aug. ein, doch halte ich mich dort nicht lange auf. Ich empfange bloß einen Brief von Dir, den ich gewiß aufzufinden hoffe, und spreche mit Struensee; dann geht es weiter, wohin? das sollst du erfahren, ich weiß es selbst noch nicht gewiß. Du sollst dann überhaupt mehr von dem Ganzen meiner Reise erfahren; doch Dein Brief, den ich in Berlin erhalten werde, wird bestimmen — wie viel. Wenn ich mit ganzer Zuversicht auf Dein Vertrauen und Deine Ruhe rechnen kann, so lasse ich jeden Schleier sinken, der nicht nothwendig ist.

Dein treuer Freund H. K.

Es läßt sich kaum noch erklären, wie sehr bestimmte Andeutungen in Kleists Briefen übersehen werden konnten. In einem der Aufsätze, die Wilhelmine anfertigen mußte, hatte sie dem Freunde ihre Sehnsucht nach der Mutterschaft anvertraut. Dieses bittersüße Geständnis, wie er später sagt, zog sein ganzes Herz an sie und riß ihn zugleich aus ihren Armen. Er fühlte sich nicht fähig, ihre heiligsten Ansprüche erfüllen zu können, auf die der Bräutigam übrigens auch ohne schriftliche Formulierung vorbereitet sein mußte. Die Mediziner, die den Philologen eine in diesem Falle recht erwünschte Hülfe gebracht haben, sind sich über die genauere Art des Leidens nicht einig, das dem künftigen Gatten die Aussicht auf Vaterschaft nahm. Man schwankt zwischen einer psychischen Unfähigkeit, einer nervösen Störung, veranlaßt durch das übertriebene Bewußtsein jugendlicher Verirrungen, und einer physischen Deformation, die eine kleine Operation notwendig machte. Diese Annahme hat vorläufig die größere Wahrscheinlichkeit für sich, sonst hätte Kleist in Würzburg die Beseitigung des Leidens nicht als für immer entschieden bejubeln können, nicht als eine Erlösung ohne alle Besorgnis eines Rückfalls. Indessen, den ersten Fall angenommen, gerade die Einbildung kann hier eine große, heilsame Rolle gespielt haben, und wir begnügen uns damit, das Motiv zu kennen, das ihn aus Wilhelminens Armen trieb. Wir könnten noch vermuten, daß diese Störung oder das Bewußtsein ihrer Wichtigkeit erst nach dem Verlöbnis aufgetreten ist, weil Kleists Gewissenhaftigkeit sich anders zu keiner Verpflichtung verstanden hätte. Aber wir wissen, daß es eine eigene Psychologie der Verliebten und Verlobten gibt, daß Hindernisse, auch viel bedenklicherer und gefährlicherer Art mit unverständlicher Blindheit und Hartnäckigkeit übersehen werden, worauf dann leicht am Verfallstage die aufgeschobene Katastrophe eintritt.

Über Kleists Liebesleben sind die üblichen Untersuchungen geschrieben worden, ohne mehr als eine Reihe lose verbundener Hypothesen zu liefern. Daß jemand einige Male verlobt war, beweist gar nichts, in keiner Hinsicht. Wenn Kleist seine natürliche Sinnlichkeit nicht selbst sehr freimütig eingestanden hätte, wir würden sie aus seinen Werken mühelos herauslesen können. Aber die Art seiner erotischen Veranlagung und ihre geheime Geschichte können wir ihm nicht nachrechnen; sie verliert sich mit manchem anderen in das Dunkel einer undurchdringlichen Persönlichkeit, die uns gerade deshalb so unfaßbar bleibt, weil sie wohl verbirgt aber nichts versteckt. Die Verstellung, die Heuchelei, die gepflegte Manier kommt uns immer mit einer unabsichtlichen Verräterei entgegen. Die große Aufrichtigkeit und Natürlichkeit hält die bessere Hut und Treue. Wir kennen den Zweck oder einen Zweck der Würzburger Reise, aber wenn wir selbst dem jungen Kleist jeden Überschwang frei geben, der heroische Ton der Briefe kann sich kaum aus dem einen Vorhaben der gesuchten Heilung nähren. Dieser Zweck konnte als fatale Notwendigkeit eingestanden, kaum aber als lorbeerwürdige Tat mit immer neuem Ehrenpreis gerühmt werden. Wenn Kleist von unglaublichen Opfern spricht, mit denen er das Glück der Braut erkauft, oder gar von dem Einsatz seines Lebens, so dürfen wir poetische Übertreibungen eines Mannes vermuten, der fortwährend an seinem Dasein dichtet, weil die Phantasie noch keine spezielle Aufgabe empfangen hat, der, wie wir bald sehen werden, in dramatischen Situationen denkt, noch bevor er Dramen erfindet. Es muß aber etwas Bestimmtes, Wirkliches vorhanden sein, wenn er vor dem entscheidenden Tage, im Anblick der sterbenden Sonne, sich auf den Gedanken rüstet, von allem, was ihm teuer ist, im Falle des Mißerfolgs Abschied nehmen zu müssen. Vielleicht wollte

Kleist dann, mindestens aus seinem Lebenskreise, wahrscheinlich aus dem Leben überhaupt scheiden. Es wäre die eben nicht seltene Tragödie des Bräutigams gewesen, der sich selbst verurteilt, weil er seine Verpflichtung nicht einlösen kann, und dieser Einsatz der eigenen Persönlichkeit könnte die heroische Überspannung der Briefe erklären. Kleist hat sich immer mit dem Todesgedanken getragen, und der Selbstmord pflegt im allgemeinen eine Krankheit zu sein, die sich durch mehrere Attacken bis zu der letzten entscheidenden vorbereitet.

Bei dem ganzen Unternehmen handelt es sich zweifellos nicht nur um das eine bestimmte Leiden, sondern um eine allgemeinere, um die erste Krisis in Kleists Leben, wie sie bei ihm nach heftigen geistigen Anstrengungen und seelischen Anspannungen aufzutreten pflegt. In der Frankfurter Zeit hatte er sich offenbar überarbeitet. Der Autodidakt, der er geblieben war, setzt sich ganz anders ein als der reguläre Student, der sich die Wissenschaft zwischen den üblichen Zerstreuungen, von speziellen Zwecken geleitet, mit Gemächlichkeit zuführt. Ob es auf eine Kur oder Operation hinauskam, Ärzte gab es in Berlin schließlich auch, und eine Reise, noch dazu sofort nach dem Diensteintritt unternommen, hatte nicht viel Unauffälligkeit für sich. Früher glaubte man an geheime Instruktionen des Ministers Struensee, die sich auf industrielle Erkundungen beziehen sollten, aber mit so delikaten Aufträgen pflegt man einen erfahrungslosen Adepten der Verwaltung nicht zu betrauen. Was Kleist vor allem lockte, war die Reise selbst, ihre Bewegung und Freiheit als Beschwichtigung innerer Unruhe. Der Zweck war nicht vorgespiegelt, aber von seiner Phantasie willig vergrößert und verklärt, als er vor qualvollen Zuständen floh, und er war mit sich selbst noch zu unbekannt, der Selbsttäuschung noch fähig genug, um diese

Reise nicht als eine Flucht vor einem quälenden Druck zu erkennen. Kleist hat den pathologischen Zug der Neurastheniker, die die Manie des Reisens pflegen, nicht um etwas zu erreichen, sondern vielmehr, um etwas zu verlassen, ein Sachverhalt, den er sich später auch eingeräumt hat. Wie bisher bei allen Schritten versichert er sich der Billigung Anderer. Die Braut und die Schwester sollten, ohne ihn zu kennen, seinen Zweck ehren, der allein einem Freunde Ludwig von Brockes anvertraut wird. Dieser stellt ihm seine Hülfe, seine Begleitung zur Verfügung, und Kleist kann sich nicht genug tun, um diesen idealen Freund vor den Mädchen zu verklären.

Es scheint, daß seine Schwärmerei nicht fehl gegangen ist. Nach den Aufzeichnungen Varnhagens, ehrenvoll genug für eine rein private, durch keine bestimmte Tätigkeit geprägte Existenz, hat Brockes zu den für den Anfang des Jahrhunderts typischen Persönlichkeiten gehört, die das Leben lehrten, die nur durch ihren Charakter eine seltsame Anziehungskraft ausübten. Dieser Mann, dem auch eine lange romantische Liebschaft nicht fehlt, tritt uns wie ein Weiser aus „Wilhelm Meister" entgegen, wie ein Humanus, dem die Wandernden und Lernenden auf Schicksalspfaden einmal zu ihrem Heil begegnen müssen. Eine vielfach eingreifende Persönlichkeit nennt ihn Varnhagen, der einen großen Eindruck von ihm empfangen haben muß. Als oberster Grundsatz galt ihm, daß Handeln besser sei als Wissen, und Kleist, der in besinnungsloser Eile so viel Bücher verschlungen hatte, war gewiß freudig bereit, diese Lehre anzunehmen, noch dazu von einem unendlich zarten hilfreichen Freunde, der sie ihm vorlebte. Wir besitzen von Brockes eine Art Erbauungs- und Aufrichtungsschreiben, wie er als Berater junger oder gequälter Seelen wahrscheinlich mehr ausgestreut hat. Es ist „Mein lieber Heinrich" überschrieben und gilt einem

jüngeren Freunde, der ihm zweifellos das Unglück einer luetischen Erkrankung gebeichtet hat. Die Versuchung liegt nahe, das Schriftstück auf Kleist zu beziehen, der damit in die tragische Reihe der Schopenhauer, Nietzsche, Maupassant rücken würde. Diese Krankheit, die nicht dauernd, oft nur latent vorhanden ist, die sich bis zu vermehrten und beschleunigten Überfällen oft ganz zurückzuziehen scheint, würde uns den Schlüssel liefern zu dem Geheimnis von Kleists Leben mit seinem jähen Wechsel von Steigen und Fallen, von Perioden der Kraft und der Gebrochenheit. Aber es fehlen alle anderen Anhaltspunkte, vor allem eine Tradition, die in solchen Fällen nicht auszubleiben pflegt, um das Dokument eines vielfach angesprochenen Gewissensrates auf ihn zu richten.

Am 28. August 1800 brachen die beiden Freunde von Berlin auf. Trotz allen romanhaft geheimnisvollen Maßnahmen oder wegen dieser war ein Gerücht ihres Vorhabens zu der Familie gedrungen, und es war eine Stimme laut geworden, daß man Kleist wahrscheinlich nie wieder sehen würde. Um so gebieterischer fordert er das Vertrauen der Braut und der Schwester zu seiner Ehrenhaftigkeit. Es ist ihm eine Art wollüstiger Genugtuung, das Maß ihres Glaubens zu prüfen und ihre Zuversicht, die nicht fragen darf, seinen Hoffnungen zuzulegen. Wir sehen, woher das tiefste Begehren seiner poetischen Figuren, der dramatischen und der epischen, stammt. Alkmene, die Marquise, Eve, Toni stellen dasselbe Verlangen: Ihr dürft mir nicht mißtrauen. Die Fahrt sollte ursprünglich nach Wien gehen, bis sie infolge der Kriegslage nach Würzburg abgelenkt wurde. In Leipzig verschafften sich die beiden Matrikeln, um unter falschem Namen als Studenten weiter zu reisen. Sachsen wird schnell durcheilt, in Dresden stattet Kleist nur der Bildergalerie einen flüchtigen Besuch

ab, aber seine Sinne haben sich auf die bildende Kunst noch nicht vorbereitet. Das ist noch fremdes Land für ihn. Dafür läßt sich der arme „Kauz aus Brandenburg" von einer lieblicheren und großartigeren Natur streicheln. Die Reise beginnt schon eine wohltätige Wirkung zu üben, sobald er aufatmend die Mark im Rücken gelassen hat, diesen „Wohnplatz für Walfische und Heringe", von dem sich das Meer gleichsam nur aus Versehen zurückgezogen hat.

Der Dichter des Prinzen von Homburg hat sein engeres Vaterland nie anders als mit spöttischem Mitleid genannt, bevor er in der Zeit der Not die Liebe zu dem kargen Mutterboden entdeckte. Wie er überhaupt noch als Kosmopolit ohne historisches Bewußtsein und staatliche Gesinnung lebt. Nur die Familie hatte für ihn eine Geschichte, ihr allein bewilligte er Ansprüche auf seine Persönlichkeit. Man kann sich fast ausrechnen, daß er in einer Landschaft geboren, die wärmer, lockender das Blut reizt, seine Begabung und Berufung früher empfunden hätte. Die Natur schließt ihm Herz und Sinne auf, sie hat ihn zum Dichter gemacht. Seine poetische Mission hat er auf dieser Reise noch nicht entdeckt, aber er hat sie erwiesen durch die Briefe, aus denen eine ganz neue Empfänglichkeit aufblüht, begierig, den Dingen schöne Namen zu geben und sie in der Phantasie neu zu gestalten. Erdenwärme umfängt ihn und er berichtet von Augenblicken der Behaglichkeit, wenn er in seinen Mantel gehüllt, das blaue Band der Geliebten um den Arm geschlungen, die Pfeife gut im Brand, ein Paar tüchtige Pferde vor sich, sinnend und träumend dahinfährt. Dieses neue Verhältnis zur Natur hat noch nicht die äußerste Naivetät; mit den Resten von Lehrhaftigkeit scheint es antiquiert gegen das unmittelbarere, dumpfere Gefühl des jungen Goethe, und

es gibt von da noch einige Stufen etwa bis zu der gedankenlos animalischen Wollust, mit der ein geborener Jäger und Fischer wie Maupassant sich in Gras und Erde hineinwühlt. Der Philosoph und Pädagog, der Kleist noch ist, begnügt sich nicht damit, dem Zauber eines Momentes zu erliegen, der mit dieser Farbe, mit diesem Licht nie wiederkehrt, sondern er setzt der Natur ein starkes moralisches Bewußtsein gegenüber. Sie bietet ihm fortwährend sinnreiche belehrende Schauspiele, die ihm menschliche Schicksale, vor allem das eigene, ausdeuten.

Wenn er Hügel, Tal und Fluß schildert, wie sie sich suchen, fliehen, verwirren, verständigen, wie sie ihre Neigungen und Beziehungen durch bestimmte Gebärden auszudrücken scheinen, so sieht er Willenshandlungen, die sich an den Naturgrenzen brechen; er beobachtet Konflikte und Lösungen, kurz er sieht die landschaftliche Szenerie wie einen dramatischen Vorgang. Kleist erwirbt schwer, um zäh festzuhalten, und die einmal gewonnenen Bilder, die er gern wiederholt, werden als Schätze seines „Ideenmagazins" noch viel später in seinen Dichtungen zur Verwendung kommen. Unablässig betreibt er diese Bilderjagd, von der er nicht ohne Beute heimkehren darf. Worauf deutet das, wenn man es auf den Menschen bezieht? So schreibt an die Braut der Philosoph, der zum ersten Male sinnliche Eindrücke begierig einsaugt, um sie doch noch in eine moralische oder didaktische Welterklärung einzuordnen. Noch empfindet er den Gegensatz zwischen dem Künstler und dem Philosophen nicht, wie seine durch Formeln und Programme vergewaltigte Natur sich eines Konfliktes immer erst bewußt wird, wenn ein beengender Ring durch eine plötzliche Explosion in Stücke springt. Es ist dem Talent nicht leicht, sagt Arnim später von Kleist, sich aus der preußischen Montur herauszuarbeiten.

Dieses Temperament läßt sich immer noch von der Schule beaufsichtigen, und seine ungeheure Vehemenz beweist sich vorläufig nur durch die Leidenschaftlichkeit, mit der es selbstgesetzte Aufgaben angreift. Der Dichter fühlt sich noch nicht, auch wenn er einmal die Natur in einem eben nicht glücklichen Vergleich als Landschaftsdichterin preist, wenn er ihr, die in seinem traurigen märkischen Vaterlande nur den kleinen Stil pflegt, hier im Sächsischen ein Bild nachrühmt, mit Begeisterung gedichtet, mit Fleiß und Genie auf das Tableau geworfen, vor der Welt mit Zuversicht und Bewunderung aufgestellt. Auch wenn er selbst einmal der Braut ein Gedichtchen über eine harmlose kleine Erinnerung aus dem Liebesleben der Gartenlaube verspricht, so beweist das nicht, daß da ein Dichter reist. Wohl aber wird ein Schriftsteller planmäßig vorbereitet, einer, der Bilder, Vorstellungen, Ideen sammelt, und diese Briefe müssen durchaus als Skizzenbuch gelten, als ein unvollständiges allerdings, da Kleist selbst auf die Ergänzung des Tagebuches hinweist, das dann verloren gegangen ist. Ganz bestimmt dachte er an eine unakademische Form philosophischer und naturwissenschaftlicher Schriftstellerei, die von zufällig aufgenommenen Bildern ausgehend die aufklärungsbedürftigen Menschen zum Empfinden und Denken anregen soll, wie er seine Wilhelmine auf Spaziergänge schickt, die ihr „moralische Revenuen" einbringen. Vorläufig ist sie seine Schülerin und sein Publikum, und er freut sich, wenn Begeisterung und Besonnenheit in ihm zusammen wirken, um sinnreiche Bilder mit erklärenden Unterschriften zu schaffen.

Kleist ist im letzten Grunde keine lyrische Natur, ist es wenigstens nicht im Vergleich mit anderen deutschen Dramatikern, die immer der Lyrismus als der Erbfeind bedrohte, der heute wieder sehr mächtig umgeht. Was seine Kraft

wurde, auch in der Epik, die auf landschaftliche Umhüllung verzichtet, tritt hier noch wie ein Mangel auf; er fühlt sich zu einer Art von Kultus der Natur verpflichtet, den die Goethesche Lyrik, nach ihr das literarische und philosophische Bewußtsein der Zeit längst überholt hatte. Kleist gibt der Natur eine anthropomorphische Gesinnung, er erklärt sie in ihren Absichten auf den Menschen, und er hält es für ein Resultat, wenn er sie redigieren kann. Der Mensch soll sich nicht in ihr auflösen, nicht wie Blume, Blatt und Baum werden, sondern sich in ihr finden, sein Bewußtsein verschärfen, seine Verantwortlichkeit des allein denkenden Wesens üben. Später, wenn er sein Weltbewußtsein metaphysisch ausweitet, kommt er zu viel größeren Anschauungen, die den Menschen im Weltganzen um so viel kleiner machen, und wir können sehr genau eine Linie verfolgen, auf der er Schopenhauersche Ideen findet über die seltsame Illusion unseres Daseins, über den Morgentraum der halbwachen Sekunde zwischen Nichts und Nichts. Die cheruskische Alraune in der Hermannsschlacht ist nicht nur wegen ihrer Laterne und dunklen Worte da als romantisches Gespenst und theatralische Erfindung. Sie sagt Kleistsche Wahrheit, die ihm sein Schicksal zugeraunt hat.

Aber jetzt verkehrt er noch mit der Natur, nicht wie mit der dunklen Mutter, die uns gleichgiltig in die Welt setzt, sondern wie mit einer Erzieherin, die uns nach unseren Fortschritten fragt. Kleist ist zufrieden, daß er die Prüfung in der Sittlichkeit besteht. Der böse Mensch, und das ist im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts bei ihm immer noch der mangelhaft aufgeklärte, würde den einsamen Verkehr mit ihr nicht aushalten. In der menschlichen Gesellschaft wirken die Gegenstände nur auf den Verstand, nicht auf das Herz. Aber wenn man die weite, edlere, erhabenere Schöpfung vor sich sieht, dann regt es sich in der Brust und klopft an

das Gewissen. Der erste Blick fliegt in die weite Natur, der zweite schlüpft heimlich in unser innerstes Bewußtsein. Finden wir uns selbst häßlich, uns allein in diesem Idealreich der Schönheit, ja dann ist es vorbei mit der Ruhe, und weg ist Freude und Genuß. Da drückt es uns die Brust zusammen, wir können das Hohe und Göttliche nicht fassen, und wandeln stumpf und sinnlos wie die Sklaven durch die Paläste ihrer Herren. Da ängstigt uns die Stille der Wälder, da schreckt uns das Geschwätz der Quelle, uns ist die Gegenwart Gottes zur Last, und wir stürzen uns in das Gewühl der Menschen, um uns selbst unter der Menge zu verlieren, und wünschen uns nie, nie wiederzufinden. So durchsetzt Kleist seine Briefe mit Empfindungen und Gedanken, die vollständig durchgegangen sind und druckfertig dastehen, als Versuche zu einem Buche, zu einem philosophisch-moralischen Spaziergang, den Rousseaus Empfindsamkeit gesegnet hat.

In diesen Bekenntnissen an die Braut läßt sich sehr genau feststellen, wo der eigentliche Brief, die ganz persönliche Mitteilung abbricht, und wo der Aufsatz anfängt als stilistische Übung. Man reiste damals selten ohne Tagebuch, und wer eine von den sogenannten Bildungsreisen unternahm, der buchte die Resultate erweiterter Anschauung für sich, wenn er sich nicht verpflichtet fühlte, die Freunde und Verwandten, die minder begünstigt zu Hause bleiben mußten, durch seine getreuen Berichte im Geiste mitreisen zu lassen. Für junge Leute von Stand war die Reise der Abschluß der Erziehung, die Vollendung der akademischen Jahre durch den Schliff der Erfahrung, bevor man ins Philisterium einkehrte. Kleists Reise hatte ganz andere Voraussetzungen und Zwecke, sie führte ja auch nach keinem der gelobten Länder alter Kunst und Kultur, aber sie brachte ihm dieselben Wirkungen, und er

ist in diesem Sommer ein anderer Mensch geworden, ein wärmerer, sinnlicherer, der ein freieres Atmen gelernt hat und Luft, Sonne, Erdduft durch alle Poren in sich hineinsaugt.

Vieles ist noch Lesefrucht, nicht unmittelbare, unwillkürliche Anschauung, und er bemüht sich, die gegebene theoretische Kenntnis durch die Augen hinterher bestätigen zu lassen. Der Philosoph für die Welt darf nichts übersehen, muß sich vielseitig umtun, und wenn er auch den Abfall des Menschen von der Natur beklagt, so muß er sich doch seine lehrreiche Geschichte stets gegenwärtig halten. Und nicht anders verhält es sich, wenn Kleist in einem Dresdener Briefe den Wert von Gebirge und Ebene als bestimmenden Faktoren der Kultur vergleicht. Dann folgt die Wahrnehmung dem Wissen, und das gewandte Geplauder der sächsischen Mädchen wird als Zeichen der Kultur gerühmt nebst Lauben, Gärten, Kegelbahnen eines entwickelteren Landes, das über das Bedürfnis hinaus schon an das Vergnügen denkt. Mit welcher Lehrhaftigkeit Kleist sich auch noch schleppt, es läßt sich von einem Reisetage zum andern beobachten, wie seine Darstellungskraft zunimmt an Saft und Sinnlichkeit, an Farbe und Leuchtkraft. Das schöne Würzburg wird ihm förmlich zu einer Aufgabe der neuen Schilderungslust, zu einer übersichtlichen und dankbaren, weil die Stadt dem märkischen Junker und Protestanten als eine ganz fremde Individualität von der anderen Zone des deutschen Lebens entgegentritt mit ihrer Pfaffenwirtschaft, mit ihrem mittelalterlichen Wuchs, mit ihrem weinfrohen Phäakentum, mit ihrem lockeren und sinnlichen Temperament, das ebensoviel Devotion verträgt. Seine wunde Seele hat später der katholische Ritus ganz anders gereizt. Hier stellt er ihm ein klares und spöttisches Protestantenbewußtsein gegenüber, das ihm trotz Hochaltar und Messe, Musik und Weihrauch nicht ernstlich erschüttert worden ist. Trotz aller Auf-

merksamkeit auf Volksszenen, Straßenleben, Marktgebräuche behält der Preuße die Überlegenheit einer herabschauenden Intelligenz. Das Ganze bleibt ihm ein Objekt der Schilderung, und er benimmt sich genau wie ein Maler, der die Stadt von verschiedenen Seiten skizziert, sich hie und da einen Farbenfleck herausholt. Würzburg ist Kleists erste Dichtung, wenn er auch seine Poesie noch nicht frei laufen läßt und ihr nie in Stimmungen zu verschweben gestattet. Das Entzücken am Moment erliegt der philosophischen Betrachtung und Nutzanwendung. Seine starke moralische Aktivität duldet noch nicht die Übermacht ästhetischer Ideen, und die Dinge werden ihm erst wichtig, wenn sie zu Vergleichen dienen, wenn sie seine Urteilskraft üben und durch glückliche Auslegung überwältigt als Stufen zurückbleiben, auf denen er zu dem immer noch unerschütterten Ideal der vollkommenen Bildung emporschreitet. Seine ungeheure Naivität erwartet Sicherheit, den Lohn der redlichen Mühen, und da er von Würzburg geheilt zurückkehrt, in seinem Gewissen wiederhergestellt, von einem Lustgefühl neuer regsamer Kräfte getragen, glaubt er alle Verheißungen eines tätigen, heiteren, unschuldigen Lebens mitzubringen. Es ist dieselbe Jugend und Unschuld, von der die Morgennaturen seiner poetischen Geschöpfe leben.

Lungwitz, um 1/2 11 Uhr.

O welch' ein herrliches Geschenk des Himmels ist ein schönes Vaterland! Wir sind durch ein einziges Thal gefahren, romantisch schön. Da ist Dorf an Dorf, Garten an Garten, herrlich bewässert, schöne Gruppen von Bäumen an den Ufern, Alles wie eine englische Anlage. Jeder Bauerhof ist eine Landschaft. Reinlichkeit und Wohlstand blickt aus Allem hervor. Man sieht aus dem Ganzen, daß

auch der Knecht und die Magd hier das Leben genießen. Frohsinn und Wohlwollen spricht uns aus jedem Auge an. Die Mädchen sind zum Theil höchst interessant gebildet. Das findet man meistens in allen Gebirgen. Wahrlich, wenn ich Dich nicht hätte, und reich wäre, ich sagte à dieu — toutes les beautés des villes. Ich durchreisete die Gebirge, besonders die dunkeln Thäler, spräche ein von Haus zu Haus, und wo ich ein blaues Auge unter dunkeln Augenwimpern, oder bräunliche Locken auf dem weißen Nacken fände, da wohnte ich ein Weilchen und sähe zu ob das Mädchen auch im Innern so schön sei, wie von außen. Wäre das, und wäre auch nur ein Fünkchen von Seele in ihr, ich nähme sie mit mir, sie auszubilden nach meinem Sinn. Denn das ist nun einmal mein Bedürfniß; und wäre ein Mädchen auch noch so vollkommen, ist sie fertig, so ist es nichts für mich. Ich selbst muß es mir formen und ausbilden, sonst fürchte ich, geht es mir, wie mit dem Mundstück an meiner Clarinette. Die kann man zu Dutzenden auf der Messe kaufen, aber wenn man sie braucht, so ist kein Ton rein. Da gab mir einst der Musikus Baer in Potsdam ein Stück, mit der Versicherung, das sei gut, er könne gut darauf spielen. Ja, er, das glaub' ich. Aber mir gab es lauter falsche quikende Töne an. Da schnitt ich mir von einem gesunden Rohre ein Stück ab, formte es nach meinen Lippen, schabte und kratzte mit dem Messer bis es in jeden Einschnitt meines Mundes paßte — — und das gieng herrlich. Ich spielte nach Herzenslust. —

Zuweilen bin ich auf Augenblicke ganz vergnügt. Wenn ich so im offnen Wagen sitze, den Mantel gut geordnet, die Pfeife brennend, neben mir Brokes, tüchtige Pferde, guter Weg, und immer rechts und links die Erscheinungen wechseln, wie Bilder auf dem Tuche bei dem Guckkasten

— und vor mir das schöne Ziel, und hinter mir das liebe Mädchen — — und in mir Zufriedenheit — dann, ja dann bin ich froh, recht herzlich froh.

Wenn Du einmal könntest so neben mir sitzen, zur Linken, Arm an Arm, Hand in Hand, immer Gedanken wechselnd und Gefühle, bald mit den Lippen, bald mit den Fingern — ja das würden schöne, süße herrliche Tage sein.

Was das Reisen hier schnell geht, das glaubst Du gar nicht. Oder ist es die Zeit, die so schnell verstreicht? Fünf Uhr war es als wir von Oderan abfuhren, jetzt ist es ½11, also in 5½ Stunde 4 Meilen. Jetzt geht es gleich weiter nach Zwickau. Wir fliegen wie die Vögel über die Länder. Aber dafür lernen wir auch nicht viel. Einige flüchtige Gedanken sind die ganze Ausbeute unsrer Reise.

Sind Sie in Dreßden gewesen? — „Ja, durchgereist." — Haben Sie das grüne Gewölbe gesehen? — „Nein" — das Schloß? — „Von außen." — Königstein? — „Von weitem" — Pillnitz, Moritzburg? — „Gar nicht." — Mein Gott, wie ist das möglich? — Möglich? Mein Freund, das war nothwendig.

Weil wir eben von Dreßden sprechen — da habe ich Dir einige Ansichten dieser Gegend mitgeschickt. So kannst Du Dir deutlicher denken, wo Dein Freund war. Bei Dreßden, rechts, der grüne Vordergrund, das ist der Zwinger. Nein — Eigentlich der Thurm, an den der grüne Berg und die grüne Allee stößt, das ist der Zwinger, d. h. der kurfürstliche Garten. Auf diesem grünen Berge stand ich und sah über die Elbbrücke. — Das Stück von Tharandt ist schlecht. Tausendmal schöner hat es die Natur gebildet, als dieser Pfuscher von Künstler. Übrigens kann es doch meine Beschreibung davon erklären. Der höchste Berg in der Mitte, wo die schönsten Sträucher

ſtehen, da ſtand ich. Die Ausſicht über den See iſt die ſchönſte. Die andern beiden ſind hier verſteckt. — Das dritte Stück: die Halsbrücke zu Freiberg kaufte ich ebenfalls zu Dreßden in Hofnung ſie in natura zu ſehen. Aber daraus wird nichts, nicht einmal von weitem.

Adieu, in der nächſten Station noch ein Wort, und dann wird der Brief zugeſiegelt und abgeſchickt.

An Wilhelmine v. Zenge

Würzburg, d. 11t (u. 12t) Septmbr 1800

Mein liebſtes Herzensmädchen, o wenn ich Dir ſagen dürfte, wie vergnügt ich bin. — Doch das darf ich nicht. Sei Du auch vergnügt. Aber laß uns davon abbrechen. Bald, bald mehr davon.

Ich will Dir von etwas Anderm vorplaudern.

Zuerſt von dieſer Stadt. Auch dieſe liegt ganz im Grund, an einer Krümmung des Mains, von kahlen Höhen eingeſchloſſen, denen das Laub ganz fehlt und die von nichts grün ſchimmern, als von dem kurzen Weinſtock. Beide Ufer des Mains ſind mit Häuſern bebaut. Numr. 1. in dem beigefügten — Sekrizel (denn Zeichnung kann man es nicht nennen) iſt die Stadt auf dem rechten Mainufer, und wir kamen von dieſer Seite, von dem Berge a herab, in die Stadt. Numr. 2. iſt die Stadt auf dem linken Mainufer, das ſogenannte Mainviertel mit der Citadelle. Das Ganze hat ein ächt katholiſches Anſehn. Neun und dreißig Thürme zeigen an, daß hier ein Biſchoff wohne, wie ehemals die ägyptiſchen Pyramiden, daß hier ein König begraben ſei. Die ganze Stadt wimmelt von Heiligen, Apoſteln und Engeln, und wenn man durch die Straßen geht, ſo glaubt man, man wandle durch den Himmel der Chriſten. Aber die Täuſchung dauert nicht lang. Denn Heere von

Pfaffen und Mönchen, buntscheckig montirt, wie die Reichstruppen, laufen uns unaufhörlich entgegen und erinnern uns an die gemeinste Erde.

Den Lauf der Straßen hat der regelloseste Zufall gebildet. In dieser Hinsicht unterscheidet sich Würzburg durch nichts, von der Anlage des gemeinsten Dorfes. Da hat sich Jeder angebaut, wo es ihm grade gefiel, ohne eben auf den Nachbar viele Rücksicht zu nehmen. Daher findet man nichts als eine Zusammenstellung vieler einzelnen Häuser und vermißt die Idee eines Ganzen, die Existenz eines allgemeinen Interesses. Oft ehe man es sich versieht ist man in ein Labyrinth von Gebäuden gerathen, wo man sich den Faden der Ariadne wünschen muß, um sich heraus zu finden. Das Alles könnte man der grauen Vorzeit noch verzeihen; aber wenn heut zu Tage ganz an der Stelle der alten Häuser neue gebaut werden, so daß also auch die Idee, die Stadt zu ordnen, nicht vorhanden ist, so heißt das ein Versehen verewigen.

Das bischöfliche Residenzschloß zeichnet sich unter den Häusern aus. Es ist lang und hoch. Schön kann man es wohl nicht nennen. Der Platz vor demselben ist heiter und angenehm. Er ist von beiden Seiten durch eine Colonnade eingeschlossen, deren jede ein Obelisk ziert. — Die übrigen Häuser befriedigen bloß die gemeinsten Bedürfnisse. Nur zuweilen hebt (sich) über niedrige Dächer eine Kuppel, oder ein Kloster oder das höhere Dach eines Domherrn empor.

Keine der hiesigen Kirchen haben wir so schön gefunden, als die Kirche zu Eberach, die ich Dir in meinem vorigen Briefe beschrieb. Selbst der Dom ist nicht so geschmackvoll und nicht so prächtig. Aber alle diese Kirchen sind von früh Morgends bis spät Abends besucht. Das Läuten dauert unaufhörlich fort. Es ist als ob die Glocken sich selbst zu Grabe läuteten, denn wer weiß, ob die Franzosen

sie nicht bald einschmelzen. Messen und Hora wechseln immer miteinander ab, und die Perlen der Rosenkränze sind in ewiger Bewegung. Denn es gilt die Rettung der Stadt, und da die Franzosen für ihren Untergang beten, so kommt es darauf an, wer am meisten betet.

Ich, mein liebes Kind, habe Ablaß auf 200 Tage. In einem Kloster auf dem Berge 2 bei b, hinter dem Citadel, lag vor einem wunderthätigen Marienbilde ein gedrucktes Gebet, mit der Ankündigung, daß wer es mit Andacht läse, diesen Ablaß haben sollte. Gelesen habe ich es; doch da es nicht mit der gehörigen Andacht geschah, so werde ich mich doch wohl vor Sünden hüten, und nach wie vor thun müssen, was Recht ist.

Wenn man in eine solche katholische Kirche trit, und das weitgebogene Gewölbe sieht, und diese Altäre und diese Gemälde — und diese versammelte Menschenmenge mit ihren Gebährden — wenn man diesen ganzen Zusammenfluß von Veranstaltungen, sinnend, betrachtet, so kann man gar nicht begreifen, wohin das Alles führen solle. Bei uns erweckt doch die Rede des Priesters, oder ein Gellertsches Lied manchen herzerhebenden Gedanken; aber das ist hier bei dem Murmeln des Pfaffen, das niemand hört, und selbst niemand verstehen würde, wenn man es auch hörte, weil es lateinisch ist, nicht möglich. Ich bin überzeugt, daß alle diese Präparate nicht einen einzigen vernünftigen Gedanken erwecken.

Überhaupt, dünkt mich, alle Ceremonien ersticken das Gefühl. Sie beschäftigen unsern Verstand, aber das Herz bleibt todt. Die bloße Absicht, es zu erwärmen, ist, wenn sie sichtbar wird, hinreichend, es ganz zu erkalten. Mir wenigstens erfüllt eine Todeskälte das Herz, sobald ich weiß, daß man auf mein Gefühl gerechnet hat.

Daher mißglücken auch meist alle Vergnügungen, zu wel-

chen große Anstalten nöthig sind. Wie oft treten wir in Gesellschaften, in den Tanzsaal, ohne mehr zu finden, als die bloße Anstalt zur Freude, und treffen dagegen die Freude selbst oft da an, wo wir sie am Wenigsten erwarteten.

Daher werde ich auch den schönsten Tag, den ich vor mir sehe, nicht nach der Weise der Menschen, sondern nach meiner Art zu feiern wissen.

Ich kehre zu meinem Gegenstande zurück. — Wenn die wunderthätigen Marienbilder einigermaßen ihre Schuldigkeit thun, so muß in Kurzem kein Franzose mehr leben. Wirksam sind sie, das merkt man an den wächsernen Kindern, Beinen, Armen, Fingern etc. etc. die um das Bild gehängt sind; die Zeichen der Wünsche, welche die heilige Mutter Gottes erfüllt hat. — In Kurzem wird hier eine Processíon sein, zur Niederschlagung der Feinde, und, wie es heißt, „zur Ausrottung aller Ketzer". Also auch zu Deiner und meiner Ausrottung —

Ich wende mich jetzt zu einer vernünftigen Anstalt, die ich mit mehrerem Vergnügen besucht habe, als diese Klöster und Kirchen.

Da hat ein Mönch die Zeit, die ihm Hora und Messe übrig ließen, zur Verfertigung eines seltnen Naturalien-Cabinets angewendet. Ich weiß nicht gewiß, ob es ein Benedictiner-Mönch ist, aber ich schließe es aus dieser nützlichen Anwendung seiner Zeit, indem die Mönche dieses Ordens immer die fleißigsten und arbeitsamsten gewesen sind.

Er ist Professor bei der hiesigen Universität und heißt Blank. Er hat, mit Unterstützung des jetzigen Fürstbischofs, eines Herrn von Fechenbach, eine sehenswürdige Galerie von Vögeln und Moosen in dem hiesigen Schlosse aufgestellt. Das Gefieder der Vögel ist, ohne die Haut, auf Pergament geklebt, und so vor der Nachstellung der In-

secten ganz gesichert. — Verzeihe mir diese Umständlichkeit. Ich denke einst diese Papiere für mich zu nützen.

Schon der bloße Apparat ist sehenswürdig und erfordert einen fast beispiellosen Fleiß. Da sind in vielen Gläsern, in besondern Fächern und Schränken, Gefieder aller Art, Häute, Holzspäne, Blätter, Mose, Saamenstaub, Spinngewebe, Schilfe, Wolle, Schmetterlingsflügel etc. etc. in der größten Ordnung aufgestellt.

Aber dieser Vorrath von bunten Materialien hat den Mann auf eine Spielerei geführt. Er ist weiter gegangen, als bloß seine nützliche Gallerie von Vögeln und Moosen zu vervollkommnen. Er hat mit allen diesen Materialien, ohne weiter irgend eine Farbe zu gebrauchen, gemahlt, Landschaften, Blumenbouquett, Menschen etc. etc. oft täuschend ähnlich, das Wasser mit Wolle, das Laub mit Moose, die Erde mit Saamenstaub, den Himmel mit Spinngewebe, und immer mit der genausten Abwechselung des Lichtes und des Schattens. — Die besten von allen diesen Stücken waren aber, aus Furcht vor den Franzosen, weggeschickt. —

+ Ich werde Dir in der Folge sagen, was das bedeutet.

d. 12t Septmbr.

Was Dir das hier für ein Leben auf den Straßen ist, aus Furcht vor den Franzosen, das ist unbeschreiblich. Bald Flüchtende, bald Pfaffen, bald Reichstruppen, das läuft alles buntscheckig durcheinander, und fragt und antwortet, und erzählt Neuigkeiten, die in 2 Stunden für falsch erklärt (werden).

Der hiesige Commendant, General D'Allaglio, soll wirklich im Ernst diese Vestung behaupten wollen. Aber sei ruhig. Es gilt bloß die Citadelle, nicht die Stadt. Auch

diese ist zwar befestigt, aber sie liegt ganz in der Tiefe, ist ganz unhaltbar, und für sie, sagt man, sei schon eine Capitulation im Werke. Nach meiner Einsicht ist aber die Citadelle eben so unhaltbar. Sie ist nach der Befestigungskunst des Mittelalters erbaut, das heißt, schlecht. Es war eine unglückliche Idee hier eine Vestung anzulegen. Aber ursprünglich scheint es eine alte Burg zu sein, die nur nach und nach erweitert worden ist. Schon die Lage ist ganz unvortheilhaft, denn in der Nähe eines Flintenschusses liegt ein weit höherer Berg, der den Felsen der Citadelle ganz beherrscht. Man will sich indessen in die Casematten flüchten, und der Commendant soll geäußert haben, er wolle sich halten, bis ihm das Schnupftuch in der Tasche brennt. Wenn er klug ist, so zündet er es sich selbst an, und rettet so sein Wort und sein Leben. Indessen ist wirklich die Citadelle mit Proviant auf 3 Monate versehn. Auch soll viel Geschütz oben sein — doch das Alles soll nur sein, hinauf auf das Citadell darf keiner. Viele Schießscharten sind da, das ist wahr, aber das sind vielleicht bloße Metonymien.

Besonders des Abends auf der Brücke ist ein ewiges Laufen hinüber und herüber. Da stehn wir denn in einer Nische, Brokes und ich, und machen Glossen, und sehen es diesem oder jenem an, ob er seinen Wein in Sicherheit hat, ob er sich vor der Säcularisation fürchtet oder ob er den Franzosen freundlich ein Glas Wein vorsetzen wird. Die meisten, wenigstens von den Bürgern scheinen die letzte Partie ergreifen zu wollen. Das muß man ihnen aber abmerken, denn durch die Rede erfährt man von ihnen nichts. Du glaubst nicht, welche Stille in allen öffentlichen Häusern herrscht. Jeder kommt hin, um etwas zu erfahren, niemand, um etwas mitzutheilen. Es scheint als ob jeder erst abwarten wollte, wie man ihm kommt, um dann dem Andern eben zu kommen. Aber das ist eben das Eigenthümliche

der katholischen Städte. Da hängt man den Mantel, wie der Wind kommt.

So eben erfahre ich die gewisse Nachricht, daß der Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit verlängert ist, also schließe ich diesen Brief, damit Du so frühe als möglich diese frohe Nachricht erhälst, die unsre Wünsche reifen soll. Adieu. Bleibe mir treu. Bald ein Mehreres. Dein Freund Heinrich.

An Wilhelmine v. Zenge

Wirzburg, d. 13t (—18t) Septmbr. 1800

Mädchen! Wie glücklich wirst Du sein! Und ich! Wie wirst Du an meinem Halse weinen, heiße innige Freudenthränen! Wie wirst Du mir mit Deiner ganzen Seele danken! — Doch still! Noch ist nichts ganz entschieden, aber — der Würfel liegt, und, wenn ich recht sehe, wenn nicht Alles mich täuscht, so stehen die Augen gut. Sei ruhig. In wenigen Tagen kommt ein froher Brief an dich, ein Brief, Wilhelmine, der — — Doch ich soll ja nicht reden, und so will ich denn noch schweigen auf diese wenigen Tage. Nur diese gewisse Nachricht will ich Dir mittheilen: ich gehe von hier nicht weiter nach Straßburg, sondern bleibe in Wirzburg. Eher als Du glaubst, bin ich wieder bei Dir in Frankfurt. Küsse mich, Mädchen, denn ich verdiene es.

Laß uns thun, als ob wir nichts Interessanteres mit einander zu plaudern hätten, als fremdartige Dinge. Denn das, was mir die ganze Seele erfüllt, darf ich Dir nicht, jetzt noch nicht, mittheilen.

Also wieder etwas von dieser Stadt.

Eine der vortrefflichsten Anstalten, die je ein Mönch hervorbrachte, ist wohl das hiesige Julius-Hospital, vom

Fürstbischof Julius, im 16t Jahrhundert gestiftet, von dem vorletzten Fürstbischof Ludwig um mehr als das Ganze erweitert, veredelt und verbessert. Das Stammgebäude schon ist ein Haus, wie ein Schloß; aber nun sind noch, in ähnlicher Form, Häuser hinzugebaut worden, so daß die vordere Façade 63 Fenster hat, und das Ganze ein geschloßnes Viereck bildet. Im innern Hofe ist ein großer Brunnen angelegt, hinten befindet sich ein vortrefflicher botanischer Garten, Badehäuser, ein anatomisches Theater und ein medecinisch-chirurgisches Auditorium.

Das Ganze ist ein Product der wärmsten Menschenliebe. Jedes Gebrechen giebt, wenn es ganz arm ist, ein Recht auf unbedingte, kostfreie Aufnahme in diesem Hause. Die Wiederhergestellten und Geheilten müssen es wieder verlassen, die Unheilbaren und das graue Alter findet Nahrung, Kleidung und Obdach bis ans Ende des Lebens. Denn nur auf gänzliche Hülflosigkeit ist diese Anstalt berechnet, und wer noch auf irgend eine Art sich selbst helfen kann, der findet hier keinen Platz, weil er ihn einem Unglücklichern, Hülfsbedürftigern nehmen würde.

Dabei ist es besonders bemerkungswürdig und lobenswerth, daß die religiöse Toleranz, die nirgends in diesem ganzen Hochstift anzutreffen ist, grade hier in diesem Spital, wo sie so nöthig war, Platz gefunden hat, und daß jeder Unglückliche seine Zuflucht findet in dieser katholischen Anstalt, wäre es auch ein Protestant oder ein Jude.

Das Innere des Gebäudes soll sehr zweckmäßig eingerichtet (sein). Ordnung wenigstens und Plan habe ich darin gefunden. Da beherbergt jedes Gebäude eine eigne Art von Kranken, entweder die medicinische oder chirurgische, und jeder Flügel wieder ein eignes Geschlecht, die männlichen oder die weiblichen. Dann ist ein besonderes Haus für Unheilbare, eines für das schwache Alter, eines für

die Epileptischen, eines für die Verrückten etc. Der Garten steht jedem Gesitteten offen. Es wird in großen Sälen gespeiset. Eine recht geschmackvolle Kirche versammelt täglich die Frommen. Sogar die Verrückten haben da ihren vergitterten Platz.

Bei den Verrückten sahen wir manches Ekelhafte, manches Lächerliche, viel Unterrichtendes und Bemitleidenswerthes. Ein Paar Menschen lagen übereinander, wie Klötze, ganz unempfindlich, und man sollte fast zweifeln, ob sie Menschen zu nennen wären. Dagegen kam uns munter und lustig ein überstudierter Professor entgegen, und fieng an, uns auf lateinisch zu haranguiren, und fragte so schnell und flüchtig und sprach dabei ein so richtiges, zusammenhangendes Latein, daß wir im Ernste verlegen wurden um die Antwort, wie vor einem gescheuten Manne. In einer Celle saß, schwarzgekleidet, mit einem tiefsinnigen, höchst ernsten und düstern Blick, ein Mönch. Langsam schlug er die Augen auf uns, und es schien, als ob er unser Innerstes erwog. Dann fing er, mit einer schwachen, aber doch tönenden und das Herz zermalmenden Stimme an, uns vor der Freude zu warnen und an das ewige Leben und an das heilige Gebet uns zu erinnern. Wir antworteten nicht. Er sprach in großen Pausen. Zuweilen blickte er uns wehmüthig an, als ob er uns doch für verloren hielte. Er hatte sich einst auf der Kanzel in einer Predigt versprochen und glaubte von dieser Zeit an, er habe das Wort Gottes verfälscht. Von diesem giengen wir zu einem Kaufmann, der aus Verdruß und Stolz verrückt geworden war, weil sein Vater das Adelsdiplom erhalten hatte, ohne daß es auf den Sohn forterbte. Aber am Schrecklichsten war der Anblick eines Wesens, den ein unnatürliches Laster wahnsinnig gemacht hatte — Ein 18jähriger Jüngling, der noch vor kurzem blühend schön

gewesen sein soll und noch Spuren davon an sich trug, hieng da über die unreinliche Öffnung, mit nackten, blassen, ausgedorrten Gliedern, mit eingesenkter Brust, kraftlos niederhangendem Haupte, — Eine Röthe, matt und geadert, wie eines Schwindsüchtigen, war ihm über das todtenweiße Antlitz gehaucht, kraftlos fiel ihm das Augenlied auf das sterbende, erlöschende Auge, wenige saftlose Greisenhaare deckten das frühgebleichte Haupt, trocken, durstig, lechzend hieng ihm die Zunge über die blasse, eingeschrumpfte Lippe, eingewunden und eingenäht lagen ihm die Hände auf dem Rücken — er hatte nicht das Vermögen die Zunge zur Rede zu bewegen, kaum die Kraft den stechenden Athem zu schöpfen — nicht verrückt waren seine Gehirnsnerven aber matt, ganz entkräftet, nicht fähig seiner Seele zu gehorchen, sein ganzes Leben nichts als eine einzige, lähmende, ewige Ohnmacht — O lieber tausend Tode, als ein einziges Leben wie dieses! So schrecklich rächt die Natur den Frevel gegen ihren eignen Willen! O weg mit diesem fürchterlichem Bilde —

Nicht ohne Rührung und Ehrfurcht wandelt man durch die Hallen dieses weiten Gebäudes, wenn man alle diese großen, mühsamen, kostspieligen Anstalten betrachtet, wenn man die Opfer erwägt, die sie dem Stifter und den Unterhaltern kostet. Die bloße Erhaltung der ganzen Anstalt beträgt jährlich 60000 fl. Damit ist zugleich eine Art von chirurgischer Pepiniere verknüpft, so daß bei dem Hospital selbst die künftigen Ärzte desselben gebildet werden. Lehrer sind die praktischen Ärzte, wie Seybold, Brünningshausen etc.

Aber wenn man an den Nutzen denkt, den diese Anstalt bringt, wenn man fragt, ob mit so großen Aufopferungen auf einem minder in die Augen fallenden Wege nicht noch weit mehr auszurichten sein würde, so hört man auf, diese an sich treffliche Anstalt zu bewundern und fängt an, zu

wünschen, daß das ganze Haus lieber gar nicht da sein mögte. Weit inniger greift man in das Interesse des hülflosen Kranken ein, wenn man ihn in seinem Hause, mit Heilung, Kleidung, Nahrung, oder statt der beiden letzten Dinge mit Geld unterstützt. Ihn erfreut doch der stolze Pallast und der königliche Garten nicht, der ihn immer an seine demüthigende Lage, an die Wohlthat, die er nie abtragen kann, erinnert; aller dieser Anschein von Pracht wird schwerlich mehr, als den Kranken und sein Gefühl durch den bittern Contrast mit seinem Elende noch mehr drücken. Es liegt eine Art von Spott darin, erst ganz hilflos werden zu müssen um königlich zu wohnen — — Eigentlich weiß ich mich nicht recht auszudrücken. Aber ich bin gewiß, daß gute, stille, leidende Menschen weit lieber im Stillen Wohlthaten annehmen, als sie hier mit prahlerischer Publicität zu empfangen. Auch würde wirklich jedem Kranken leichter geholfen werden, als hier, wo bei dem Zusmmenfluß so vieles Elendes Herz und Muth sinken. Besonders die Verrückten können in ihrer eignen Gesellschaft nie zu gesundem Verstande kommen. Dagegen würde dies gewiß bei vielen möglich sein, wenn mehrere vernünftige Leute, etwa die eigne Familie, unter der Leitung eines Arztes, sich bemühten den Unglücklichen zur Vernunft zurückzuführen. Man könnte einwerfen, daß dies Alles mehrere Kosten noch verursachen würde, aber man bedenke nur daß die bloße Einrichtung dieser Anstalt Millionen kostet, und daß dies Alles dann nicht nöthig wäre. — Indessen so viel ist freilich wahr, daß die ganze Wohlthat dann nicht so viel Ansehen hätte. Daß doch immer auch Schatten sich zeigt, wo Licht ist!

Nirgends kann man den Grad der Cultur einer Stadt und überhaupt den Geist ihres herrschenden Geschmacks schneller und doch zugleich richtiger kennen lernen, als — in den Lesebibliotheken.

Höre was ich darin fand, und ich werde Dir ferner nichts mehr über den Ton von Wirzburg zu sagen brauchen.

„Wir wünschen ein Paar gute Bücher zu haben" — Hier steht die Sammlung zu Befehl — „Etwa von Wieland" — Ich zweifle fast — „Oder von Schiller, Göthe" — Die möchten hier schwerlich zu finden sein — „Wie? Sind alle diese Bücher vergriffen? Wird hier so stark gelesen?" — Das eben nicht — „Wer liest denn hier eigentlich am meisten?" — Juristen, Kaufleute und verheirathete Damen. — „Und die unverheiratheten?" — Sie dürfen keine fordern. — „Und die Studenten?" — Wir haben Befehl ihnen keine zu geben. — „Aber sagen Sie uns, wenn so wenig gelesen wird, wo in aller Welt sind denn die Schriften Wielands, Göthes, Schillers?" — Halten zu Gnaden, diese Schriften werden hier gar nicht gelesen. — „Also Sie haben sie gar nicht in der Bibliothek?" — Wir dürfen nicht. — „Was stehn denn also eigentlich für Bücher hier an diesen Wänden?" — Rittergeschichten, lauter Rittergeschichten, rechts die Rittergeschichten mit Gespenstern, links ohne Gespenster, nach Belieben. — „So, so." — —.

Nach Vergnügungen fragt man hier vergebens. Man hat hier nichts im Sinn als die zukünftige himmlische Glückseeligkeit und vergißt darüber die gegenwärtige irrdische. Ein elender französischer Garten, der Huttensche, heißt hier ein Recreationsort. Man ist aber hier so still und fromm, wie auf einem Kirchhofe. Nirgends findet man ein

Auge, das auf eine interessante Frage eine interessante Antwort verspräche. Auch hier erinnert das Läuten der Glocken unaufhörlich an die katholische Religion, wie das Geklirr der Ketten den Gefangnen an seine Sclaverei. Mitten in einem geselligen Gespräche sinken bei dem Schall des Geläuts alle Knie, alle Häupter neigen, alle Hände falten sich; und wer auf seinen Füßen stehen bleibt, ist ein Ketzer.

d. 15t Septmbr.

Meine liebe, liebste Freundinn! Wie sehnt sich mein Herz nach einem Paar freundlicher Worte von Deiner Hand, nach einer kurzen Nachricht von Deinem Leben, von Deiner Gesundheit, von Deiner Liebe, von Deiner Ruhe! Wie viele Tage verlebten wir jetzt getrennt von einander und wie Manches wird Dir zugestoßen sein, das auch mich nahe angeht! Und warum erfahre ich nichts von dir? Bist Du gar nicht mehr? Oder bist Du krank? Oder hast Du mich vergessen, mich, dem der Gedanke an Dich immer gegenwärtig blieb? Zürnst Du vielleicht auf den Geliebten, der sich so muthwillig von der Freundinn entfernte? Schiltst Du ihn leichtsinnig, den Reisenden, ihn, der auf dieser Reise Dein Glück mit unglaublichen Opfern erkauft und jetzt vielleicht — vielleicht schon gewonnen hat? Wirst Du mit Mißtrauen und Untreue dem lohnen, der vielleicht in Kurzem mit den Früchten seiner That zurückkehrt? Wird er Undank bei dem Mädchen finden, für deren Glück er sein Leben wagte? Wird ihm der Preis nicht werden, auf den er rechnete, ewige innige zärtliche Dankbarkeit? — Nein, nein — Du bist für den Undank nicht geschaffen. Ewig würde Dich die Reue quälen. Tausend Ursachen konnten verhindern, daß Briefe von Dir zu mir kamen. Ich halte mich fest an Deine Liebe. Mein Ver-

trauen zu Dir soll nicht wanken. Mich soll kein Anschein verführen. Dir will ich glauben und keinem Andern. Ich selbst habe ja auch bestellt, daß alle Briefe in Baireuth liegen bleiben sollten. Andere konnten zwar einen andern Weg über Duderstadt nehmen — indessen ich bin ruhig. Schon vor 4 Tagen habe ich nach Baireuth geschrieben, mir die Briefe nach Wirzburg zu senden — heute war noch nichts auf der hiesigen Post, aber morgen, morgen, — oder übermorgen, oder — —

Und was werde ich da Alles erfahren! Mit welchen Vorgefühlen werde ich das Couvert betrachten, das kleine Gefäß das so vieles in sich schließt! Ach, Wilhelmine, in sechs Worten kann alles liegen, was ich zu meiner Ruhe bedarf. Schreibe mir: ich bin gesund; ich liebe Dich, — und ich will weiter nichts mehr.

Aber doch — Nachrichten von Deinen redlichen Ältern und überhaupt von deinen Geschwistern. Ist alles wieder gesund in Eurem Hause? Schläft Mutter wieder unten? Hat Vater nicht nach mir gefragt? — Was spricht man überhaupt von mir in Frankfurt? — Doch das wirst Du wohl nicht hören. Nun, es sei! Mögen sie sprechen, was sie wollen, mögen sie mich immerhin verkennen! Wenn wir beide uns nur ganz verstehen, so kümmert mich weiter kein Urtheil, keine Meinung. Jedem will ich Mißtrauen verzeihen, nur Dir nicht; denn für Dich that ich alles, um es Dir zu benehmen. — Verstehst Du die Inschrift der Tasse? Und befolgst Du sie? Dann erfüllst Du meinen innigsten Wunsch. Dann weißt Du, mich zu ehren.

Vielleicht erhalte ich auch den Aufsatz von Dir — oder ist er noch nicht fertig? Nun, übereile Dich nicht. Ein Frühlingssonnenstrahl reift die Orangenblüthe, aber ein Jahrhundert die Eiche. Ich mögte gern etwas Gutes, etwas Seltenes, etwas Nützliches von Dir erhalten das ich

ſelbſt gebrauchen kann; und das Gute bedarf Zeit, es zu bilden. Das Schnellgebildete ſtirbt ſchnell dahin. Zwei Frühlingstage — und die Orangenblüthe iſt verwelkt, aber die Eiche durchlebt ein Jahrtauſend. Was ich von Dir empfange ſoll mehr als auf zwei Augenblicke duften, ich will mich ſeiner erfreuen mein Lebenlang.

Ja, Wilhelmine, wenn du mir könnteſt die Freude machen, immer fortzuſchreiten in Deiner Bildung mit Geiſt und Herz, wenn Du es mir gelingen laſſen könnteſt, mir an Dir eine Gattinn zu formen, wie ich ſie für mich, eine Mutter, wie ich ſie für meine Kinder wünſche, erleuchtet, aufgeklärt, vorurtheillos, immer der Vernunft gehorchend, gern dem Herzen ſich hingebend — dann, ja dann könnteſt (Du) mir für eine That lohnen, für eine That —

Aber das alles wären vergebliche Wünſche, wenn nicht in Dir die Anlage zu jedem Vortrefflichen vorhanden wäre. Hineinlegen kann ich nichts in Deine Seele, nur entwickeln, was die Natur hineinlegte. Auch das kann ich eigentlich nicht, kannſt nur Du allein. Du ſelbſt mußt Hand an Dir legen, Du ſelbſt mußt Dir das Ziel ſtecken, ich kann nichts als Dir den kürzeſten, zweckmäßigſten Weg zeigen; und wenn ich Dir jetzt ein Ziel aufſtellen werde, ſo geſchieht es nur in der Überzeugung, daß es von Dir längſt anerkannt iſt. Ich will nur deutlich darſtellen, was vielleicht dunkel in Deiner Seele ſchlummert.

Alle ächte Aufklärung des Weibes beſteht zuletzt darin, vernünftig über die Beſtimmung ihres irdiſchen Lebens nachdenken zu können. Über den Zweck unſeres ganzen ewigen Daſeins nachzudenken, auszuforſchen, ob der Genuß der Glückſeeligkeit, wie Epikur meinte, oder die Erreichung der Vollkommenheit, wie Leibnitz glaubte, oder die Erfüllung der trocknen Pflicht, wie Kant verſichert, der letzte Zweck des Menſchen ſei, das iſt ſelbſt für Männer

unfruchtbar und oft verderblich. Wie können wir uns getrauen in den Plan einzugreifen, den die Natur für die Ewigkeit entworfen hat, da wir nur ein so unendlich kleines Stück von ihm, unser Erdenleben, übersehen? Also wage Dich mit deinem Verstande nie über die Grenzen Deines Lebens hinaus. Sei ruhig über die Zukunft. Was Du für dieses Erdenleben thun sollst, das kannst Du begreifen, was Du für die Ewigkeit thun sollst, nicht; und so kann denn auch keine Gottheit mehr von Dir verlangen, als die Erfüllung Deiner Bestimmung auf dieser Erde. Schränke Dich also ganz für diese kurze Zeit ein. Kümmre Dich nicht um Deine Bestimmung nach dem Tode, weil Du darüber leicht Deine Bestimmung auf dieser Erde vernachlässigen könntest.

An Wilhelmine v. Zenge

Würzburg, d. 10t (—11t) Octobr. 1800

Liebe Wilhelmine! Du denkst gewiß heute an mich, so wie ich den ganzen 18t Auguſt an Dich dachte, nicht wahr? — O mit welcher Innigkeit denke ich jetzt auch an Dich! Und welch'. ein unbeschreiblicher Genuß ist mir diese Überzeugung, daß unsere Gedanken sich gewiß jetzt in diesem Augenblicke begegnen! Ja, mein Geburtstag ist heute, und mir ist, als hörte ich die Wünsche, die heute Dein Herz heimlich für mich bildet, als fühlte ich den Druck Deiner Hand, der mir alle diese Wünsche mit einemmale mittheilt. Ja sie werden erfüllt werden alle diese Wünsche, sei davon überzeugt, ich bin es. Wenn uns ein König ein Ordensband wünscht, heißt das nicht ihn uns versprechen? Er selbst hat die Erfüllung seines Wunsches in seiner Hand — Du auch, liebes Mädchen. Alles was ich Glück nenne, kann nur von Deiner Hand mir kommen, und wenn Du mir dieses Glück wünschest, ja dann kann ich wohl ganz

ruhig in die Zukunft blicken, dann wird es mir gewiß zu Theil werden. Liebe und Bildung das ist alles, was ich begehre, und wie froh bin ich, daß die Erfüllung dieser beiden unerlaßlichen Bedürfnisse, ohne die ich jetzt nicht mehr glücklich sein könnte, nicht von dem Himmel abhangt, der, wie bekannt, die Wünsche der armen Menschen so oft unerfüllt läßt, sondern einzig und allein von Dir.

Du hast doch meinen letzten Brief, den ich am Anfange dieses Monats schrieb, und den ich einen Haupt-Brief nennen mögte, wenn nicht bald ein zweiter erschiene, der noch wichtiger sein wird — Du hast ihn doch erhalten? Vielleicht hast Du ihn in diesen Tagen empfangen, vielleicht empfängst Du ihn in diesem Augenblicke — O wenn ich jetzt neben Dir stehen könnte, wenn ich Dir diesen unverständlichen Brief erklären dürfte, wenn ich Dich vor Mißverständnissen sichern könnte, wenn ich jede unwillige Regung Deines Gefühls gleich in dem ersten Augenblick der Entstehung unterdrücken dürfte — — Zürne nicht, liebes Mädchen, ehe Du mich ganz verstehst! Wenn ich mich gegen Dich vergangen habe, so habe ich es auch durch die theuersten Opfer wieder gut gemacht. Laß mir die Hoffnung daß Du mir verzeihen wirst, so werde ich den Muth haben Dir Alles zu bekennen. Höre nur erst mein Bekenntniß an, und ich bin gewiß, daß Du dann nicht mehr zürnen wirst.

Ich versprach Dir in jenem Brief, entweder in 8 Tagen von hier abzureisen, oder Dir zu schreiben. Diese Zeit ist verstrichen, und das erste war noch nicht möglich. Beunruhige Dich nicht — meine Abreise kann morgen oder übermorgen und an jedem Tage erfolgen, der mir etwas Nochzuerwartendes überbringt. In der Folge werde ich mich deutlicher darüber erklären, laß das jetzt ruhen. Jetzt will ich mein Versprechen erfüllen und Dir, statt meiner, wenig-

ſtens einen Brief ſchicken. Sei für jetzt zufrieden, mit dieſem Stellvertreter, bald wird die Poſt mich ſelbſt zu Dir tragen.

Aber von unſerm Hauptgegenſtande kann ich Dir jetzt noch nicht mehr ſchreiben, denn ich muß erſt wiſſen, wie Du jenen letzten Brief aufgenommen haſt. Alſo von etwas Anderem.

In meiner Seele ſieht es aus, wie in dem Schreibtiſche eines Philoſophen, der ein neues Syſtem erſann, und einzelne Hauptgedanken auf zerſtreute Papiere niederſchrieb. Eine große Idee — für Dich, Wilhelmine, ſchwebt mir unaufhörlich vor der Seele! Ich habe Dir den Hauptgedanken ſchon am Schluſſe meines letzten Briefes, auch ſchon vorher auf einem einzelnen Blatte mitgetheilt. Du haſt ihn doch noch nicht vergeſſen? — —

Ich erſuchte Dich doch einſt mir aufzuſchreiben, was Du Dir denn eigentlich von dem Glücke einer künftigen Ehe verſprächſt? — Erräthſt Du nicht, warum? Doch wie kannſt Du das errathen! — Ich ſehe mit Sehnſucht dieſem Aufſatz entgegen, den ich immer noch nicht von Wien erhalten habe. Sein erſtes Blat, das Du mir mittheilteſt, und das mir eine unausſprechliche, aber bitterſüße Freude gewährte, ſcheuchte mich aus Deinen Armen und beſchleunigte meine Abreiſe. Weißt Du wohl noch mit welcher Bewegung ich es am Tage vor unſrer Trennung durchlas, und wie ich es unruhig mit mir nach Hauſe nahm — und weißt Du auch was ich da, als ich allein war mit dieſem Blatte, alles empfand? Es zog mein ganzes Herz an Dich, aber es ſtieß mich zugleich unwiderruflich aus Deinen Armen — Wenn ich es jetzt wieder leſen werde, ſo wird es mich dahin zurückführen. Damals war ich Deiner nicht würdig, jetzt bin ich es. Damals meinte ich, daß Du ſo gut, ſo edel, ſo achtungswürdig, ſo werth des höchſten Glücks warſt,

jetzt wird es mein Stolz und mein Entzücken sein. Damals quälte mich das Bewußtsein, Deine heiligsten Ansprüche nicht erfüllen zu können, und jetzt, jetzt — — Doch still!

Jetzt, Wilhelmine, werde auch ich Dir mittheilen, was ich mir von dem Glücke einer künftigen Ehe verspreche. Ehemals durfte ich das nicht, aber jetzt — o Gott! Wie froh macht mich das! — Ich werde Dir die Gattin beschreiben, die mich jetzt glücklich machen kann — — und das ist die große Idee, die ich für Dich im Sinne habe. Das Unternehmen ist groß, aber der Zweck ist es auch. Ich werde jede Stunde, die mir meine künftige Lage übrig lassen wird, diesem Geschäfte widmen. Das wird meinem Leben neuen Reiz geben, und uns beide schneller durch die Prüfungszeit führen, die uns bevorsteht. In fünf Jahren, hoffe ich, wird das Werk fertig sein.

Fürchte nicht, daß die beschriebene Gattinn nicht von (der) Erde sein wird, und daß ich sie erst in dem Himmel finden werde. Ich werde sie in 5 Jahren auf dieser Erde finden und mit meinen irrdischen Armen umschließen — Ich werde von der Lilie nicht verlangen, daß sie in die Höhe schießen soll, wie die Ceder, und der Taube kein Ziel stecken, wie dem Adler. Ich werde aus der Leinwand kein Bild hauen, und auf dem Marmor nicht mahlen. Ich kenne die Masse, die ich vor mir habe und weiß, wozu sie taugt. Es ist ein Erz mit gediegenem Solde und mir bleibt nichts übrig, als das Metall von dem Gestein zu scheiden. Klang und Gewicht und Unverletzbarkeit in der Feuerprobe hat es von Natur erhalten, die Sonne der Liebe wird ihm Schimmer und Glanz geben, und ich habe nach der metallurgischen Scheidung nichts weiter zu thun, als mich zu wärmen und zu sonnen in den Strahlen, die seine Spiegelfläche auf mich zurückwirft.

Ich selbst fühle wie matt diese Bildersprache gegen den

Sinn ist, der mich belebt — — O wenn ich Dir nur einen Strahl von dem Feuer mittheilen könnte, das in mir flammt! Wenn Du es ahnden könntest, wie der Gedanke, aus Dir einst ein vollkommnes Wesen zu bilden, jede Lebenskraft in mir erwärmt, jede Fähigkeit in mir bewegt, jede Kraft in mir in Leben und Thätigkeit setzt! — Du wirst es mir kaum glauben, aber ich sehe oft stundenlang aus dem Fenster und gehe in 10 Kirchen und besehe diese Stadt von allen Seiten, und sehe doch nichts, als ein einziges Bild — Dich, Wilhelmine, und zu Deinen Füßen zwei Kinder, und auf Deinem Schooße ein Drittes, und höre wie Du den Kleinsten sprechen, den mittleren fühlen, den größten denken lehrst, und wie Du den Eigensinn des Einen zu Standhaftigkeit, den Trotz des Andern zu Freimüthigkeit, die Schüchternheit des Dritten zu Bescheidenheit, und die Neugierde Aller zu Wißbegierde umzubilden weißt, sehe, wie Du ohne viel zu plaudern, durch Beispiele Gutes lehrst und wie Du ihnen in Deinem eignen Bilde zeigst, was Tugend ist, und wie liebenswürdig sie ist — — Ist es ein Wunder, Wilhelmine, wenn ich für diese Empfindungen die Sprache nicht finden kann?

O lege den Gedanken wie einen diamantenen Schild um Deine Brust: ich bin zu einer Mutter gebohren! Jeder andere Gedanke, jeder andere Wunsch fahre zurück von diesem undurchdringlichen Harnisch. Was könnte Dir sonst die Erde für ein Ziel bieten, das nicht verachtungswürdig wäre? Sie hat nichts was Dir einen Werth geben kann, wenn es nicht die Bildung edler Menschen ist. Dahin richte Dein heiligstes Bestreben! Das ist das Einzige, was Dir die Erde einst verdanken kann. Sehe nicht von ihr, wenn sie sich schämen müßte, Dich nutzlos durch ein Menschen-Alter getragen zu haben! Verachte alle die niederen Zwecke des Lebens. Dieser einzige wird Dich über alle erheben. In ihm wirst Du Dein wahres Glück finden, alle

andern können Dich nur auf Augenblicke vergnügen. Er wird Dir Achtung für Dich selbst einflößen, alles andere kann nur Deine Eitelkeit kitzeln; und wenn Du einst an seinem Ziele stehst, so wirst Du mit Selbstzufriedenheit auf Deine Jugend zurückblicken, und nicht wie Tausend andere unglückliche Geschöpfe Deines Geschlechts die versäumte Bestimmung und das versäumte Glück in bittern Stunden der Einsamkeit beweinen.

Liebe Wilhelmine, ich will nicht, daß Du aufhören sollst, Dich zu putzen, oder in frohe Gesellschaften zu gehen, oder zu tanzen; aber ich mögte Deiner Seele nur den Gedanken recht aneignen, daß es höhere Freuden giebt, als die uns aus dem Spiegel, oder aus dem Tanzsaale entgegen lächeln. Das Gefühl, im Innern schön zu sein, und das Bild das uns der Spiegel des Bewußtseins in den Stunden der Einsamkeit zurückwirft, das sind Genüsse, die allein unsere heiße Sehnsucht nach Glück ganz stillen können.

Dieser Gedanke möge Dich auf alle Deine Schritte begleiten, vor den Spiegel, in Gesellschaften, in den Tanzsaal. Bringe der Mode, oder vielmehr dem Geschmack die kleinen Opfer, die er nicht ganz mit Unrecht von jungen Mädchen fordert, arbeite an Deinem Putze, frage den Spiegel, ob Dir die Arbeit gelungen ist — aber eile mit dem allen, und kehre so schnell als möglich zu Deinem höchsten Zwecke zurück. Besuche den Tanzsaal — aber sei froh, wenn Du von einem Vergnügen zurückkehrst, wobei nur die Füße ihre Rechnung fanden, das Herz aber und der Verstand den Pulsschlag ihres Lebens ganz aussetzten, und das Bewußtsein gleichsam ganz ausgelöscht war. Gehe in frohe Gesellschaften, aber suche Dir immer den Bessern, Edleren heraus, den, von dem Du etwas lernen kannst — denn das darfst Du in keinem Augenblicke deines Lebens versäumen. Jede Minute, jeder Mensch, jeder Gegenstand kann

Dir eine nützliche Lehre geben, wenn Du sie nur zu entwickeln verstehst — doch von diesem Gegenstande ein andermal mehr.

Und so laß uns denn beide, Hand in Hand, unserm Ziele entgegen gehen, jeder dem seinigen, der ihm zunächst liegt, und wir beide dem letzten, nach dem wir beide streben. Dein nächstes Ziel sei, Dich zu einer Mutter, das meinige, mich zu einem Staatsbürger zu bilden, und das fernere Ziel, nach dem wir beide streben, und das wir uns beide wechselseitig sichern können, sei das Glück der Liebe.

Gute Nacht, Wilhelmine, meine Braut, einst meine Gattinn, einst die Mutter meiner Kinder!

d. 11t Octobr.

Ich will aus diesem Briefe kein Buch machen, wie aus dem vorigen, und Dir daher nur kurz noch Einiges vor dem Abgange der Post mittheilen.

Ich finde jetzt die Gegend um diese Stadt weit angenehmer, als ich sie bei meinem Einzuge fand; ja ich mögte fast sagen, daß ich sie jetzt schön finde — und ich weiß nicht, ob sich die Gegend verändert hat, oder das Herz, das ihren Eindruck empfieng. Wenn ich jetzt auf der steinernen Mainbrücke stehe, die das Citadell von der Stadt trennt, und den gleitenden Strom betrachte, der durch Berge und Auen in tausend Krümmungen heran strömt und unter meinen Füßen weg fließt, so ist es mir, als ob ich über ein Leben erhaben stünde. Ich stehe daher gern am Abend auf diesem Gewölbe und lasse den Wasserstrom und den Luftstrom mir entgegen rauschen. Oder ich kehre mich um, und verfolge den Lauf des Flusses bis er sich in die Berge verliert, und verliere mich selbst dabei in stille Betrachtungen. Besonders ein Schauspiel ist mir sehr merkwürdig. Grade aus strömt der Main von der Brücke weg, und

pfeilschnell, als hätte er sein Ziel schon im Auge, als sollte ihn nichts abhalten, es zu erreichen, als wollte er es, ungeduldig, auf dem kürzesten Wege ereilen — aber ein Rebenhügel beugt seinen stürmischen Lauf, sanft aber mit festem Sinn, wie eine Gattinn den stürmischen Willen ihres Mannes, und zeigt ihm mit edler Standhaftigkeit den Weg, der ihn ins Meer führen wird — — und er ehrt die bescheidne Warnung und folgt der freundlichen Weisung, und giebt sein voreiliges Ziel auf und durchbricht den Rebenhügel nicht, sondern umgeht ihn, mit beruhigtem Laufe, seine blumigen Füße ihm küssend —

Selbst von dem Berge aus, von dem ich Würzburg zuerst erblickte gefällt es mir jetzt, und ich mögte fast sagen, daß es von dieser Seite am Schönsten sei. Ich sahe es letztin von diesem Berge in der Abenddämmerung, nicht ohne inniges Vergnügen. Die Höhe senkt sich allmählig herab und in der Tiefe liegt die Stadt. Von beiden Seiten hinter ihr ziehen im halben Kreise Bergketten sich heran, und nähern sich freundlich, als wollten sie sich die Hände geben, wie ein Paar alte Freunde nach einer langen verflossenen Beleidigung — aber der Main trit zwischen sie, wie die bittere Erinnerung, und sie wanken, und keiner wagt es, zuerst hinüber zu schreiten, und folgen beide langsam dem scheidenden Strome, wehmüthige Blicke über die Scheidewand wechselnd —

In der Tiefe, sagte ich, liegt die Stadt, wie in der Mitte eines Amphiteaters. Die Terrassen der umschließenden Berge dienten statt der Logen, Wesen aller Art blickten als Zuschauer voll Freude herab und sangen und sprachen Beifall, oben in der Loge des Himmels stand Gott. Und aus dem Gewölbe des großen Schauspielhauses sank der Kronleuchter der Sonne herab, und versteckte sich hinter die Erde — denn es sollte ein Nachtstück aufgeführt werden. Ein blauer

Schleier umhüllte die ganze Gegend, und es war, als wäre der azurne Himmel selbst hernieder gesunken auf die Erde. Die Häuser in der Tiefe lagen in dunkeln Massen da, wie das Gehäuse einer Schnecke, hoch empor in die Nachtluft ragten die Spitzen der Thürme, wie die Fühlhörner eines Insects, und das Klingeln der Glocken klang wie der heisere Ruf des Heimchens — und hinten starb die Sonne, aber hochroth glühend vor Entzücken, wie ein Held, und das blasse Zodiakal-licht umschimmerte sie, wie eine Glorie das Haupt eines Heiligen — —

Vorgestern gieng ich aus, einen andern Berg von der Nordseite zu ersteigen. Es war ein Weinberg, und ein enger Pfad führte durch gesegnete Rebenstangen auf seinen Gipfel. Ich hatte nicht geglaubt, daß der Berg so hoch sei — und er war es vielleicht auch nicht, aber sie hatten aus den Weinbergen alle Steine rechts und links in diesen Weg geworfen, das Ersteigen zu erschweren — — grade wie das Schicksal oder die Menschen mir auf den Weg zu dem Ziele, das ich nun doch erreicht habe. Ich lachte über diese auffallende Ähnlichkeit — liebes Mädchen, Du weißt noch nicht Alles, was mir in Berlin, und in Dreßden, in Baireuth, ja selbst hier in Würzburg begegnet ist, das Alles wird noch einen langen Brief kosten. Damals ärgerte ich mich aber so über die Steine, die mir in den Weg geworfen wurden, ließ mich aber nicht stören, vergoß zwar heiße Schweißtropfen, aber erreichte doch, wie vorgestern, das Ziel. Das Ersteigen der Berge, wie der Weg zur Tugend, ist besonders wegen der Aussicht, die man eben vor sich hat, beschwerlich. Drei Schritte weit sieht man, weiter nicht, und nichts als die Stufen, die erstiegen werden müssen, und kaum ist ein Stein überschritten, gleich ist ein andrer da, und jeder Fehltritt schmerzt doppelt, und die ganze Mühseeligkeit wird gleichsam wiedergekaut — — aber

man muß an die Aussicht denken, wenn man den Gipfel erstiegen hat. O wie herrlich war der Anblick des Mainthales von dieser Höhe! Hügel und Thäler und Wasser, und Städte und Dörfer, alles durcheinander wie ein gewirkter Fußteppich! Der Main wandte sich bald rechts bald links, und küßte bald den einen, bald den andern Rebenhügel, und wankte zwischen seinen beiden Ufern, die ihm gleich theuer schienen, wie ein Kind zwischen Vater und Mutter. Der Felsen mit der Citadelle sah ernst auf die Stadt herab, und bewachte sie, wie ein Riese sein Kleinod, und an den Außenwerken herum schlich ein Weg, wie ein Spion, und krümte sich in jede Bastion, als ob er recognosciren wollte, wagte aber nicht in die Stadt zu gehen, sondern verlor sich in die Berge —

Aber keine Erscheinung in der Natur kann mir eine so wehmüthige Freude abgewinnen, als ein Gewitter am Morgen, besonders wenn es ausgedonnert hat. Wir hatten hier vor einigen Tagen dies Schauspiel — o es war eine prächtige Scene! Im Westen stand das nächtliche Gewitter und wüthete, wie ein Tyrann, und von Osten her stieg die Sonne herauf, ruhig und schweigend, wie ein Held. Und seine Blitze warf ihm das Ungewitter zischend zu und schalt ihn laut mit der Stimme des Donners — er aber schwieg der göttliche Stern, und stieg herauf, und blickte mit Hoheit herab auf den unruhigen Nebel unter seinen Füßen, und sah sich tröstend um nach den andern Sonnen, die ihn umgaben, als ob er seine Freunde beruhigen wollte — Und einen letzten fürchterlichen Donnerschlag schleuderte ihm das Ungewitter entgegen, als ob es seinen ganzen Vorrath von Galle und Geifer in einem Funken ausspeien wollte — aber die Sonne wankte nicht in ihrer Bahn, und nahte sich unerschrocken, und bestieg den Thron des Himmels — — und blaß, wie vor Schreck, entfärbte sich die Nacht des

Gewölks, und zerstob wie dünner Rauch, und sank unter den Horizont, wenige schwache Flüche murmelnd — —

Aber welch' ein Tag folgte diesem Morgen! Laue Luftzüge wehten mich an, leise flüsterte das Laub, große Tropfen fielen mit langen Pausen von den Bäumen, ein mattes Licht lag ausgegossen über die Gegend, und die ganze Natur schien ermattet nach dieser großen Anstrengung, wie ein Held nach der Arbeit des Kampfes — Doch ich wollte ja kein Buch machen und will nur kurz und gut schließen. Schreibe mir, ob Du mir verzeihen kannst, und schicke den Brief an Carln, damit ich ihn bei meiner Ankunft in Berlin gleich empfange. Dann sollst Du mehr hören. H. K.

In Eilmärschen kehrten die beiden Freunde von Würzburg nach Berlin zurück; sie hatten ihr Ziel erreicht. Kleist blieb noch die Pflicht, sich seiner Braut zu bekennen, die ihm seine beispiellose Tat mit einer beispiellosen Verzeihung belohnte. Der delikate Bekenntnisbrief ist jedenfalls von Wilhelmine vernichtet worden, auch andere Stücke fehlen aus dieser Berliner Zeit, aber die erhaltenen treten zu einer dichten Folge zusammen, die den Verlauf einer neuen Krise vollständig wiedergibt. Der Sinn dieser Krise ist leicht zu fassen. Im Jahre 1801 wird der Dichter Kleist geboren, und es sind lange schmerzliche Wehen, man könnte von den Symptomen einer regulären Schwangerschaft sprechen, die dieser Geburt vorausgehen. Er ist von Würzburg mit gesteigerter Kraftempfindung, mit erhöhter Lebenswärme zurückgekommen. Seine Individualrechte scheinen noch verstärkt; man kann mit einem Worte sagen, daß er sich fühlt. Aber die neue Verstärkung der Persönlichkeit wendet sich bald gegen ihn, da sie immer noch kein Ziel findet. Stärker als je vorher verlangt er nach dem Weibe, nach der Mutter

seiner Kinder. Diese sinnliche Entbehrung eines Dreiundzwanzigjährigen, der sich vor Verirrungen fürchtet und noch einen besonderen Grund dazu haben mag, kann nicht gering veranschlagt werden. Die Liebesszene der Schroffensteiner, wenn Ottokar die künftige Hochzeit erzählend vorerlebt, spricht sehr deutlich zu uns als die ausführliche Verwirklichung der Phantasie eines kasteiten Bräutigams. Die schwache Hoffnung auf eine baldige Vereinigung labt sich an wechselnden und widerspruchsvollen Projekten, die die arme Braut geduldig zu begutachten hat. Zu den abenteuerlichsten gehört die Niederlassung in Frankreich, wo das Paar von der Propaganda der Kantschen Philosophie leben soll. Fast noch unnatürlicher scheint eine friedliche Ehe in Frankfurt auf Grund einer Professur, die gewiß nicht auf einen in jeder Beziehung unerprobten Dilettanten wartet. Dann werden wieder Wartezeiten von fünf, von sechs, sogar von zehn Jahren vorgeschlagen, und wir müssen die Braut bewundern, die sich nur einige leise Klagen gestattet, die an dem „Ideenmagazin" ihres so unfertigen Meisters mit weiblichem Gehorsam mitarbeitet und jede kleine Anerkennung ihres Strebens nach Vollkommenheit als hohe Auszeichnung empfängt. Wie diese Vielgeprüfte selbst später erzählt hat, hielt sie aus, weil sie ihren Kleist mit einfacher Aufrichtigkeit liebte und weil sie der Meinung war, daß außer ihr keine Frau mit ihm auskommen würde.

Entschieden war es für Kleist, daß er im Amt nicht bleiben konnte, obgleich der Minister seinem Volontär mit einer Nachsicht entgegenkam, die man in der starreren und unpersönlicheren Mechanik des heutigen Staatsdienstes nicht suchen dürfte. Wir lesen, wie Kleist mit einer unendlich erweiterten Sphäre des Geistes und des Herzens von der Reise zurückkam, und wie er von der neuen Höhe des reinen Menschentums auf den Bettel von Königtum, von Staat

und Adel herabsieht. Es würde ihm leichter sein, von Lektionen zu leben als sich zur willenlosen Funktion der großen Staatsmaschine degradieren zu lassen, die lieber die Mittelmäßigkeit als den Genius braucht. Jedenfalls fühlt er, daß etwas in ihm ist, das nicht verbraucht werden darf, das ihm allein gehört. Er empfindet und handelt wie ein Berufener, wie ein Künstler, ohne zu wissen, daß er es ist. In seinem Bewußtsein setzt sich nur der Kosmopolit, der Menschheitsschwärmer, der Rousseaujünger dem Staatsbegriff entgegen, den er erst viel später erkennen wird. Trotz allen schroffen Absagen dürfen wir ihn für keinen Demokraten halten. Seine Opposition bleibt rein persönlich, und es liegt ihm gewiß nichts daran, daß seine Schwärmereien zu Prinzipien für die Menge werden. Der Adel, wenn er damals überhaupt dachte, gestattete sich eine größere Freiheit als das Bürgertum. Das war auch eine Art von Privileg und es wurde geübt, bis die Ideen der Revolution aus der Literatur in die Politik eindrangen. Wenn Kleist dem Könige aufsagt, wenn er einen sehr geduldigen Minister mit unbesorgter Lässigkeit behandelt, so ist es im Grunde das Junkerblut, das gegen die Bureaukratie auffährt mit alter feudaler Selbstgenügsamkeit. Kleists Argumente sind aus Rousseau genommen, aber das, was sich eher fühlen als definieren läßt, seine Haltung ist die eines Bevorrechtigten, Bevorzugten. Il y a la manière. Der Zwist bleibt sozusagen in der Familie; er kann ihr verlorener Sohn werden, beargwohnt, getadelt, gezüchtigt, aber er kann ihr nicht als Fremdling in Gleichgiltigkeit entschwinden.

„Es ist ein trauriges Lied, das Lied von der Heimkehr", sagt Otto Ludwig einmal, der mit solchen Niederlagen Bescheid wußte. Man glaubt sich draußen ein paar Zoll an Größe zugelegt zu haben, man fühlt sich innerlich gewachsen, man hat Schätze der Erfahrung und Vertiefung mit heim-

gebracht, und begierig, sie sich selbst, sie der Welt zu zeigen, findet man alle Taschen leer. Die alten Verhältnisse, in die Kleist von der Freiheit der Reise zurückkehrt, drücken schnell auf das neue Selbstbewußtsein. Und es ist niemand da, der ihm helfen kann. Der treue Brockes verläßt Berlin. Wohl läuft Kleist einmal in nervöser Aufregung und Verstimmung nach Potsdam, um die alten Kameraden zu umarmen; es tut ihm wohl, ein vertrautes Freundesgesicht zu sehen, aber helfen können sie ihm nicht, der seine eigene Krankheit nicht kennt. Seine Lehrer sind Wieland, Rousseau, Kant, in der Umgebung sucht er keinen überlegenen, autoritätsvollen Gewissensrat, und er kommt nie mit seiner stolzen Zurückhaltung in Versuchung, sich einem Großen persönlich hinzugeben, sich bewundernd anzuschmiegen wie etwa Hölderlin an Schiller. Er hat ja auch nichts, um sich zu legitimieren; mit vollem Herzen und leeren Händen wendet man sich nur an die, von denen man sich geliebt weiß. Es sind immer wieder die vertrauten Menschen, die seine Beichten und Klagen hören müssen, die Braut und die Schwester, die sich nicht ermüden lassen in Treue und Opfermut. Kleist umringt sich gern mit dienenden Herzen, aber er steht in keiner größeren geistigen Gemeinschaft. Wir wissen von ihm selbst, daß er in Bürgerfamilien, in jüdischen Salons verkehrte. Rahel war ihm eine Freundin. Aber solche Beziehungen hat er nie gebraucht, um sich zu orientieren, um einer Fahne oder einer Parole zu folgen. Für Parteiungen und Cenakel hatte er gar keinen Sinn, und er hat auf keinem der literarischen Hausaltäre Berlins Weihrauch gestreut. Andere Quellen als die Briefe lassen seinen Verkehr etwas weiter erscheinen, und da sich Beziehungen zum Grafen Alexander zur Lippe feststellen lassen, der in allen literarischen Salons zu Hause war, so hat man sie durch ein scharfsinniges Kombinationsverfahren erweitert. Solchen Hy-

potheſen widerſpricht alle Erfahrung und beſonders Kleiſts Eigenart. Es iſt ſehr leicht auszurechnen, wer die Freunde ſeiner Freunde waren, welche Zeitgenoſſen er durch die Berührung des Rahelſchen oder anderer Kreiſe kennen lernen mußte; wir wiſſen nur das eine beſtimmt, daß er nirgendwo abfärbte und daß er in ſeiner Not mit ſich allein blieb, allein bleiben wollte.

War er durch ſich ſelbſt in Irrtum verfallen, ſo konnte er nur durch ſich ſelbſt ſich wieder erheben. Sein dilettantiſcher Umgang mit der Wiſſenſchaft, ſchülerhaft geblieben ohne einen ſpeziellen Forſchungstrieb, ſeine Frankfurter Bildung, charakteriſiert durch den immer noch nicht überwundenen Wünſch und ſeine moraliſch-optimiſtiſche Weltanſicht, war ſehr rückſtändig gegen die geiſtige Verfaſſung Berlins zur Zeit der Rahel, Tieck, Schleiermacher, Friedrich Schlegel. Wenn er immer noch, um ſich auf das ſchriftſtelleriſche Fach vorzubereiten, an ſeinem Ideenmagazin arbeitet und ſeine Lektionen aus den Kosmologiſchen Unterhaltungen bezieht, ſo ſetzt er mit verzweifelter Zähigkeit leergewordene, verſpätete Beſtrebungen fort, die ſeine geiſtreichen Berliner Freunde ihm weggelächelt hätten, wenn ſie ihn kannten, oder wenn er ſie kannte. Sein Zeichen iſt durchaus geiſtige Einſamkeit, Unverhältnis zu ſeinem Jahrzehnt, Unerfahrenheit und Ungewißheit. Wie hätte ſonſt in demſelben Kopfe auch nur einen Moment lang der durch Wünſch weitergegebene Optimismus eines Leibniz neben der Kritik der reinen Vernunft ſich behaupten können? Jede Zeit hat ihren philoſophiſchen Jargon, ihre geiſtigen Moden. Kleiſt kleidete ſich noch nach der alten, er lebte hinter ſeiner Zeit, wie er ſpäter, aus ſich allein ſelbſtändig geworden, niemandes Schüler, nie einer Fahne dienſtbar, über ihr gelebt hat. Kleiſt hat wohl einige Salons beſucht, aber er hat nicht mit dieſer geiſtig ungemein trainierten Geſellſchaft Berlins

gefühlt und gedacht, die ihr Licht von Weimar und Jena empfing. Seine Seele war zu voll von Ungewißheit und seine Zunge zu schwer, um die Geläufigkeit der modernen Verständigungsmittel mit zu halten. Kleist, der für sich nie in der Gegenwart lebt, obgleich er Wilhelmine dieses gesunde Prinzip vorschreibt, kann sich noch weniger unter den Menschen dem Augenblick hingeben. In Gesellschaft zeigt er sich verlegen und schüchtern, er schweigt oder stammelt, weil er sich nicht rückhaltlos offenbaren kann; er leidet an dieser Hilflosigkeit und kann sich doch wieder allein nicht behelfen. Die Einsamkeit ist ihm gefährlich, die Gesellschaft peinigt ihn, und seine unnachgiebige naive Ehrlichkeit gestattet ihm nicht einmal den notwendigen geringen Grad von Schauspielerei, ohne den gesellige Beziehungen nicht erhalten werden können. Ihn lähmt eine nervöse Menschenfurcht, von der ihn nur herzlichste Freundschaft entlastet; sie treibt ihn auf sich selbst zurück, und er umklammert die wankende Säule, die längst eingestürzt wäre, wenn er im Glauben, sich zu stützen, sie nicht selbst gehalten hätte.

Kleist ist über Kant hergefallen, nach seiner bisherigen Schulung unvorbereitet, ungerüstet, seine Wucht zu ertragen. Kleist konnte sich nicht teilen, nicht einzelne Fähigkeiten objektivieren, er kam mit seinem ganzen Vertrauen zu der neuen Lehre, die ihm eine vollständige Lebensschule, die die Glaubensgewißheit der Denkenden bedeutete. Auch Schiller hatte Kant gedient, aber er war schon ein dreiunddreißigjähriger, als er sich genau mit ihm beschäftigte, überdies einer von den Menschen, die sich wirklich nach einem Lebensplan bilden. Schiller hatte mit Kant nur ein Vertragsverhältnis geschlossen, auf drei Jahre wollte er sich ihm verdingen, nicht auf Gnade und Ungnade ergeben. Er sah ziemlich genau voraus, was er an Kant gewinnen, in sein Eigentum verwandeln könnte, und er sonderte für

seine Zwecke die Kritik der Urteilskraft aus, um eine ästhetische Weltanschauung zu gründen, um die Kritik, die ihm den unbedenklichen Schwung der Phantasie gelähmt hatte, durch die Kritik zu töten. Kleist, der in allen Hinsichten noch ein Schüler, in mancher ein Kind geblieben war, hatte dem Reformator und Propheten nichts entgegen zu setzen; er wurde in diesem zu frühen Kampfe fast zermalmt, weil er nicht wissen konnte, was von ihm übrig geblieben und gerade durch die Niederlage befreit worden war. Kleist philosophierte nur so lange, als er den Dichter in sich noch nicht entdeckt hatte. Nachdem er sich gefunden, scheint er mit der Erde, mit dem Weltall persönlich, unmittelbar zu verkehren, eine innerst metaphysische aber durchaus undogmatische Natur mit tiefem, zarten, in feinsten Fäden über das Universum gespanntem Fühlungsvermögen.

Auch Hölderlin sein zarter, gebrechlicher Verwandter in metaphysischer Veranlagung hatte mit Kant um seinen Segen gerungen, aber der Freund Schellings und Hegels war auf einzelne philosophische Fragen ganz anders eingestellt, er war in die Philosophie nicht eingebrochen, sondern in ihr Haus wie in ein Hospital eingetreten, weil der Künstler sich krank fühlte. Er hat der Philosophie nicht abgesagt, weil sie ihm die ganze Forderung der Seele unerfüllt ließ, sondern er resignierte bei der Erkenntnis der zeitlichen Bedingtheit aller Systeme, und wie dieser im Lichte taumelnden Psyche jedes Erlebnis zur Elegie wurde, so trauerte er über die gebundene Menschheit, die auch da, wo sie am freiesten sein sollte, im Äthergebiet des Gedankens noch von Klima, Geschichte, Individualität abhängig bleibt.

Kleist war nicht von der Rasse, die sich mit der Relativität der Erkenntnisse beruhigt. Seine alles oder nichts fordernde Zornnatur wollte von der Philosophie die absolute Wahrheit, und sie fühlte sich betrogen, mißbraucht,

da die Kritik der reinen Vernunft nur eine Erkenntnis nach den Bedingungen unseres Denkvermögens zuließ. Dann gab es keine Wahrheit, die über unsere kurze irdische Existenz an die Ewigkeit reichte. Kants Philosophie war für diesen ungestümen Autodidakten kein System, das versagend sich mit einem anderen vertauschen ließ, — man könnte sich den jugendlichen Kleist sehr gut in Beziehungen zu Fichte denken — sondern es war schlechtweg die Offenbarung der Denkenden. Wenn diese Lehre ihn im Stich ließ, so gab die Philosophie überhaupt keinen Halt, und wenn die höchste aller Wissenschaften versagte, so hatte keine Wissenschaft einen Lebenswert. Die gesamten moralischen Fundamente, auf denen der junge Philosoph und Gelehrte eine individuelle Existenz aufzubauen glaubte, sind unter ihm zusammengebrochen. Alle Sterne, nach denen er sich mit freudigem Vertrauen orientierte, scheinen erloschen, und ein Verratener, ganz Verlassener starrt ratlos, hilflos ins Dunkle.

Kleist erklärt seinen seelischen Bankrott, weil er kein Ziel mehr sieht, nachdem er seine Jugend gebraucht hat, um das Leben mit Wegweisern abzustecken. Es gibt auch Leute, die ohne ideales Ziel leben können, und sie sind sicherlich sehr vernünftig und sehr gesund. Die Ausnahme des Gegenteils ist wohl gefährlich und ungesund, aber sie bedeutet keine Krankheit, die sich pathologisch etikettieren läßt. Und es ist ja auch gleichgültig, ob man das Genie als unnormal oder übernormal bezeichnet. So reich auch die Bekenntnisse aus dieser Berliner Zeit der ersten großen Krise fließen, Kleist scheint unter der Offenheit immer noch ein unaussprechliches Geheimnis zu hüten, wie ihn auch seine Freunde, wenigstens die Männer, nie durchschaut oder auch nur erfühlt haben. Keiner hat eine dauernde Kontrolle über ihn; er wirft sich an ihre Brust, verschwindet plötzlich, rührend und rätselhaft zugleich, ebenso offen und anlehnungs-

bedürftig wie verschlossen und mißtrauisch. Er zieht an und gewinnt mit der kindlichen Ehrlichkeit seines Wesens, wie er mit seinen rücksichtslos superlativischen Forderungen auch ermüdet und abgestoßen hat. Nicht unbequem mag er nur den alten Kameraden wie Pfuel und Rühle gewesen sein, die aus den flotten Tagen des Reitens, Trinkens, Liebelns ein traulicheres derberes Verhältnis zu ihm pflegen konnten. Sie alle sprechen von seiner Schroffheit und Liebenswürdigkeit, von einer Mimosennatur schmerzhaftester Feinfühligkeit, aber sie waren sich wohl meistens nicht bewußt, wie diese Seele ganz auf sich eingeschränkt in der eigenen dumpfen Fülle leben konnte, stumm und undurchdringlich.

In das Rätsel seiner individuellen Organisation, der ebenso zerbrechlichen wie zähen, finden wir keinen Weg; wir können sie höchstens mit einigen typischen Linien umschreiben. Jedenfalls gehört Kleist zu dem tragischen Geschlecht der nichts als Künstler, die am Leben nur leiden können, denen die glücklichste und verhaltenste Fähigkeit, die des reinen Vegetierens versagt ist: Menschen, die nervös sein müssen, weil sie niemals einen Punkt der Ruhe, der behaglichen Indifferenz finden; die niemals von ihren Zwecken und Projekten entlastet werden. Von einem fortwährenden Zustande äußerster Spannung, wenn er nicht mit Wahnsinn endet, finden sie nur Erholung in einer tiefen Erschöpfung des Geistes, die fast einer Abwesenheit des Bewußtseins gleichkommt. Man muß hier einige Erfahrungen und Vergleiche zu Hilfe nehmen; überdies sagt uns Goethes Tasso mehr von der Psyche eines Kleist als die Kommentare der Gelehrten, die der tragischen Inkarnation reinen Kunsttriebes, des Goetheschen Seidenwurms im Leben nie begegnet sind.

„Mir läßt die Ruh
Am mindsten Ruhe. Dies Gemüt ist nicht

Von der Natur bestimmt, ich fühl' es leider,
Auf weichem Element der Tage froh
In's weite Meer der Zeiten hinzuschwimmen."

Wieder sollte eine Reise helfen, aber diesmal wußte Kleist genau, daß es ein Davonlaufen war vor der stumpf brütenden Not, und eine Stimme scheint ihm zuzuflüstern, daß diese Flucht zu seinem Untergange führen wird. Und doch geht er nicht ganz ohne Hoffnung, auf diesem Spaziergang durch die Natur, das Wort zu finden, das ihm den rätselhaften Zustand löst. Er empfindet den innerlich heftigen Trieb zur Tätigkeit nur ohne Ziel, wie Schiller einmal als Klarer und Kenner von dem unbestimmten Drang nach Ergießung strebender Gefühle spricht, die auf einen Stoff harren, um Gestalt anzunehmen. Auf dieser Reise nun hat Kleist sein Ziel gefunden; nach harten Wehen wurde der Dichter geboren, und zwar einer, der den schwersten Konflikt, der sich sonst inmitten des Weges zu erheben pflegt, schon vor dem Beginn der Laufbahn ausgefochten hatte. Es liegt in der Natur der Dinge, sagt Hebbel, daß ein Dichter nur seiner Kunst leben kann, daß er, obgleich er nicht einen einzigen Abgrund der Welt und der Wissenschaft undurchforscht lassen wird, wenn er ist, was er sein soll, doch alles auf sich beziehen und in sich verweben muß. Kleist hat die Bücher von sich geworfen, diese glückliche Niederlage nahm ihm alles, womit sich ein gehorsamer Schüler geschleppt hatte. Rousseau allein, der kein Tyrann sein kann in seiner Systemlosigkeit, blieb sein Freund. Sonst hatte er jede Abhängigkeit verloren, und es blieb ihm nichts als der Glaube an sich, die Hoffnung auf eine dunkle noch unnennbare Kraft. Mein Gemüt ist mein Schicksal — das wurde sein fatalistisches Wort. Es war sein Verhängnis, aber es bedeutete auch die eiserne Abgeschlossenheit und

Unabhängigkeit, die Souveränität eines Schöpfers, der von niemandem mehr etwas annahm, der keinen mehr brauchte, sich von keinem mehr gebrauchen ließ.

An Wilhelmine v. Zenge

Berlin, d. 13t Novmbr, 1800

Liebe Wilhelmine, o Dein Brief hat mir eine ganz außerordentliche Freude gewährt. Dich so anzuschmiegen an meine Wünsche, so innig einzugreifen in mein Interesse — o es soll Dir gewiß einst belohnt werden! Grade auf diesem Lebenswege, wo du Alles fahren läßt, was doch sonst die Weiber reizt, Ehre, Reichtum, Wohlleben, grade auf diesem Wege wirst Du um so gewisser etwas anderes finden, das doch mehr werth ist als das Alles — Liebe. Denn wo es noch andere Genüsse giebt, da theilt sich das Herz, aber wo es nichts giebt, als Liebe, da öffnet sich ihr das ganze Wesen, da umfaßt es ihr ganzes Glück, da werden alle ihre unendlichen Genüsse erschöpft — ja gewiß, Wilhelmine, Du sollst einst glücklich sein.

Aber laß uns nicht bloß frohen Träumereien folgen — Es ist wahr, wenn ich mir das freundliche Thal denke, das einst unsre Hütte umgrenzen wird, und mich in dieser Hütte und Dich und die Wissenschaften, und weiter nichts — o dann sind mir alle Ehrenstellen und alle Reichthümer verächtlich, dann ist es mir, als könnte mich nichts glücklich machen, als die Erfüllung dieses Wunsches, und als müßte ich unverzüglich an seine Erreichung schreiten — — Aber die Vernunft muß doch auch mitsprechen, und wir wollen einmal hören, was sie sagt. Wir wollen einmal recht vernünftig diesen ganzen Schritt prüfen.

Ich will kein Amt nehmen. Warum will ich es nicht? — O wie viele Antworten liegen mir auf der Seele! Ich kann

nicht eingreifen in ein Interesse, das ich mit meiner Vernunft nicht prüfen darf. Ich soll thun was der Staat von mir verlangt, und doch soll ich nicht untersuchen, ob das, was er von mir verlangt, gut ist. Zu seinen unbekannten Zwecken soll ich ein bloßes Werkzeug sein — ich kann es nicht. Ein eigner Zweck steht mir vor Augen, nach ihm würde ich handeln müssen, und wenn der Staat es anders will, dem Staate nicht gehorchen dürfen. Meinen Stolz würde ich darin suchen, die Aussprüche meiner Vernunft geltend zu machen gegen den Willen meiner Obern — nein, Wilhelmine, es geht nicht, ich passe mich für kein Amt. Ich bin auch wirklich zu ungeschickt, um es zu führen. Ordnung, Genauigkeit, Geduld, Unverdrossenheit, das sind Eigenschaften die bei einem Amte unentbehrlich sind, und die mir doch ganz fehlen. Ich arbeite nur für meine Bildung gern und da bin ich unüberwindlich geduldig und unverdrossen. Aber für die Amtsbesoldung Listen zu schreiben und Rechnungen zu führen — ach, ich würde eilen, eilen, daß sie nur fertig würden und zu meinen geliebten Wissenschaften zurückkehren. Ich würde die Zeit meinem Amte stehlen, um sie meiner Bildung zu widmen — nein, Wilhelmine, es geht nicht, es geht nicht. Ja ich bin selbst zu ungeschickt, mir ein Amt zu erwerben. Denn zufrieden mir wirklich Kenntnisse zu erwerben, bekümmert es mich wenig, ob Andere sie in mir wahrnehmen. Sie zur Schau aufstellen, oder zum Kauf ausbieten, wäre mir ganz unmöglich — und würde man denjenigen wohl begünstigen, der den Stolz hat, jede Gunst zu entbehren, und der durch keine andere Fürsprache steigen will, als durch die Fürsprache seiner eignen Verdienste? — Aber das Entscheidendste ist dieses, daß selbst ein Amt, und wäre es eine Ministerstelle, mich nicht glücklich machen kann. Mich nicht, Wilhelmine — denn Eines ist gewiß, ich bin einmal in meinem Hause

glücklich, oder niemals, nicht auf Bällen, nicht im Opernhause, nicht in Gesellschaften, und wären es die Gesellschaften der Fürsten, ja wäre es auch die Gesellschaft unsres eignen Königs — — und wollte ich darum Minister werden, um häußliches Glück zu genießen? Wollte ich darum mich in eine Hauptstadt begraben und mich in ein Chaos von verwickelten Verhältnissen stürzen, um still und ruhig bei meiner Frau zu leben? Wollte ich mir darum Ehrenstellen erwerben und mich darum mit Ordensbändern behängen, um Staat zu machen damit vor meinem Weibe und meinen Kindern? Ich will von der Freiheit nicht reden, weil Du mir schon einmal Einwürfe dagegen gemacht hast, ob Du zwar wohl gleich, wie alle Weiber, das nicht recht verstehen magst; aber Liebe und Bildung sind zwei unerlaßliche Bedingungen meines künftigen Glückes — — und was könnte mir in einem Amte davon zu Theil werden, als höchstens ein karger, sparsamer Theil von beiden? Wollte ich an die Wissenschaften gehen, so brächte mir der Secretair einen Stoß von Akten, und wollte ich einen großen Gedanken verfolgen, so meldete der Kammerdiener, daß das Vorzimmer voll Fremden stehe. Wollte ich den Abend bei meinem Weibe zubringen, so ließ mich der König zu sich rufen und um mir auch die Nächte zu rauben, müßte ich in die Provinz reisen und die Fabriken zählen. O wie würde ich den Orden und die Reichthümer und den ganzen Bettel der großen Welt verwünschen, wie würde ich bitterlich weinen, meine Bestimmung so unwiederbringlich verfehlt zu haben, wie würde ich mir mit heißer Sehnsucht trocknes Brod wünschen und mit ihm Liebe, Bildung und Freiheit — Nein, Wilhelmine, ich darf kein Amt wählen, weil ich das ganze Glück, das es gewähren kann, verachte.

Aber darf ich mich auch jedem Amte entziehen? — Ach,

Wilhelmine, diese spitzfindige Frage haben mir schon so viele Menschen aufgeworfen. Man müsse seinen Mitbürgern nützlich sein, sagen sie, und darin haben sie Recht — und darum müsse man ein Amt nehmen, setzen sie hinzu, aber darin haben sie Unrecht. Kann man denn nicht Gutes wirken, wenn man auch nicht eben dafür besoldet wird? O ich darf nur an Brokes denken —! Wie vieles Gute, Vortreffliche, thut täglich dieser herrliche Mensch. — Und dann, wenn ich einmal auf Kosten der Bescheidenheit die Wahrheit reden will — habe ich nicht auch während meiner Anwesenheit in Frankfurt unter unsern Familien manches Gute gestiftet —? Durch untadelhaften Lebenshandel den Glauben an die Tugend bei Andern stärken, durch weise Freuden sie zur Nachahmung reizen, immer dem Nächsten, der es bedarf, helfen mit Wohlwollen und Güte — ist das nicht auch Gutes wirken? Dich, mein geliebtes Mädchen, ausbilden, ist das nicht etwas Vortreffliches? Und dann, mich selbst auf eine Stufe näher der Gottheit zu stellen — — o laß mich, laß mich! Das Ziel ist gewiß hoch genug und erhaben, da giebt es gewiß Stoff genug zum Handeln — — und wenn ich auch auf dieser Erde nirgends meinen Platz finden sollte, so finde ich vielleicht auf einem andern Sterne einen um so bessern.

Aber kann ich jedes Amt ausschlagen? Das heißt, ist es möglich? — Ach, Wilhelmine, wie gehe ich mit klopfendem Herzen an die Beantwortung dieser Frage! Weißt Du wohl noch am letzten Abend den Erfolg unsrer Berechnungen? — Aber ich glaube doch immer noch — ich habe doch noch nicht alle Hoffnung verloren — — Sieh, Mädchen, ich will Dir sagen, wie ich zuerst auf den Gedanken kam, daß es wohl möglich sein müsse. Ich dachte, Du lebst in Frankfurt, ich in Berlin, warum könnten wir denn nicht, ohne mehr zu verlangen, zusammmen leben?

Aber das Herkommen will, daß wir ein Haus bilden sollen und unsere Geburt, daß wir mit Anstand leben sollen — o über die unglückseeligen Vorurtheile! Wie viele Menschen genießen mit Wenigem, vielleicht mit einem Paar Hundert Thalern das Glück der Liebe — und wir sollten es entbehren, weil wir von Adel sind? Da dachte ich, weg mit allen Vorurtheilen, weg mit dem Adel, weg mit dem Stande — gute Menschen wollen wir sein und uns mit der Freude begnügen, die die Natur uns schenkt. Lieben wollen wir uns, und bilden und dazu gehört nicht viel Geld — aber doch etwas, doch etwas — und ist das, was wir haben, wohl hinreichend? Ja, das ist eben die große Frage. O wenn ich warten wollte, bis ich mir etwas erwerben kann, oder will, o dann bedürften wir weiter nichts als Geduld, denn das ist mir in der Folge gewiß. — Laß mich ganz aufrichtig sein, liebes Mädchen. Ich will von mir mit Dir reden, als spräche ich mit mir selbst. Gesetzt, Du fändest die Rede eitel, was schadet es? Du bist nichts anders als ich, und vor dir will ich nicht besser erscheinen, als vor mir selbst, auch Schwächen will ich vor Dir nicht verstecken. Also aufrichtig und ohne allen Rückhalt.

Ich bilde mir ein, daß ich Fähigkeiten habe, seltnere Fähigkeiten, meine ich — Ich glaube es, weil mir keine Wissenschaft zu schwer wird; weil ich rasch darin vorrücke, weil ich manches schon aus eigener Erfindung hinzugethan habe — und am Ende glaube ich es auch darum, weil alle Leute es mir sagen. Also kurz, ich glaube es. Da stünde mir nun für die Zukunft das ganze schriftstellerische Fach offen. Darin fühle ich, daß ich sehr gern arbeiten würde. — O da ist die Aussicht auf Erwerb äußerst vielseitig. Ich könnte nach Paris gehen und die neueste Philosophie in dieses neugierige Land verpflanzen — doch das siehst Du Alles so vollständig nicht ein, als ich. Da müßtest Du schon

meiner bloßen Versicherung glauben und ich versichere Dir hiermit, daß wenn Du mir nur ein Paar Jahre, höchstens sechs, Spielraum giebst, ich dann gewiß Gelegenheit finden werde, mir Gold zu erwerben.

Aber so lange sollen wir noch getrennt sein —? Liebe Wilhelmine, ich will auch hierin ganz aufrichtig sein. Ich fühle, daß es mir nothwendig ist, bald ein Weib zu haben. Dir selbst wird meine Ungeduld nicht entgangen sein — ich muß diese unruhigen Wünsche, die mich unaufhörlich wie Schuldner mahnen, zu befriedigen suchen. Sie stören mich in meinen Beschäftigungen — auch damit ich moralisch gut bleibe, ist es nöthig — Sei aber ganz ruhig, ich bleibe es gewiß. Nur kämpfen möchte ich nicht gern. Man muß sich die Tugend so leicht machen als möglich. Wenn ich nur erst ein Weib habe, so werde ich meinem Ziele ganz ruhig und ganz sicher entgegen gehen — aber bis dahin — o werde bald, bald, mein Weib.

Also ich wünsche es mit meiner ganzen Seele und entsage dem ganzen prächtigen Bettel von Adel und Stand und Ehre und Reichthum, wenn ich nur Liebe bei Dir finde. Wenn es nur möglich ist, daß wir so ohne Mangel beieinander leben können etwa sechs Jahre lang, nämlich bis so lange, wo ich mir etwas zu erwerben hoffe, o dann bin ich glücklich.

Aber ist dies möglich —? O du gutes, treffliches Mädchen! Ist es möglich, so ist es nur durch Dich möglich. Hätte mich mein Schicksaal zu einem andern Mädchen geführt, das nicht so anspruchslos und genügsam wäre, wie Du, ja dann müßte ich diesen innigsten Wunsch unfehlbar unterdrücken. Aber auch Du willst nichts, als Liebe und Bildung — o beides sollst Du von mir erhalten, von dem ersten mehr selbst als Du fordern wirst, von dem andern so viel ich geben kann, aber beides mit Freuden. Ich er-

warte mit Sehnsucht Deine Berechnung. Du kannst das alles besser prüfen als ich. Aber laß Dich nicht verführen von Deiner Liebe. Sei karg gegen mich, aber nicht gegen Dich. Nein, ich schwöre Dir, ich will Dich mit dieser scheinbaren Selbstverleugnung nicht an Edelmuth übertreffen. Setze also nicht vergeblich Edelmuth an Edelmuth, das würde unser beiderseitiges Interesse verwirren. Laß uns wahr sein, ohne geschraubte Tugend. Wenn ich weniger verlange, als Du, so ist das keine Selbstverleugnung, die mir ein Opfer kostet. Ich fühle, daß ich wirklich wenig bedarf, und mit wahrer Freude würde ich selbst manches entbehren, um Dich damit froher zu machen. Das ist mein Ernst, Wilhelmine, also laß mir diese Freude. Überfluß wirst Du nicht verlangen, aber an dem Nothwendigen, darf es Dir niemals fehlen, o niemals, denn das würde mich selbst unglücklich machen. Also sei nicht karg gegen Dich in der Berechnung. Fordere lieber mehr als Du brauchst, als weniger. Es steht ja doch immer in der Folge bei Dir, mir zufließen zu lassen, was Du übrig hast, und dann werde ich es gewiß immer gern von Dir annehmen. Ist es unter diesen Bedingungen nicht möglich, daß wir uns bald vereinigen — nicht möglich, nun denn, so müssen wir auf günstigere Zeiten hoffen — aber dann ist die Aussicht dunkel, o sehr dunkel — und das Schrecklichste wäre mir, Dich betrogen zu haben, Dich, die mich so innig liebte — o weg mit dem abscheulichen Gedanken.

Indessen ich weiß doch noch ein Mittel, selbst wenn unser Vermögen Deiner Berechnung nicht entspräche. Es ist dieses, mir durch Unterricht wenigstens jährlich ein Paar hundert Thaler zu erwerben. Lächle nicht und bemühe Dich nur ja, alle Vorurtheile zu bekämpfen. Ich bin sehr fest entschlossen, den ganzen Adel von mir abzuwerfen. Viele Männer haben geringfügig angefangen und königlich ihre Laufbahn

beſchloſſen. Shakeſpeare war ein Pferdejunge und jetzt iſt er die Bewunderung der Nachwelt. Wenn Dir auch die eine Art von Ehre entgeht, ſo wird Dir doch vielleicht einſt eine andere zu Theil werden, die höher iſt — Wilhelmine, warte zehn Jahre und Du wirſt mich nicht ohne Stolz umarmen.

Mein Plan in dieſem Falle wäre dieſer. Wir hielten uns irgendwo in Frankreich auf, etwa in dem ſüdlichen Theile, in der franzöſiſchen Schweiz, in dem ſchönſten Erdſtriche von Europa — und zwar aus dieſem Grunde, um Unterricht dort in der deutſchen Sprache zu geben. Du weißt, wie überhäuft mit Stunden hier bei uns die Emigrirten ſind; das möchte in Frankreich noch mehr der Fall ſein, weil es da weniger deutſche giebt, und doch von der Akademie und von allen franzöſiſchen Gelehrten unaufhörlich die Erlernung der deutſchen Sprache anempfohlen wird, weil man wohl einſieht, daß jetzt von keinem Volke der Erde mehr zu lernen iſt, als von den Deutſchen. Dieſer Aufenthalt in Frankreich wäre mir aus 3 Gründen lieb. Erſtlich, weil es mir in dieſer Entfernung leicht werden würde, ganz nach meiner Neigung zu leben, ohne die Rathſchläge guter Freunde zu hören, die mich und was ich eigentlich begehre, ganz und gar nicht verſtehen; zweitens, weil ich ſo ein Paar Jahre lang ganz unbekannt leben könnte und ganz vergeſſen werden würde, welches ich recht eigentlich wünſche; und drittens, welches der Hauptgrund iſt, weil ich mir da recht die franzöſiſche Sprache aneignen könnte, welches zu der entworfnen Verpflanzung der neueſten Philoſophie in dieſes Land, wo man von ihr noch gar nichts weiß, nothwendig iſt. — Schreibe mir unverholen Deine Meinung über dieſes. — Aber daß ja niemand etwas von dieſem Plane erfährt. Wenn Du nicht mein künftiges Weib wäreſt, ſo hätte ihn vor der Ausführung kein Menſch von

mir erfahren. — Lerne nur auf jeden Fall recht fleißig die französische Sprache. — Wie Vater zur Einwilligung zu bringen ist, davon ein andermal. — Ist das Alles nicht ausführbar, so bleibt uns, bis zum Tode, Eins gewiß, nämlich meine Liebe Dir, und Deine Liebe mir. Ich wenigstens gebe nie einem andern Mädchen meine Hand, als Dir.

Und nun muß ich schließen. Ich kann jetzt nicht mehr so lange Briefe schreiben, als auf der Reise, denn jetzt muß ich für Dich und mich arbeiten. Und doch habe ich Dir noch so vieles zu sagen, z. B. über Deine Bildung. O wenn ich bei Dir wäre, so wäre das Alles weit kürzer abgemacht. Ich wollte Dir bei meiner Anwesenheit in Frankfurt vorschlagen, ob Du Dir nicht ein Tagebuch halten wolltest, nämlich ob Du nicht alle Abend aufschreiben wolltst, was Du am Tage sahst, dachtst, fühltest etc. Denke einmal darüber nach, ob das nicht gut wäre. Wir werden uns in diesem unruhigen Leben so selten unsrer bewußt — die Gedanken und die Empfindungen verhallen wie ein Flötenton im Orkane — so manche Erfahrung geht ungenutzt verloren — das Alles kann ein Tagebuch verhüten. Auch lernen wir dadurch Freude aus uns selbst entwickeln, und das möchte wohl gut sein für Dich, da Du von außen, außer von mir, weniger Freude empfangen wirst. Das könntest Du mir dann von Zeit zu Zeit mittheilen — aber Du müßtest Dich darum nicht weniger strenge prüfen — ich werde nicht hart sein — denke an Deine Verzeihung meines Fehltritts. — Ich werde Dir auch in meinen Briefen alles mittheilen, was mir begegnet. — Adieu. Ich küsse Dein Bild. H. K.

An Ulrike v. Kleist

Berlin, d. 25t Novmbr, 1800

Liebe Ulrike. Die überschickten 260 Rth. habe ich erhalten und wünsche statt des Dankes herzlich, für so viele mir erfüllten Wünsche, Dir auch einmal einen der Deinigen erfüllen zu können.

Ich habe jetzt manches auf dem Herzen, das ich zwar Allen verschweigen muß, aber doch Dir gern mitteilen möchte, weil ich von Dir nicht fürchten darf, ganz misverstanden zu werden.

Indessen das würde, wenn ich ausführlich sein wollte, einen gar zu langen Brief kosten, und daher will ich Dir nur ganz kurz einige Hauptzüge meiner jetzigen Stimmung mittheilen.

Ich fühle mich nämlich mehr als jemals abgeneigt, ein Amt zu nehmen. Vor meiner Reise war das anders — jetzt hat sich die Sphäre für meinen Geist und für mein Herz ganz unendlich erweitert — das mußt Du mir glauben, liebes Mädchen.

So lange die Metallkugel noch kalt ist, so läßt sie sich wohl hineinschieben in das enge Gefäß, aber sie paßt nicht mehr dafür, wenn man sie glühet — fast so wie der Mensch nicht für das Gefäß eines Amtes, wenn ein höheres Feuer ihn erwärmt.

Ich fühle mich zu ungeschickt mir ein Amt zu erwerben, zu ungeschickt es zu führen und am Ende verachte ich den ganzen Bettel von Glück, zu dem es führt.

Als ich diesmal in Potsdam war, waren zwar die Prinzen, besonders der jüngere, sehr freundlich gegen mich, aber der König war es nicht — und wenn er meiner nicht bedarf, so bedarf ich seiner noch weit weniger. Denn mir mögte es nicht schwer werden, einen andern König zu finden, ihm aber, sich andere Unterthanen aufzusuchen.

Am Hofe theilt man die Menschen ein, wie ehemals die Chemiker die Metalle, nämlich in solche, die sich dehnen und strecken lassen, und in solche, die dies nicht thun — Die ersten, werden dann fleißig mit dem Hammer der Willkühr geklopft, die andern aber, wie die Halbmetalle, als unbrauchbar verworfen.

Denn selbst die beßten Könige entwickeln wohl gern das schlummernde Genie, aber das entwickelte drücken sie stets nieder; und sie sind wie der Blitz, der entzündliche Körper wohl entflammt, aber die Flamme ausschlägt.

Ich fühle wohl, daß es ungeschickt ist, so etwas selbst zu sagen, indessen kann ich nicht leugnen, daß mir der Gedanke durch die Seele geflogen ist, ob es mir nicht einst so gehen könnte?

Wahr ist es, daß es mir schwer werden würde, in ein Interesse einzugreifen, das ich gar nicht prüfen darf — und das muß ich doch, wenn ich bezahlt werde?

Es wäre zwar wohl möglich, daß ich lernen könnte, es wie die andern zu machen — aber Gott behüte mich davor.

Ja, wenn man den warmen Körper unter die kalten wirft, so kühlen sie ihn ab — und darum ist es wohl recht gut, wenn man fern von den Menschen bleibt.

Das wäre auch recht eigentlich mein Wunsch — aber wie ich das ausführen werde, weiß ich noch nicht, und nie ist mir die Zukunft dunkler gewesen als jetzt, obgleich ich nie heitrer hineingesehen habe als jetzt.

Das Amt, das ich annehmen soll, liegt ganz außer dem Kreise meiner Neigung. Es ist praktisch so gut wie die andern Finanzämter. Als der Minister mit mir von dem Effect einer Maschine sprach, so verstand ich ganz natürlich darunter den mathematischen. Aber wie erstaunte ich, als sich der Minister deutlich erklärte, er verstehe unter dem

Effect einer Maschine, nichts anders, als das Geld, das sie einbringt.

Übrigens ist, so viel ich einsehe, das ganze preußische Commerzsystem sehr militairisch — und ich zweifle, daß es an mir einen eifrigen Unterstützer finden würde. Die Industrie ist eine Dame und man hätte sie fein und höflich aber herzlich einladen sollen, das arme Land mit ihrem Eintritt zu beglücken. Aber da will man sie mit den Haaren herbei ziehn — ist es ein Wunder, wenn sie schmollt? Künste lassen sich nicht wie die militairischen Handgriffe erzwingen. Aber da glaubt man, man habe Alles gethan, wenn man Messen zerstört, Fabriken baut, Werkstühle zu Haufen anlegt — Wem man eine Harmonika schenkt, ist er darum schon ein Künstler? Wenn er nur die Musik erst verstünde, so würde er sich schon selbst ein Instrument bauen. Denn Künste und Wissenschaften, wenn sie sich selbst nicht helfen, so hilft ihnen kein König auf. Wenn man sie in ihrem Gange nur nicht stört, das ist Alles, was sie von den Königen begehren. — Doch ich kehre zur Hauptsache zurück.

Ich werde daher wahrscheinlich diese Laufbahn nicht verfolgen. Doch mögte ich sie gern mit Ehren verlassen und wohne daher, während dieses Winters den Sessionen der technischen Deputation bei. Man wollte mir dies zwar anfänglich nicht gestatten, ohne angestellt zu sein, und der Minister drohte mir sogar schriftlich, daß wenn ich mich jetzt nicht gleich anstellen ließe, sich in der Folge für mich wenig Aussichten zeigen würden. Ich antwortete aber, daß ich mich nicht entschließen könnte, mich in ein Fach zu werfen, ohne es genau zu kennen, und bestand darauf, diesen Winter den Sessionen bloß beizuwohnen, ohne darin zu arbeiten. Das ward mir denn endlich, unter der Bedingung, das Gelübde der Verschwiegenheit abzulegen, gestattet. Im nächsten Frühjahr werde ich mich bestimmt erklären.

Bei mir ist es indessen doch schon so gut, wie gewiß, bestimmt, daß ich diese Laufbahn nicht verfolge. Wenn ich aber dieses Amt ausschlage, so giebt es für mich kein besseres, wenigstens kein praktisches. Die Reise war das einzige, das mich reizen konnte, so lange ich davon noch nicht unterrichtet war. Aber es kommt dabei hauptsächlich auf List und Verschmitztheit an, und darauf verstehe ich mich schlecht. Die Inhaber ausländischer Fabriken führen keinen Kenner in das Innere ihrer Werkstatt. Das einzige Mittel also, doch hinein zu kommen, ist Schmeichelei, Heuchelei, kurz Betrug — Ja, man hat mich in diese Kunst zu betrügen schon unterrichtet — nein, mein liebes Ulrikchen, das ist nichts für mich.

Was ich aber für einen Lebensweg einschlagen werde —? Noch weiß ich es nicht. Nach einem andern Amte mögte ich mich dann schwerlich umsehen. Unaufhörliches Fortschreiten in meiner Bildung, Unabhängigkeit und häußliche Freuden, das ist es, was ich unerlaßlich zu meinem Glücke bedarf. Das würde mir kein Amt geben, und daher will ich es mir auf irgend einem andern Wege erwerben und sollte ich mich auch mit Gewalt von allen Vorurteilen losreißen müssen, die mich binden.

Aber behalte dies Alles für Dich. Niemand versteht es; das haben mir tausend Erfahrungen bestätigt.

„Wenn Du Dein Wissen nicht nutzen willst, warum strebst Du denn so nach Wahrheit?" So fragen mich viele Menschen, aber was soll man ihnen darauf antworten? Die einzige Antwort die es giebt, ist diese: weil es Wahrheit ist! — Aber wer versteht das?

Darum will ich jetzt so viel als möglich alle Vertrauten und Rathgeber vermeiden. Kann ich meine Wünsche nicht ganz erfüllen, so bleibt mir immer noch ein akademisches Lehramt übrig, das ich von allen Ämtern am liebsten nehmen würde.

Also sei auch Du so ruhig, mein liebes Ulrikchen, als ich es bin, und denke mit mir, daß wenn ich hier keinen Platz finden kann, ich vielleicht auf einem andren Stern einen um so bessern finden werde.

Adieu. Lebe wohl und sei vergnügt auf dem Lande.

Dein treuer Bruder
Heinrich

An Wilhelmine v. Zenge

Berlin, d. 31t Januar, 1801

Liebe Wilhelmine, nicht, weil mir etwa Dein Brief weniger lieb gewesen wäre, als die andern, nicht dieses, sage ich, war der Grund, daß ich Dir diesmal etwas später antworte, als auf Deine andern Briefe — Denn das habe ich mir zum Gesetz gemacht, jedes Schreiben, das mir irgend eine schönere Seite von Dir zeigt, und mir darum inniger an das Herz greift, gleich und ohne Aufschub zu beantworten. Aber diesmal war es mir doch ganz unmöglich. Leopold ist hier, Huth hat mich in sein Interesse gezogen und mich aus meiner Einsamkeit ein wenig in die gelehrte Welt von Berlin eingeführt, — worin es mir aber, im Vorbeigehn gesagt, so wenig gefällt, als in der ungelehrten. Allein Du selbst kannst daraus schließen, wie karg ich mit der Zeit sein mußte, um nothwendige Arbeiten nicht ganz zu versäumen. Gern mögte ich für Geld Stunden kaufen, wenn dies möglich wäre, und Manchem würde damit gedient sein, der daran einen Überfluß hat und nicht weiß, was er damit anfangen soll. Die wenigen Stunden, die mir nach so vielen Zerstreuungen übrig blieben, mußte ich ganz meinem Zweck widmen — heute endlich hat mir der Himmel einen freien Abend geschenkt und Dir soll er gewidmet sein. — Aber ich hebe das Gesetz nicht auf, und

künftig beantworte ich jeden Brief von Dir, wenn er so ist wie der letzte, sogleich — Du mußt dann nur zuweilen mit Wenigem zufrieden sein.

Besonders der Blick, den Du mir diesmal in Dein Herz voll Liebe hast werfen lassen, hat mir unaussprechliche Freude gewährt — obschon das Ganze, um mir Vertrauen zu der Wahrheit Deiner Neigung einzuflößen, eigentlich nicht nöthig war. Wenn Du mich nicht liebtest, so müßtest Du verachtungswürdig sein und ich, wenn ich es von Dir nicht glaubte. Ich habe Dir schon einmal gesagt, warum? Also dieses ist ein für allemal abgethan. Wir lieben uns, hoffe ich, herzlich und innig genug, um es uns nicht mehr sagen zu dürfen, und die Geschichte unsrer Liebe macht alle Versicherungen durch Worte unnöthig.

Laß mich jetzt einmal ein Wort von meinem Freunde Brokes reden, von dem mein Herz ganz voll ist — Er hat mich verlassen, er ist nach Mecklenburg gegangen, dort ein Amt anzutreten, das seiner wartet — — und mit ihm habe ich den einzigen Menschen in dieser volkreichen Königsstadt verloren, der mein Freund war, den einzigen, den ich recht wahrhaft ehrte und liebte, den einzigen, für den ich in Berlin Herz und Gefühl haben konnte, den einzigen, dem ich es ganz geöffnet hatte und der jede, auch selbst seine geheimsten Falten kannte. Von keinem Andern kann ich dies letzte sagen, Niemand versteht mich ganz, Niemand kann mich ganz verstehen, als er und Du — ja selbst Du vielleicht, liebe Wilhelmine, wirst mich und meine künftigen Handlungen nie ganz verstehen, wenn Du nicht für das, was ich höher achte, als die Liebe, einen so hohen Sinn fassen kannst, als er.

Ich habe Dir schon oft versprochen, Dir etwas von diesem herrlichen Menschen mitzutheilen, der gewiß von den Wenigen, die die Würde ihrer Gattung behaupten,

Einer ist, und nicht der schlechteste unter diesen Wenigen. — Eigentlich weiß ich jetzt gar nichts von ihm zu reden, als bloß sein Lob, und ob ich schon gleich mich entsinne, zuweilen auch an diesem den Charakter der Menschheit, nämlich nicht ganz vollkommen zu sein, entdeckt zu haben, so ist doch jetzt mein Gedächtniß für seine Fehler ganz ausgestorben und ich habe nur eines für seine Tugenden. Ich füge dieses hinzu, damit Du etwa nicht glaubst, daß mein Lob aus einer verblendeten Seele entsprang. Wahr ist es, daß die Menschen uns, wie die Sterne, bei ihrem Verschwinden höher erscheinen, als sie wirklich stehen; aber dieser ist in dem ganzen Zeitraume unsrer vertrauten Bekanntschaft nie von der Stufe herabgestiegen, auf welcher ich ihn Dir jetzt zeigen werde. Ich habe ihn anhaltend beobachtet und in den verschiedensten Lagen geprüft und mir das Bild dieses Menschen mit meiner ganzen Seele angeeignet, als ob es eine Erscheinung wäre, die man nur einmal, und nicht wieder sieht.

Ja wenn Du unter den Mädchen wärest, was dieser unter den Männern — — Zwar dann müßte ich freilich auch erschrecken. Denn müßte ich dann nicht auch sein, wie er, um von Dir geliebt zu werden?

Ich sage Dir nichts von seiner Gestalt, die nicht schön war, aber sehr edel. Er ist groß, nicht sehr stark, hat ein gelbbräunliches Haar, ein blaues Auge, viel Ruhe und Sanftmuth im Gesicht, und eben so im Betragen.

Eben so wenig kann ich Dir von seiner Geschichte sagen. Er hatte eine sehr gebildete und zärtlich liebende Mutter, seine Erziehung war ein wenig poetisch, und ganz dahin abzweckend, sein Herz weich und für alle Eindrücke des Schönen und Guten schnell empfänglich zu machen. Er studierte in Göttingen, lernte in Frankfurt am Main die Liebe kennen, die ihn nicht glücklich machte, gieng dann

in dänische Militairdienste, wo es sein freier Geist nicht lange aushielt, nahm dann den Abschied, konnte sich nicht wieder entschließen, ein Amt zu nehmen, gieng, um doch Etwas Gutes zu stiften, mit einem jungen Manne zum zweitenmale auf die Universität, der sich dort unter seiner Anleitung bildete, dessen Eltern interessirten sich für ihn am mecklenburgschen Hofe, der ihm nun jetzt ein Amt anträgt, das er freilich annehmen muß, weil es sein Schicksal so will.

Auch von seinen Tugenden kann ich Dir nur Weniges im Allgemeinen sagen, weil sonst dieser Bogen nicht hinreichen würde. Er war durchaus immer edel, nicht bloß der äußern Handlung nach, auch dem innersten Bewegungsgrunde nach. Ein tiefes Gefühl für Recht war immer in ihm herrschend, und wenn er es geltend machte, so zeigte er sich zu gleicher Zeit immer so stark und doch so sanft. Sanftheit war überhaupt die Basis seines ganzen Wesens. Dabei war er von einer ganz reinen, ganz unbefleckten Sittlichkeit und ein Mädchen könnte nicht reiner, nicht unbefleckter sein, als er. Frei war seine Seele und ohne Vorurtheil, voll Güte und Menschenliebe, und nie stand ein Mensch so unscheinbar unter den andern, über die er doch so unendlich erhaben war. Ein einziger Zug konnte ihn schnell für einen Menschen gewinnen; denn so wie es sein Bedürfniß war, Liebe zu finden, so war es auch sein Bedürfniß, Liebe zu geben. Nur zuweilen gegen Gelehrte war er hart, nicht seine Handlung, sondern sein Wort, indem er sie meistens Vielwisser nannte. Sein Grundsatz war: Handeln ist besser als Wissen. Daher sprach er selbst zuweilen verächtlich von der Wissenschaft, und nach seiner Rede zu urtheilen so schien es, als wäre er immer vor Allem geflohen, was ihr ähnlich sieht — — aber er meinte eigentlich bloß die Vielwisserei, und wenn er, statt dieser,

wegwerfend von den Wissenschaften sprach, so bemerkte ich mitten in seiner Rede, daß er in keiner einzigen ganz fremd und in sehr vielen ganz zu Hause war. Von den meisten hatte er die Hauptzüge aufgefaßt und von den andern wenigstens doch diejenigen Züge, die in sein Ganzes paßten — denn dahin, nämlich Alles in sich immer in Einheit zu bringen und zu erhalten, dahin gieng sein unaufhörliches Bestreben. Daher stand sein Geist auf einer hohen Stufe von Bildung, ob gleich nur eigentlich, wie er sagte, die Ausbildung seines Herzens sein Geschäfft war. Denn zwischen diesen beiden Partheien in dem menschlichen Wesen, machte er einen scharfen, schneidenden Unterschied. Immer nannte er den Verstand kalt, und nur das Herz wirkend und schaffend. Daher hatte er ein unüberwindliches Mißtrauen gegen jenen, und hingegen ein eben so unerschütterliches Vertrauen zu diesem gefaßt. Immer seiner ersten Regung gab er sich ganz hin, das nannte er seinen Gefühlsblick, und ich selbst habe nie gefunden, daß dieser ihn getäuscht habe. Er sprach immer wegwerfend von dem Verstande, obgleich er in einer solchen Rede selbst zeigte, daß er mehr habe, als Andere, die damit prahlen. Übrigens war das Sprechen über seinen innern Zustand eben nicht, wie es scheinen mögte, sein Bedürfniß, selten theilte er sich Einzelnen mit, Vielen nie. In Gesellschaften war er meist still und leidend, wie überhaupt in dem ganzen Leben, und dennoch war er in Gesellschaft immer gern gesehen. Ja ich habe nie einen Menschen gesehen, der so viel Liebe fand bei allen Wesen — und oft habe ich mich sinnend in Gedanken vertieft, wenn ich sah, daß sogar Deines Bruders Spitz, der gegen seinen Herrn und gegen mich nie recht zärtlich war, dagegen unbeschreiblich freudig um dieses Menschen Knie sprang, sobald er in die Stube trat. Aber er war von einem ganz liebenden, kindlichen Wesen,

ein natürlicher Freund aller Geschöpfe — liebe Wilhelmine, es ist keine Sprache vorhanden, um das Bild dieses Menschen recht treu zu mahlen —

Ich will daher von seinem Wesen nur noch das ganz charakteristische herausheben — das war seine Uneigennützigkeit. — Liebe Wilhelmine! Bist Du wohl schon recht aufmerksam gewesen auf Dich und auf andere? Weißt Du wohl, was es heißt, ganz uneigennützig sein? Und weißt Du auch wohl, was es heißt, es immer, und aus der innersten Seele und mit Freudigkeit es zu sein? — Ach, es ist schwer — Wenn Du das nicht recht innig fühlst, so widme einmal einen einzigen Tag dem Geschäft, es an Dir und an Andern zu untersuchen. Sei einmal recht aufmerksam auf Dich und auf die Dich umgebenden Menschen, — Du wirst Dich und sie oft, o sehr oft, wenn auch nur in Kleinigkeiten, in Lagen sehen, wo das eigne Interesse mit fremdem streitet — dann prüfe einmal das Betragen, aber besonders den Grund, und oft wirst Du vor Andern oder vor Dir selbst erröthen müssen — Vielleicht hat die Natur Dir jene Klarheit, zu Deinem Glücke versagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt. Sie zeigt mir Alles, was mich umgiebt, und mich selbst, in seiner ganzen armseeligen Blöße, und der farbige Nebel verschwindet, und alle die gefällig geworfnen Schleier sinken und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit — O glücklich bist Du, wenn Du das nicht verstehst. Aber glaube mir, es ist sehr schwer immer ganz uneigennützig zu sein.

Und diese schwerste von allen Tugenden, o nie hat ihr Heiligenschein diesen Menschen verlassen, so lange ich ihn kannte auch nicht auf einen Augenblick. Immer von seiner liebenden Seele geführt, wählte er in jedem streiten-

den Falle nie sein eignes, immer das fremde Interesse; und das that er nicht nur in wichtigen Lagen, nicht nur in solchen Lagen, wo die Augen der Menschen auf ihn gerichtet waren, (denn da zeigt sich freilich mancher durch eine Anstrengung uneigennützig, der es ohne diese Anstrengung nicht wäre) — auch in den unscheinbarsten, unbemerktesten Fällen (und das ist bei Weitem mehr) zeigte sich seine Seele immer von derselben unbefleckten Uneigennützigkeit, selbst in solchen Augenblicken, wo wir im gemeinen Leben gern einen kleinen Eigennutz verzeihen, und das immer ganz im Stillen, ganz anspruchlos, ohne die mindeste Rechnung auf Dank, ja selbst dann, wenn es ohne meine, durch das Entzücken über diese nie erblickte Erscheinung, immer rege Aufmerksamkeit, gar nicht empfunden und verstanden worden wäre.

Ich kann Dir zu dem Allen Beispiele geben. — Als ich ihm in Pasewalk meine Lage eröffnete, besann er sich nicht einen Augenblick, mir nach Wien zu folgen. Er sollte schon damals ein Amt nehmen, er hieng innig an seiner Schwester und sie noch inniger an ihm. Ja es ist eine traurige Gewißheit, daß diese plötzliche, geheimnißvolle Abreise ihres Bruders, und das Gefühl, nun von ihrem einzigen Freunde verlassen zu sein, einzig und allein das arme Weib bewogen hat, einen Gatten sich zu wählen, mit dem sie jetzt doch nicht recht glücklich ist — So theuer, Wilhelmine, ward unser Glück erkauft. Werden wir nicht auch etwas thun müssen, es zu verdienen?

Doch ich kehre zurück. Er — ich brauche ihn doch nicht mehr zu nennen? Er vergaß sein ganzes eignes Interesse, und folgte mir. Um mir den Verdacht zu ersparen, als sei ich der eigentliche Zweck der Reise, und als hätte ich ihn nur bewegt mir zu folgen, welches meiner Absicht schaden konnte, gab er bei seiner Familie der ganzen Reise

den Anstrich, als geschehe sie nur um seinetwillen. Er selbst hat nur ein kleines Capital, von mir wollte er sich die Kosten der Reise nicht vergüten lassen, er opferte 600 Rth. von seinem eignen Vermögen, mir zu folgen, und uns beide glücklich zu machen — Du liebst ihn doch auch?

Aber das ist doch noch nicht die Uneigennützigkeit, die ich meine. Es ist wahr, daß ich ihr die ganze glückliche Wendung meines Schicksaals verdanke, aber doch ist das nicht die Uneigennützigkeit, die mich entzückt. Das Alles, fühle ich, würde ich für ihn auch gethan haben — — aber er hat noch weit mehr gethan, o weit mehr! Es ist ganz unscheinbar, und Du wirst vielleicht darüber lächeln, wenn Du es nicht verstehst — aber mich hat es entzückt. Höre.

Wenn wir beide in den Postwagen stiegen, so nahm er sich immer den Platz, der am Wenigsten bequem war. — Von dem Stroh, das zuweilen in den Fußboden lag, nahm er sich nie etwas, wenn es nicht hinreichte, die Füße beider zu erwärmen. — Wenn ich in der Nacht zuweilen schlafend an seine Brust sank, so hielt er mich, ohne selbst zu schlafen — Wenn wir in ein Nachtquartier kamen, so wählte er für sich immer das schlechteste Bett. — Wenn wir zusammen Früchte aßen, blieben immer die schönsten, saftvollsten für mich übrig. — Wenn man uns in Würzburg Bücher aus der Lesegesellschaft brachte, so laß er nie in dem zuerst, das mir das liebste war — Als man uns zum erstenmale die französischen und deutschen Zeitungen brachte, hatte ich, ohne Absicht, zuerst die französischen ergriffen. So oft die Zeitungen nun wieder kamen gab er mir immer die französischen. Ich merkte das, und nahm mir einmal die deutschen. Seitdem gab er mir immer die deutschen. — Um die Zeit, in welcher mein Arzt mich be-

ſuchte, gieng er immer ſpatzieren. Ich hatte ihm nie etwas geſagt, aber es mogte ſchlechtes oder gutes Wetter ſein, er verließ das Zimmer und gieng ſpatzieren. — Nie kam er in meine Kammer, auch darum hatte ich ihn nicht gebeten, aber er errieth es, und nie ließ er ſich darin ſehen. — Ich brannte während der Nacht Licht in meiner Kammer, und der Schein fiel durch die geöffnete Thür grade auf ſein Bett. Nachher habe ich gelegentlich erfahren, daß er viele Nächte deswegen gar nicht geſchlafen habe; aber nie hat er es mir geſagt. O noch einen Zug werde ich Dir einſt erzählen, aber jetzt nicht — noch ein Opfer, das ihn nöthigte jede Nacht mit dem bloßen übergeworfnen Mantel über den kalten Flur zu gehen, und von dem ich auch nicht das Mindeſte erfuhr, bis ſpät nachher —

Aber Du lächelſt wohl über dieſe Kleinigkeiten. —? O Wilhelmine, wie ſchlecht verſtehſt Du Dich dann auf die Menſchen! Große Opfer ſind Kleinigkeiten, die kleinen ſind es, die ſchwer ſind; und es war leichter, mir nach Wien zu folgen, leichter mir 600 Rth. zu opfern, als mit nie ermüdendem Wohlwollen und mit immer ſtiller und anſpruchloſer Beeiferung meinen Vortheil mit dem ſeinigen zu erkaufen und in der unendlichen Mannigfaltigkeit von Lagen ſich nie, auch nicht auf einen Augenblick, anders zu zeigen, als ganz uneigennützig.

Du glaubſt doch wohl nicht von mir, daß ich nur darum dieſer Uneigennützigkeit ſo lebhaft das Wort rede, weil ſie grade meinem Vortheil ſchmeichelte —? O pfui. Ich gebe Dir darauf kein Wort zur Antwort.

O wenn Du ahnden könnteſt, warum ich grade Dir das Alles ſchrieb! — Denke einmal an alle die Abſcheulichkeiten, zu welchen der Eigennutz die Menſchen treibt — denke Dir einmal die glückliche Welt, wenn jeder ſeinen

eignen Vortheil, gegen den Vortheil des Andern vergäße — denke Dir wenigstens die glückliche Ehe, in welcher diese innige, herzliche Uneigennützigkeit immer herrschend wäre — O Du ahndest gewiß die Absicht dieser Zeilen, die Du darum auch gewiß recht oft durchlesen wirst — nicht, als ob ich Dich für eigennützig hielte, o behüte, so wenig als mich selbst. Aber in mir selbst finde ich doch nicht ein so reines, so hohes Wohlwollen für den Andern, keine solche innige, unausgesetzte Beeiferung für seinen Vortheil, keine so gänzliche Vergessenheit meines eignen — und das ist jetzt das hohe Bild, das ich mit meiner ganzen Seele mir anzueignen strebe. O mögte es auch das Deinige werden — ja, Wilhelmine, sagte ich nicht, daß unser Glück theuer erkauft ward? Jetzt können wir es verdienen. Laß uns dem Beispiel jenes vortrefflichsten der Menschen folgen — mein heiligster Wille ist es. Immer und in allen Fällen will ich meines eignen Vortheils ganz vergessen, wie er, und nicht bloß gegen Dich, auch gegen Andere und wären es auch ganz Fremde ganz uneigennützig sein, wie er. O mache diesen herrlichen Vorsatz auch zu dem Deinen. Verachte nun immer Deinen eignen Vortheil, er sei groß oder klein, gegen jeden Andern, gegen Deine Schwestern, gegen Freunde, gegen Bekannte, gegen Diener, gegen Fremde, gegen Alle. Was ist der Genuß eines Vortheils gegen die Entzückung eines freiwilligen Opfers! Auch in dem geringfügigsten Falle erfülle diese schöne Pflicht, ja geize sogar begierig auf Gelegenheit, wo Du sie erfüllen kannst. Rechne aber dabei niemals auf Dank, niemals, wie er. Auch wenn Dein stilles bescheidnes Opfer gar nicht verstanden würde, ja selbst dann wenn Du vorher wüßtest, daß es von Keinem verstanden werden würde, so bringe es dennoch — Du selbst verstehst es, und Dein Selbstgefühl möge Dich belohnen. Verlange

aber nie ein Gleiches von dem Andern, o niemals. Denn wahre Uneigennützigkeit zeigt sich in dem Talent, sich durch den Eigennutz Andrer nie gekränkt zu fühlen, eben so gut, ja selbst noch besser, als in dem Talent ihm immer zuvor zu kommen. Daher klage den Andern nie um dieser Untugend an. Wenn er Dein freiwilliges Opfer nicht versteht, so schweige und zürne nicht, und wenn er ein Opfer von Dir verlangt, vorausgesetzt daß es nur möglich ist, so thue es, und er mag es Dir danken, oder nicht, schweige wieder und zürne nicht. — O Wilhelmine! Giebt es etwas, das Dich mit so hohen Erwartungen in Deine neue Epoche einführen kann, als diese herrlichen Vorsätze? Ich freue mich darauf, daß ich Dich nicht wieder kennen werde, wenn ich Dich wiedersehe. Auch Du sollst besser mit mir zufrieden sein. Adieu. Dein Geliebter H. K.

An Ulrike v. Kleist

Berlin, d. 5t Febr. 1801

Mein liebes theures Ulrikchen, ich hatte, als ich Schönfeld im Schauspielhause sah, in dem ersten Augenblicke eine unbeschreiblich frohe Hoffnung, daß auch Du in der Nähe sein würdest — und noch jetzt weiß ich nicht recht, warum Du diese gute Gelegenheit, nach Berlin zu kommen, so ungenutzt gelassen hast. Recht herzlich würde ich mich darüber gefreut haben, und ob ich gleich weiß, daß Du daran nicht zweifelst, so schreibe ich es doch auf, weil ich mich noch weit mehr darüber gefreut haben würde, als Du glaubst. Denn hier in der ganzen volkreichen Königsstadt ist auch nicht ein Mensch, der mir etwas Ähnliches von dem sein könnte, was Du mir bist. Nie denke ich anders an Dich, als mit Stolz und Freude, denn Du bist die Einzige, oder überhaupt der einzige Mensch, von dem

ich sagen kann, daß er mich ganz ohne ein eignes Interesse, ganz ohne eigne Absichten, kurz, daß er nur mich selbst liebt. Recht schmerzhaft ist es mir, daß ich nicht ein Gleiches von mir sagen kann, obgleich Du es gewiß weit mehr verdienst, als ich; denn Du hast zu viel für mich gethan, als daß meine Freundschaft, in welche sich schon die Dankbarkeit mischt, ganz rein sein könnte. Jetzt wieder bietest Du mir durch Schönfeld Deine Hülfe an, und mein unseeliges Verhältniß will, daß ich nie geben kann und immer annehmen muß. Kann Wackerbarth mir 200 Rth. geben, so denke ich damit und mit meiner Zulage den äußerst theuren Aufenthalt in Berlin (der mir eigentlich durch die vielen Besuche aus Potsdam theuer wird) bestreiten zu können. Besorge dies, und fürchte nicht, daß ich, wenn ich dankbarer sein muß, Dich weniger aus dem Innersten meiner Seele lieben und ehren werde. —

Ich habe lange mit mir selbst gekämpft, ob ich Schönfelds Vorschlag, ihm nach Werben zu folgen, annehmen sollte, oder nicht. Allein ich mußte mich für das letztere bestimmen, aus Gründen, die ich Dir kürzlich wohl angeben kann. Ich wünsche nämlich von ganzem Herzen diesen für mich traurigen Ort so bald als möglich wieder zu verlassen. So bald ich nach meinem Plan das Studium einiger Wissenschaften hier vollendet habe, so kehre ich ihm den Rücken. Daher wollte ich diesen ersehnten Zeitpunct nicht gern durch eine Reise weiter herausschieben, als er schon liegt, und daher versagte ich mir das Vergnügen Dich zu sehn — Ach, wie gern hätte ich Dich gesehen in dem stillen Werben, wie vieles hätte ich Dir mittheilen, wie Manches von Dir lernen können — Ach, Du weißt nicht, wie es in meinem Innersten aussieht. Aber es interessirt Dich doch —? O gewiß! Und gern möchte ich Dir Alles mittheilen, wenn es möglich wäre. Aber es ist nicht

möglich, und wenn es auch kein weiteres Hinderniß gäbe, als dieses, daß es uns an einem Mittel zur Mittheilung fehlt. Selbst das einzige, das wir besitzen, die Sprache taugt nicht dazu, sie kann die Seele nicht mahlen und was sie uns giebt sind nur zerrissene Bruchstücke. Daher habe ich jedesmal eine Empfindung, wie ein Grauen, wenn ich jemandem mein Innerstes aufdecken soll; nicht eben weil es sich vor der Blöße scheut, aber weil ich ihm nicht Alles zeigen kann nicht kann, und daher fürchten muß, aus den Bruchstücken falsch verstanden zu werden. Indessen: auf diese Gefahr will ich es bei Dir wagen und Dir so gut ich kann, in zerrissenen Gedanken mittheilen, was Interesse für Dich haben könnte.

Noch immer habe ich mich nicht für ein Amt entscheiden können und Du kennst die Gründe. Es giebt Gründe für das Gegentheil, und auch diese brauche ich Dir nicht zu sagen. Gern will ich immer thun, was recht ist, aber was soll man thun, wenn man dies nicht weiß? Dieser innere Zustand der Ungewißheit war mir unerträglich und ich griff um mich zu entscheiden zu jenem Mittel, durch welches jener Römer in dem Zelte Porsenna's diesen König, als er über die Friedensbedingungen zauderte, zur Entscheidung zwang. Er zog nämlich mit Kreide einen Kreis um sich und den König und erklärte, keiner von ihnen würde den Kreis überschreiten, ehe der Krieg oder der Friede entschieden wäre. Fast eben so machte ich es auch. Ich beschloß, nicht aus dem Zimmer zu gehen, bis ich über einen Lebensplan entschieden wäre; aber 8 Tage vergiengen, und ich mußte doch am Ende das Zimmer unentschlossen wieder verlassen. — Ach Du weißt nicht, Ulrike, wie mein Innerstes oft erschüttert ist — — Du verstehst dies doch nicht falsch? Ach, es giebt kein Mittel, sich Andern ganz verständlich zu machen und der Mensch hat von Natur keinen andren Vertrauten, als sich selbst.

Indeſſen ſehe ich doch immer von Tage zu Tage mehr ein, daß ich ganz unfähig bin, ein Amt zu führen. Ich habe mich durchaus daran gewöhnt, eignen Zwecken zu folgen, und dagegen von der Befolgung fremder Zwecke ganz und gar entwöhnt. Letzthin hatte ich eine äußerſt widerliche Empfindung. Ich war nämlich in einer Seſſion, denen ich immer noch beiwohne, weil ich nicht recht weiß, wie ich mich davon loßmachen ſoll, ohne zu beleidigen. Da wird unter andern Berichten, auch immer im Kurzen Nachricht ertheilt von dem Inhalt gewiſſer Journale über Chemie, Mechanik etc. Eines der Mitglieder ſchlug einen großen Folianten auf, der der 5t Theil eines neu herausgekommenen franzöſiſchen Werkes über Mechanik war. Er ſagte in allgemeinen Ausdrücken, er habe das Buch freilich nur flüchtig durchblättern können, allein es ſcheine ihm, als ob es wohl allerdings manches enthalten könnte, was die Deputation und ihren Zweck intereſſirt. Darauf fragte ihn der Präſident, ob er glaubte, daß es nützlich wäre, wenn es von einem Mitgliede ganz durchſtudirt würde; und als er dies bejahend beantwortete, ſo wandte ſich der Präſident ſchnell zu mir und ſagte: nun Herr v. K. das iſt etwas für Sie, nehmen Sie dies Buch zu ſich, leſen Sie es durch und ſtatten Sie der Deputation darüber Bericht ab. — Was in dieſem Augenblicke Alles in meiner Seele vorgieng kann ich Dir wieder nicht beſchreiben. Ein ſolches Buch koſtet wenigſtens 1 Jahr Studium, iſt neu, folglich ſein Werth noch gar nicht entſchieden, würde meinen ganzen Studienplan ſtören etc. etc. Ich hatte aber zum erſtenmal in 2 Jahren wieder einen Obern vor mir und wußte in der Verlegenheit nichts zu thun, als mit dem Kopfe zu nicken. Das ärgerte mich aber nachher doppelt, ich erinnerte mich mit Freuden, daß ich noch frei war, und beſchloß das Buch ungeleſen zu laſſen, es folge

daraus, was da wolle. — Ich muß fürchten, daß auch dieses mißverstanden wird, weil ich wieder nicht Alles sagen konnte.

In Gesellschaften komme ich selten. Die jüdischen würden mir die liebsten sein, wenn sie nicht so pretiös mit ihrer Bildung thäten. An dem Juden Cohen habe ich eine interessante Bekanntschaft gemacht, nicht so wohl seinetwillen, als wegen seines prächtigen Cabinets von physikalischen Instrumenten, das er mir zu benutzen erlaubt hat. Zuweilen bin ich bei Clausius, wo die Säste meistens interessanter sind, als die Wirthe. Einmal habe ich getonzt und war vergnügt, weil ich zerstreut war. Huth ist hier und hat mich in die gelehrte Welt eingeführt, worin ich mich aber so wenig wohl befinde, als in der ungelehrten. Diese Menschen sitzen sämmtlich wie die Raupe auf einem Blatte, jeder glaubt seines sei das Beßte, und um den Baum bekümmern sie sich nicht.

Ach, liebe Ulrike, ich passe mich nicht unter die Menschen, es ist eine traurige Wahrheit, aber eine Wahrheit; und wenn ich den Grund ohne Umschweif angeben soll, so ist es dieser: sie gefallen mir nicht. Ich weiß wohl, daß es bei dem Menschen, wie bei dem Spiegel, eigentlich auf die eigne Beschaffenheit beider ankommt, wie die äußern Gegenstände darauf einwirken sollen; und mancher würde aufhören über die Verderbtheit der Sitten zu schelten, wenn ihm der Gedanke einfiele, ob nicht vielleicht bloß der Spiegel, in welchen das Bild der Welt fällt, schief und schmutzig ist. Indessen wenn ich mich in Gesellschaften nicht wohl befinde, so geschieht dies weniger, weil Andere, als vielmehr weil ich mich selbst nicht zeige, wie ich es wünsche. Die Nothwendigkeit, eine Rolle zu spielen, und ein innerer Widerwillen dagegen machen mir jede Gesellschaft lästig, und froh kann ich nur in meiner eignen Se-

sellschaft sein, weil ich da ganz wahr sein darf. Das darf man unter Menschen nicht sein, und keiner ist es — Ach, es giebt eine traurige Klarheit, mit welcher die Natur viele Menschen, die an dem Dinge nur die Oberfläche sehen, zu ihrem Glücke verschont hat. Sie nennt mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund — sie zeigt mir Alles, was mich umgiebt und mich selbst in seiner ganzen armseeligen Blöße und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit — — Dazu kommt bei mir eine unerklärliche Verlegenheit, die unüberwindlich ist, weil sie wahrscheinlich eine ganz physische Ursache hat. Mit der größten Mühe nur kann ich sie so verstecken, daß sie nicht auffällt — o wie schmerzhaft ist es, in dem Äußern ganz stark und frei zu sein, indessen man im Innern ganz schwach ist, wie ein Kind, ganz gelähmt, als wären uns alle Glieder gebunden, wenn man sich nie zeigen kann, wie man wohl mögte, nie frei handeln kann, und selbst das Große versäumen muß, weil man vorausempfindet, daß man nicht Stand halten wird, indem man von jedem äußern Eindrucke abhangt und das albernste Mädchen oder der elendeste Schuft von élégant uns durch die matteste persifflage vernichten kann. — Das Alles verstehst Du vielleicht nicht, liebe Ulrike, es ist wieder kein Gegenstand für die Mittheilung und der Andere müßte das Alles aus sich selbst kennen, um es zu verstehen.

Selbst die Säule, an welcher ich mich sonst in dem Strudel des Lebens hielt, wankt — — Ich meine, die Liebe zu den Wissenschaften. — Aber wie werde ich mich hier wieder verständlich machen? — Liebe Ulrike, es ist ein bekannter Gemeinplatz, daß das Leben ein schweres Spiel sei; und warum ist es schwer? Weil man beständig und immer von Neuem eine Karte ziehen soll und doch

nicht weiß, was Trumpf ist; ich meine darum, weil man beständig und immer von Neuem handeln soll und doch nicht weiß, was recht ist. Wissen kann unmöglich das Höchste sein — handeln ist besser als wissen. Aber ein Talent bildet sich im Stillen, doch ein Charakter nur in dem Strome der Welt. Zwei ganz verschiedne Ziele sind es, zu denen zwei ganz verschiedne Wege führen. Kann man sie beide nicht vereinigen, welches soll man wählen? Das höchste, oder das, wozu uns unsre Natur treibt? — Aber auch selbst dann, wenn bloß Wahrheit mein Ziel wäre, — ach, es ist so traurig, weiter nichts, als gelehrt zu sein. Alle Männer, die mich kennen, rathen mir, mir irgend einen Gegenstand aus dem Reiche des Wissens auszuwählen und diesen zu bearbeiten — Ja freilich, das ist der Weg zum Ruhme, aber ist dieser mein Ziel? Mir ist es unmöglich, mich wie ein Maulwurf in ein Loch zu graben und Alles Andere zu vergessen. Mir ist keine Wissenschaft lieber als die andere, und wenn ich eine vorziehe, so ist es nur wie einem Vater immer derjenige von seinen Söhnen der liebste ist, den er eben bei sich sieht. — Aber soll ich immer von einer Wissenschaft zur andern gehen, und immer nur auf ihrer Oberfläche schwimmen und bei keiner in die Tiefe gehen? Das ist die Säule, welche schwankt.

Ich habe freilich einen Vorrath von Gedanken zur Antwort auf alle diese Zweifel. Indessen reif ist noch keiner. — — Goethe sagt, wo eine Entscheidung soll geschehen, da muß vieles zusammentreffen. — Aber ist es nicht eine Unart nie den Augenblick der Gegenwart ergreifen zu können, sondern immer in der Zukunft zu leben? — Und doch, wer wendet sein Herz nicht gern der Zukunft zu, wie die Blumen ihre Kelche der Sonne? — Lerne Du nur fleißig aus dem Gaspari, und vergiß nicht die Laute. Wer

weiß ob wir es nicht früh oder spät brauchen. Gute Nacht, es ist spät. Grüße Deine liebe Wirthinn und alle Bekannte. H. K.

An Wilhelmine v. Zenge

Berlin, d. 22t März, 1801

Liebe Herzens-Wilhelmine, diese Stunde ist seit unsrer Trennung eine von den wenigen, die ich vergnügt nennen kann, ja vielleicht die erste — Nach vielen unruhigen Tagen kam ich heute von einer Fußreise aus Potsdam zurück. Als ich zu Carln in das Zimmer trat, fragte ich nach Briefen von Dir, und als er mir den Deinigen gab, brach ich ihn nicht ganz ohne Besorgniß auf, indem ich fürchtete, er mögte voll Klagen und Scheltwörter über mein langes Stillschweigen sein. Aber Du hast mir einen Brief geschrieben, den ich in aller Hinsicht fast den liebsten nennen mögte — Es war mir fast als müßte ich stolz darauf sein; denn, sagte ich zu mir selbst, wenn W. Gefühl sich so verfeinert, ihr Verstand sich so berichtigt, ihre Sprache sich so veredelt hat, wer ist daran — — wem hat sie es zu — — — Kurz, ich konnte mir den Genuß nicht verweigern, den Brief, sobald ich ihn gelesen hatte, Carln zu überreichen, welches ich noch nie gethan habe — Ich küsse die Hand die ihn schrieb, und das Herz, das ihn dictirte. Fahre so fort nach dem Preise zu ringen, mein Bestreben soll es sein, ihn so beneidenswürdig zu machen, als möglich. Du sollst einst einen Mann an Deine Brust drücken, den edle Menschen ehren, und wenn jemals in Deinem Herzen sich eine Sehnsucht nach etwas regt, was ich Dir nicht leiste, so ist mein Ziel verfehlt, so wie das Deinige, wenn Du nicht immer dieses Bestreben wach in mir erhältst. Ja, Wilhelmine, meine Liebe ist ganz in

Deiner Gewalt. Schmerzhaft würde es mir sein, wenn ich Dir jemals aus bloßer Pflicht treu sein müßte. Gern mögte ich meine Treue immer nur der Neigung verdanken. Ich bin nicht flatterhaft, nicht leichtsinnig, nicht jede Schürze reizt mich und ich verachte den Reichthum; wenn ich doch jemals mein Herz Dir entzöge, Dir selbst, nicht mir, würdest Du die Schuld zuzuschreiben haben. Denn so wie meine Liebe Dein Werk, nicht das meinige war, so ist auch die Erhaltung derselben nur Dein Werk, nicht das meinige. Meine Sorge ist nichts als Deine Gegenliebe, für meine eigne Neigung zu Dir kann ich nichts thun, gar nichts, Du aber Alles. Dich zu lieben wenn ich Dich nicht liebenswürdig fände, das wäre mir das Unmögliche. Die Hand könnte ich Dir geben, und so mein Wort erfüllen, aber das Herz nicht — denn Du weißt, daß es das seltsame Eigenthum ist, welches man sich nur rauben lassen darf, wenn es Zinsen tragen soll. Also sorge nie, daß ich gleichgültig gegen Dich werden mögte, sorge nur, daß Du mich nicht gleichgültig gegen Dich machst. Sei ruhig, so lange Du in Deinem Innersten fühlst, daß Du meiner Liebe werth bist, und wenn Du an jedem Abend nach einem heiter verflossenen Tage in Deinem Tagebuche die Summe Deiner Handlungen ziehest, und nach dem Abzuge ein Rest bleibt für die guten, und ein stilles, süßes, mächtig-schwellendes Gefühl Dir sagt, daß Du eine Stufe höher getreten bist als gestern, so — — so lege Dich ruhig auf Dein Lager, und denke mit Zuversicht an mich, der vielleicht in demselben Augenblicke mit derselben Zuversicht an Dich denkt, und hoffe — nicht zu heiß, aber auch nicht zu kalt — auf bessere Augenblicke, als die schönsten in der Vergangenheit — — auf bessere noch? — Ich sehe das Bild, und die Nadeln, und Vossens Luise und die Gartenlaube und die mondhellen Nächte, — und doch — —

Still! — „Wer rief?" — Mir wars, als drücktest Du mir den Mund mit Küssen zu.

Ich wollte nun auf Deinen Brief, Punct vor Punct, antworten, und laß ihn darum zum zweitenmale durch (immer noch mit derselben Freude) — Aber du hast diesmal in jede Zeile ein besonderes Interesse gelegt, und jede verdiente einen eignen Bogen zur Antwort. Ich kann aber nur einen Gedanken herausheben, den, der mir der liebste ist. Über die andern muß ich kurz weg eilen.

Fahre fort, dem schönen Beispiel zu folgen, das Dir die Blume an Deinem Fenster giebt. So oft Du auf ein diner, oder souper oder Ball gehest, kehre sie um, und wenn sie bei Deiner Rückkehr doch wieder den Kelch der Sonne entgegenneigt, so laß Dich nicht von ihr beschämen, und thue ein Gleiches.

Ich wünsche Dir aus meinem Herzen Glück zu Deinem weiblichen Brokes. Nicht leicht würde ich in diese Vergleichung einstimmen aber diese muß ich doch billigen. Mir selbst hat das Mädchen sehr gefallen. Du hast mir ein Paar unbeschreiblich rührende Züge von ihr aufgezeichnet, und wenn gleich das Wesen, dem sie eigen sind, sehr viel werth ist, so ist doch auch das Wesen, das sie verstand, etwas werth. Denn immer ist es ein Zeichen der eignen Vortrefflichkeit, wenn die Seele auch aus den unscheinbarsten Zügen Andrer das Schöne herauszufinden weiß.

Es hätte sich nicht leicht ein Umstand ereignen können, der im Stande wäre, Dich so schnell auf eine höhere Stufe zu führen, als Deine Neigung für Rousseau. Ich finde in Deinem ganzen Briefe schon etwas von seinem Geiste — das zweite Geschenk, das ich Dir, von heute an gerechnet, machen werde, wird das Geschenk von Rousseaus sämmtlichen Werken sein. Ich werde Dir dann auch die Ordnung seiner Lesung bezeichnen — für jetzt laß Dich nicht stören, den Emil ganz zu beendigen. —

Ich komme jetzt zu dem Gedanken aus Deinem Briefe, der mir in meiner Stimmung der theuerste sein mußte, und der meiner verwundeten Seele fast so wohl that, wie Balsam einer körperlichen Wunde.

Du schreibst: „Wie sieht es aus in Deinem Innern? Du würdest mir viele Freude machen, wenn Du mir etwas mehr davon mittheiltest, als bisher; glaube mir, ich kann leicht fassen, was Du mir sagst, und ich mögte gern Deine Hauptgedanken mit Dir theilen."

Liebe Wilhelmine, ich erkenne an diesen fünf Zeilen mehr als an irgend etwas, daß Du wahrhaft meine Freundinn bist. Nur unsre äußern Schicksale interessiren die Menschen, die innern nur den Freund. Unsere äußere Lage kann ganz ruhig sein, indessen unser Innerstes ganz bewegt ist — Ach, ich kann Dir nicht beschreiben, wie wohl es mir thut, einmal jemandem, der mich versteht, mein Innerstes zu öffnen. Eine ängstliche Bangigkeit ergreift mich immer, wenn ich unter Menschen bin, die alle von dem Grundsatze ausgehen, daß man ein Narr sei, wenn man ohne Vermögen jedes Amt ausschlägt. Du wirst nicht so hart über mich urtheilen, — nicht wahr?

Ja, allerdings dreht sich mein Wesen jetzt um einen Hauptgedanken, der mein Innerstes ergriffen hat, er hat eine tiefe erschütternde Wirkung auf mich hervorgebracht — Ich weiß nur nicht, wie ich das, was seit 3 Wochen durch meine Seele flog, auf diesem Blatte zusammenpressen soll. Aber Du sagst ja, Du kannst mich fassen — also darf ich mich schon etwas kürzer fassen. Ich werde Dir den Ursprung und den ganzen Umfang dieses Gedankens, nebst allen seinen Folgerungen einst, wenn Du es wünschest, weitläufiger mittheilen. Also jetzt nur so viel.

Ich hatte schon als Knabe (mich dünkt am Rhein durch eine Schrift von Wieland) mir den Gedanken angeeignet,

daß die Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung wäre. Ich glaubte, daß wir einst nach dem Tode von der Stufe der Vervollkommnung, die wir auf diesem Sterne erreichten, auf einem andern weiter fortschreiten würden, und daß wir den Schatz von Wahrheiten, den wir hier sammelten, auch dort einst brauchen könnten. Aus diesen Gedanken bildete sich so nach und nach eine eigne Religion, und das Bestreben, nie auf einen Augenblick hienieden still zu stehen, und immer unaufhörlich einem höhern Grade von Bildung entgegenzuschreiten, ward bald das einzige Princip meiner Thätigkeit. Bildung schien mir das einzige Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichthum, der des Besitzes würdig ist. — Ich weiß nicht, liebe Wilhelmine, ob Du diese zwei Gedanken: Wahrheit und Bildung, mit einer solchen Heiligkeit denken kannst, als ich — Das freilich, würde doch nöthig sein, wenn Du den Verfolg dieser Geschichte meiner Seele verstehen willst. Mir waren sie so heilig, daß ich diesen beiden Zwecken, Wahrheit zu sammeln, und Bildung mir zu erwerben, die kostbarsten Opfer brachte — Du kennst sie. — Doch ich muß mich kurz fassen.

Vor Kurzem ward ich mit der neueren sogenannten Kantischen Philosophie bekannt — und Dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mittheilen, indem ich nicht fürchten darf, daß er Dich so tief, so schmerzhaft erschüttern wird, als mich. Auch kennst Du das Ganze nicht hinlänglich, um sein Interesse vollständig zu begreifen. Ich will indessen so deutlich sprechen, als möglich.

Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urtheilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, sind grün — und nie würden sie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeigt, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzuthut, was

nicht ihnen, sondern dem Auge gehört. So ist es mit dem Verstande. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ist das letzte, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nicht mehr — und alles Bestreben, ein Eigenthum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ist vergeblich —

Ach, Wilhelmine, wenn die Spitze dieses Gedankens Dein Herz nicht trifft, so lächle nicht über einen andern, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe nun keines mehr —

Seit diese Überzeugung, nämlich, daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist, vor meine Seele trat, habe ich nicht wieder ein Buch angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offne Fenster gesetzt, ich bin hinausgelaufen ins Freie, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Caffeehäuser, ich habe Schauspiele und Concerte besucht, um mich zu zerstreuen, ich habe sogar, um mich zu betäuben, eine Thorheit begangen, die Dir Carl lieber erzählen mag, als ich; und dennoch war der einzige Gedanke, den meine Seele in diesem äußeren Tumulte mit glühender Angst bearbeitete immer nur dieser: dein einziges, dein höchstes Ziel ist gesunken —

An einem Morgen wollte ich mich zur Arbeit zwingen, aber ein innerlicher Ekel überwältigte meinen Willen. Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht an Deinem Halse zu weinen, oder wenigstens einen Freund an die Brust zu drücken. Ich lief, so schlecht das Wetter auch war, nach Potsdam, ganz durchnäßt kam ich dort an, drückte Leopold, Fleißenberg, Rühle ans Herz, und mir ward wohler — —

Rühle verstand mich am beßten. Ließ' doch, sagte er mir, den Kettenträger (ein Roman). Es herrscht in diesem

Buche eine sanfte, freundliche Philosophie, die dich gewiß aussöhnen wird, mit Allem, worüber du zürnst. Es ist wahr, er selbst hatte aus diesem Buche einige Gedanken geschöpft, die ihn sichtbar ruhiger und weiser gemacht hatten. Ich faßte den Muth diesen Roman zu lesen.

Die Rede war von Dingen, die meine Seele längst schon selbst bearbeitet hatte. Was darin gesagt ward, war von mir schon längst im Voraus widerlegt. Ich fing schon an unruhig zu blättern, als der Verfasser nun gar von ganz fremdartigen politischen Händeln weitläufig zu raisonniren anfieng — Und das soll die Nahrung sein für meinen glühenden Durst? — Ich legte still und beklommen das Buch auf den Tisch, ich drückte mein Haupt auf das Kissen des Soppha, eine unaussprechliche Leere erfüllte mein Inneres, auch das letzte Mittel, mich zu heben, war fehlgeschlagen — Was sollst du nun thun, rief ich? Nach Berlin zurückkehren ohne Entschluß? Ach, es ist der schmerzlichste Zustand ganz ohne ein Ziel zu sein, nach dem unser Inneres, frohbeschäfftigt, fortschreitet — und das war ich jetzt —

Du wirst mich doch nicht falsch verstehen, Wilhelmine? — Ich fürchte es nicht.

In dieser Angst fiel mir ein Gedanke ein.

Liebe Wilhelmine, laß mich reisen. Arbeiten kann ich nicht, das ist nicht möglich, ich weiß nicht zu welchem Zwecke. Ich müßte, wenn ich zu Hause bliebe, die Hände in den Schoß legen, und denken. So will ich lieber spatzieren gehen, und denken. Die Bewegung auf der Reise wird mir zuträglicher sein, als dieses Brüten auf einem Flecke. Ist es eine Verirrung, so läßt sie sich vergüten, und schützt mich vor einer andern, die vielleicht unwiderruflich wäre. Sobald ich einen Gedanken ersonnen habe, der mich tröstet, sobald ich einen Zweck gefaßt habe, nach dem ich wieder streben kann, so kehre ich um, ich schwöre es dir. Mein Bild schicke

ich dir, und Deines nehme ich mit mir. Willst Du es mir unter diesen Bedingungen erlauben? Antworte bald darauf Deinem treuen Freunde Heinrich.

N. S. Heute schreibe ich Ulriken, daß ich wahrscheinlich, wenn du es mir erlaubst, nach Frankreich reisen würde. Ich habe ihr versprochen, nicht das Vaterland zu verlassen, ohne es ihr vorher zu sagen. Will sie mitreisen, so muß ich es mir gefallen lassen. Ich zweifle aber, daß sie die Bedingungen annehmen wird. Denn ich kehre um, sobald ich weiß, was ich thun soll. Sei ruhig. Es muß etwas Gutes aus diesem innern Kampfe hervorgehn.

An Wilhelmine v. Zenge

Berlin, d. 28t März, 1801

Liebes Mädchen, ich antworte Dir, nach Deinem Wunsche, sogleich auf Deinen Brief, ob ich gleich voraussehe, daß diese Antwort nicht lang werden kann, indem ich schon in einer Stunde zu dem Maler gehen und dann Leopold und ein Paar Freunde empfangen muß, die heute aus Potsdam hier ankommen werden, um mich vor meiner Abreise noch einmal zu sehen.

Liebe Wilhelmine, ich ehre Dein Herz, und Deine Bemühung, mich zu beruhigen, und die Kühnheit, mit welcher Du Dich einer eignen Meinung nicht schämst, wenn sie auch einem berühmten System widerspräche — Aber der Irrthum liegt nicht im Herzen, er liegt im Verstande und nur der Verstand kann ihn heben. Ich habe mich unbeschreiblich über den Aufwand von Scharfsinn gefreut, den Du bei dem Gegenstande der Kristallinse anwendest; ich habe Dich besser verstanden, als Du Dich selbst ausdrückst, und Alles, was Du darüber sagst, ist wahr. Aber ich habe mich nur des Auges in meinem Briefe als eines erklärenden Beispiels

bedient, weil ich Dir selbst die trockne Sprache der Philosophie nicht vortragen konnte. Alles, was Du mir nun dagegen einwendest, kann wahr sein, ohne daß der Zweifel gehoben würde — Liebe Wilhelmine, ich bin durch mich selbst in einen Irrthum gefallen, ich kann mich auch nur durch mich selbst wieder heben. Diese Verirrung, wenn es eine ist, wird unsre Liebe nicht den Sturz drohen, sei darüber ganz ruhig. Wenn ich ewig in diesem räthselhaften Zustand bleiben müßte, mit einem innerlich heftigen Trieb zur Thätigkeit, und doch ohne Ziel — ja dann freilich, dann wäre ich ewig unglücklich, und selbst Deine Liebe könnte mich dann nur zersteuen, nicht mit Bewußtsein beglücken. Aber ich werde das Wort, welches das Räthsel löset, schon finden, sei davon überzeugt — nur ruhig kann ich jetzt nicht sein, in der Stube darf ich nicht darüber brüten, ohne vor den Folgen zu erschrecken. Im Freien werde ich freier denken können. Hier in Berlin finde ich nichts, das mich auch nur auf einen Augenblick erfreuen könnte. In der Natur wird das besser sein. Auch werde ich mich unter Fremden wohler befinden, als unter Einheimischen, die mich für verrückt halten, wenn ich es wage mein Innerstes zu zeigen. Lebe wohl. Dieser Zettel gilt für keinen Brief. Bald, wenn ich Antwort von Ulrike habe, schreibe ich Dir wieder. Bleibe mir so treu, wie ich Dir bleiben werde. H. K.

An Wilhelmine v. Zenge

Berlin, d. 14t Aprill, 1801

Liebe Freundinn, die Paar Zeilen, die Du mir geschrieben hast, athmen zugleich so viel Wehmuth und Würde, daß selbst Dein Anblick mich kaum weniger hätte rühren können. Wenn ich mir Dich denke, wie Du in Deinem Zimmer sitzest, mein Bild vor dir, das Haupt auf die Arme gedrückt,

die Augen voll Thränen — ach, Wilhelmine, dann kommt dieser Gedanke noch zu meinem eignen Kummer, ihn zu verdoppeln. Dir hat die Liebe wenig von ihren Freuden, doch viel von ihrem Kummer zugetheilt, und Dir schon zwei Trennungen zugemessen, deren jede gleich gefährlich war. Du hättest ein so ruhiges Schicksal verdient, warum mußte der Himmel Dein Loos an einen Jüngling knüpfen, den seine seltsamgespannte Seele ewig-unruhig bewegt? Ach, Wilhelmine, Du bist so vielen Glückes würdig, ich bin es Dir schuldig, Du hast mir durch so vielen Edelmuth die Schuld auferlegt — warum kann ich sie nicht bezahlen? Warum kann ich Dir nichts geben zum Lohne, als Thränen? — O Gott gebe mir nur die Möglichkeit diese Thränen einst wieder mit Freuden vergüten zu können! — Liebe, theure Freundinn, ich fordre nicht von Dir, daß Du mir den Kummer verheimlichst, wenn du ihn fühlst, so wie ich selbst immer das süßeste Recht der Freundschaft, nämlich das schwere Herz auszuschütten, übe; aber laß uns beide uns bemühen, so ruhig und so heiter unter der Gewitterwolke zu stehen, als es nur immer möglich ist. Verzeihe mir diese Reise — ja verzeihen, ich habe mich nicht in dem Ausdrucke vergriffen, denn ich fühle nun selbst, daß die erste Veranlassung dazu wohl nichts, als eine Übereilung war. Lies doch meine Briefe von dieser Zeit an noch einmal durch und frage Carln recht über mich aus — Mir ist diese Periode in meinem Leben und dieses gewaltsame Fortziehen der Verhältnisse zu einer Handlung, mit deren Gedanken man sich bloß zu spielen erlaubt hatte, äußerst merkwürdig. Aber nun ist es unabänderlich geschehen und ich muß reisen — Ach, Wilhelmine, wie hätte sich mir noch vor drei Jahren die Brust gehoben unter der Vorempfindung einer solchen Reise! Und jetzt —! Ach, Gott weiß, daß mir das Herz blutet! Frage nur Carln, der mich

alle Augenblicke einmal fragt: was seufzest Du denn? — Aber nun will ich doch so viel Nutzen ziehn aus dieser Reise, wie ich kann, und auch in Paris etwas lernen, wenn es mir möglich sein wird. Vielleicht geht doch noch etwas Gutes aus dieser verwickelten Begebenheit meines Lebens hervor — liebe Wilhelmine, soll ich dir sagen, daß ich es fast hoffe? Ach, ich sehne mich unaussprechlich nach Ruhe! Alles ist dunkel in meiner Zukunft, ich weiß nicht, was ich wünschen und hoffen und fürchten soll, ich fühle daß mich weder die Ehre, noch der Reichthum, noch selbst die Wissenschaften allein ganz befriedigen können; nur ein einziger Wunsch ist mir ganz deutlich, Du bist es, Wilhelmine — O Gott, wenn mir einst das bescheidne Loos fallen sollte, das ich begehre, ein Weib, ein eignes Haus und Freiheit — o dann wäre es nicht zu theuer erkauft mit allen Thränen, die ich, und mit allen die Du vergießest, denn mit Entzückungen wollte ich sie Dir vergüten. Ja, laß uns hoffen — Was ich begehre, genießen Millionen, der Himmel gewährt Wünsche gern, die in seinen Zweck eingreifen, warum sollte er grade uns beide von seiner Güte ausschließen? Also Hoffnung und Vertrauen auf den Himmel und auf uns! Ich will mich bemühen, die ganze unseelige Spitzfündigkeit zu vergessen, die Schuld an dieser innern Verwirrung ist. Vielleicht giebt es dann doch Augenblicke auf dieser Reise, in welchen ich vergnügt bin. O mögten sie auch Dir werden! Fahre nur fort, dich immer auszubilden, ich müßte unsinnig sein mit den Füßen von mir zu stoßen, was sich zu meinem eignen Genuß von Tage zu Tage veredelt. Gewinne Deinen Rousseau so lieb wie es Dir immer möglich ist, auf diesen Nebenbuhler werde ich nie zürnen. Ich werde Dir oft schreiben, das nächste mal von Dreßden, etwa in 8 Tagen. Dahin schreibe mir, aber gleich, und scheue Dich nicht mit eigner Hand die Adresse

zu schreiben, unsre Liebe soll kein Geheimniß mehr sein. Den 28 Aprill treffe ich ohngefähr in Leipzig ein, da kannst Du an Minna Clausius schreiben, die mit ihrem Vater dort zur Messe ist, und wieder einen Brief einlegen. Wohin Du auf der ganzen Reise schreibst, mußt Du aber immer den Brief bezeichnen, selbst abzuholen (in Frankreich französisch) — Und nun Adieu. Die 73 Rth., wovon Du vergessen hast mir zu schreiben, habe ich Carln gegeben, in der Meinung, daß es Dir so recht sein wird. Adieu, adieu, sei mein starkes Mädchen. Heinrich K.

Sonderbar genug fing die Reise an, deren Idee nichts als ein großer Spaziergang sein sollte. Am liebsten hätte Kleist, der nach einem älteren Plane eine Reise für das nächste Jahr beabsichtigte, das ganze Unternehmen aufgegeben, das ihm in Augenblicken mutwillig und unsinnig scheinen mochte. Aber es war schon zu viel davon gesprochen worden, woran seine undiplomatische Art die Schuld trug, und so wurde er fast fortgedrängt. Seiner Schwester Ulrike hatte er früher einmal versprechen müssen, nicht ohne sie ins Ausland zu gehen. Ihre Reiselust wollte sich nicht beschwichtigen lassen, obgleich Kleist sie auf die großen Geldopfer und Unbequemlichkeiten aufmerksam machte. Kleist liebte seine Schwester mit außerordentlicher Zähigkeit, wie ihn das Blut immer wieder zu den Seinen zurücktrieb, aber er hätte sich lieber einen zarten männlichen Begleiter wie Brockes gewünscht als dieses selbständige, resolute Mädchen, das nach seinen Worten von ihrem Geschlecht nur die Hüften hatte. Ulrike war zuverlässig und aufopfernd, aber nicht weich und empfindsam. Sie hatte augenscheinlich viel Verstand, freie, unbedenkliche Laune; man muß sie sich mit einer vielleicht trocknen humoristischen Geistesgegenwart

vorstellen, eine märkische Virago, die auch einem Manne einen tüchtigen Kameraden stellte. Die Grazien hatten an ihrer Wiege nicht gesessen; dem Ideal der Kleistschen Frau, der duldend Liebenden, vom Manne Empfangenden entsprach sie jedenfalls nicht. Kleist sah den unvermeidlichen Konflikt zwischen ihnen beiden voraus auf dieser Reise ins Nichts, die doch mit einer geheimnisvollen Versprechung winkte. Wenn er nicht wieder als Student reiste, sondern standesgemäß als Herr von Kleist mit seiner Schwester und einem Bedienten, so mußte er sich Pässe besorgen und bei dem auswärtigen Amt nach damaliger Vorschrift den Zweck der Reise angeben. Dieser wurde ihm in Frage und Antwort schnell untergeschoben. Es verbreitete sich, daß der Herr von Kleist nach Paris ginge, um dort Mathematik und Naturwissenschaften zu studieren. Man wünschte ihm Glück zu diesem billigungswerten Vorhaben, gab ihm Empfehlungen an Gelehrte mit, und so leitete man ihn wider seinen Willen zur Wissenschaft zurück, die er fliehen wollte, in den Kreis trockener, kalter, einseitiger Menschen, deren Gesellschaft er nie geliebt hatte.

Einer persönlichen Auseinandersetzung mit der Braut ging er aus dem Wege, gewiß nicht aus Furcht vor ihrem Widerstand, den diese liebende Geduld nicht hatte. Er war gewohnt, sie zu überzeugen, ihre Nüchternheit mitzureißen, aber er hatte keine Sprache, um sich auch mit ihren Eltern zu verständigen, namentlich mit dem Vater General, der gegen den dreifachen Deserteur nicht viel Nachsicht bereit hatte. Kleist ließ ihr sein Bild, das bekannte Porträt mit dem jungenhaften Kopf und dem spöttischen Lächeln, das sich dem Bräutigam aus dem Vorsatz der Liebenswürdigkeit verzerrt hatte. Er gestattete ihr, die gewiß längst bekannte Verbindung öffentlich vor aller Welt mit Stolz zu bekennen. Das gab einen mageren Trost für die verlassene,

vielgeprüfte Braut, und Kleist selbst empfindet zum ersten Male gegen sie etwas wie ein Schuldgefühl; der männische immer fordernde Tyrann beklagt seine Unbeständigkeit und Unbändigkeit, um mit sanften, begütigenden Worten zu scheiden, die schwer sind von Tränen. Schon in den ersten Reisetagen erörtert er vor ihr die Frage, ob es für sie nicht besser sei, von einem so unsicheren Geliebten befreit zu werden, aber dann ruft er die Pflicht, um die Neigung zu stützen, und bei allem guten Willen beweist die Grausamkeit dieser Erwägungen nur, daß seine Liebe keine Freude mehr hat, daß sie sich nur aus Erinnerung, Gewohnheit, Vertrautheit nährt.

In Dresden wird auf diesem Spaziergang zuerst Halt gemacht, diesmal zu längerem Verweilen. In Sachsen fängt für den armen Kauz aus Brandenburg immer schon der Süden an; der Zauber der lauen, süßen, halb dämmernden Tage eines schönen Frühlings umspinnt ihn mit wohliger Schlaffheit. Zwar schreibt er an Wilhelmine, daß er auf der ganzen Reise noch keinen vergnügten Tag erlebt habe; aber wir haben Gründe, dem Reisenden nicht ganz zu trauen. Entsteht doch auch ein Brief nicht allein aus der Seele des Schreibenden, sondern, von kleinen Absichtlichkeiten abgesehen, wird er auch gefärbt durch die seelische Verfassung des Empfangenden. Wenn Kleist zurücksieht auf seine Braut als die Verkörperung aller seiner Enttäuschung und Verzweiflung, so schieben sich natürlich die dunklen Stimmungen des kaum Vergangenen vor. Die Gegenwart ist für ihn nicht so trübe und nicht so einsam. Wenn er von der Bildergalerie berichtet und von der Andacht vor der Sixtinischen Madonna, so vergißt er zu erwähnen, daß er sie nicht ganz allein verrichtet hat. Die beiden Schwestern von Schlieben, gut, arm, liebenswürdig, haben es ihm angetan. Caroline war mit dem Maler Lohse verlobt, den er in Dresden zum

Freunde gewann. Kleist ist ihr sehr hold, voller Aufmerksamkeit und Galanterie. Auch wenn sich keine Tradition an dieses Verhältnis geknüpft hätte, man braucht nur seine Briefe gut zu lesen, um es sich ohne Kosten der Phantasie auszudenken. Kleists Neigung ging zuerst zu Caroline; er durfte sich gegen sie sicherer fühlen, weil jeder von den beiden eine schützende Verpflichtung hatte. Weil es die eine Schwester nicht sein konnte, glitt seine Verehrung zu der anderen, Henriette, die er später als Idealbild des deutschen Mädchens feiert.

Trotz aller Schwermut brachte ihm die Reise sogleich eine wohltuende Erschöpfung, eine Entspannung von eintöniger und zweckloser Anstrengung des Geistes. Sobald Kleist von Berlin südwärts geht, scheinen die Sinne in ihm mächtiger zu werden, und er empfindet seltene Augenblicke der vor dem Überbewußtsein geretteten Dumpfheit, der melancholischen Lust des einfachen Vegetierens. Es ist ihm ungefähr zu Mute, als ob er sanft mit sich umgehen müßte in einer linden Dunkelheit, um nicht durch seine Aufsicht die geheimnisvolle Arbeit der Keime zu stören, die sich, durch leise Ahnung fühlbar, in die vom Schmerz aufgerissenen Furchen der Seele senken. Er vernachlässigt sein Tagebuch, will die zerstörende Selbstbeobachtung einstellen, um die Saat, die sich in der Tiefe geheimnisvoll anbaut, nicht vor der Zeit durch Nachgraben zu schädigen. In dieser passiven Stimmung verkehrt er zum ersten Male rein genießend mit der Kunst. Der junge Gelehrte, der müde an der Abstraktion die Bücher fortgeworfen hat, beneidet die jungen Maler um ihre fröhliche Arbeit, ganz sinnlich zwischen Auge und Hand, und er preist das Kopieren der Natur als ein liebliches Geschäft. So heiter und fromm müßte man leben im Dienste der alten Schönheit. Sie verführt ihn nun auch mit ihren mystischen Reizen als Bild, Ton, Licht im Dienste des

katholischen Kultus, dem er noch in Würzburg ein schroffes protestantisches Bewußtsein entgegengesetzt hatte. In dieser Verfassung ist ihm, wie das Volk sagt, zum katholisch werden. Den Zustand der Schwäche, der ihm ein volleres Austräumen gestattet, genießt er mit der feinen Wollust eines Rekonvaleszenten. Weiß er doch auch bald, daß er sich wieder aufrichten, daß diese Krankheit neue Gesundheit und Stärke bringen wird. Vorläufig spielt seine Phantasie mit allen lockenden Möglichkeiten in dieser streichelnden Landschaft; er erdichtet sich Existenzen. Erst schien es ihm fein, ein Maler zu sein; dann ersehnt er sich das Leben eines Fischers oder Landmanns in diesem schönen Elbtal, ein grünes Häuschen mit freundlichen Fenstern, Arbeit und Behagen mit Weib und Kind, einfache Wünsche, die die begrenzenden Berge nicht überfliegen, und die erhaltenden Sorgen, die den gegenwärtigen Tag nicht überholen.

Indessen, das Ideenmagazin sollte nicht lange ruhen; bald führt Kleist wieder den Kampf des Wortes mit Eindrücken und Anschauungen. Die Briefe an Wilhelmine unterbrechen sich, um ein gelungenes Bild als Beute aufzuweisen. Der erste Blick, wie Kleist schon von der Würzburger Reise schrieb, schweift in die Natur, der zweite flieht in uns selbst zurück. Flaubert rät einmal dem jungen Maupassant, der sich mit zäher Absichtlichkeit zum Schriftsteller vorbereitet, irgend eine Kleinigkeit zu schildern, genau und erschöpfend, aber mit einem Zuge, den noch kein anderer wiedergegeben hat. Solche Anleitung hat Kleist sich selbst gegeben, nur daß es ihm nicht auf suggestiven Impressionismus ankommt. Er rennt nach Vergleichen und hält das Bild nur für gelungen, wenn es sich vollständig durchdenken, wenn die sinnliche Anschauung sich in eine moralische umsetzen läßt. Noch beschattet ihn der Geist der kosmologischen Unterhaltungen mit ihrer pedantischen Lehrhaftigkeit, die ihn zur Abstrak-

tion des Sinnlichen führt, statt zu dem gesünderen Gegenteil. Die Elbe tritt schlank und klar unter die Felsen mit schüchternem Schwanken, wie eine Jungfrau unter die rohen Männer, die der Errötenden den Weg versperren. Das ist immerhin noch Handlung, dramatische Inszenierung. Viel bänglicher berührt es, wenn später die Felsen der Rheinlandschaft mit Vorurteilen verglichen werden, oder wenn sich der Hundsrück dem majestätischen Strom in den Weg wirft wie die Verleumdung der unbescholtenen Tugend. Es gibt andrerseits eine Anschaulichkeit, die durch die Hartnäckigkeit der Ausführung ermüdet, die sinnliche Vorstellung so anspannend, daß sie die Überlegung zur Hülfe rufen muß, um wieder sehen zu können. „Alles liegt in mir verworren, wie die Wergfasern im Spinnrocken, durcheinander, und ich bin vergebens bemüht, mit der Hand des Verstandes den Faden der Wahrheit, den das Rad der Erfahrung hinaus ziehen soll, um die Spule des Gedächtnisses zu ordnen." Diese ermüdende Hypertrophie des Bildes werden wir später nicht selten in den Dichtungen finden als eine Übertreibung scharf prägenden plastischen Vermögens, das wie mit dem Hammer an ausdrücklichster Gestaltung arbeitet.

Die beiden Reisenden, die ursprünglich durch die Schweiz und Südfrankreich nach Paris gehen wollen, wenden in Böhmen um. Die Fahrt geht nun durch Mitteldeutschland gegen Straßburg. In Halberstadt wird der alte Gleim besucht, der seine Güte und Schwatzhaftigkeit behalten hat, Petrefakt und Reliquie einer verschwundenen Periode der geselligen und empfindsamen Literatur. Seine Erinnerung an den Ruhm Ewalds von Kleist mag an Heinrichs Ehrgeiz oder wenigstens an seine dunklen Hoffnungen gerührt haben. Entgegen dem ersten Plane geht es von Straßburg direkt nach Paris. Kleist hat zu der neuen Hauptstadt der

Welt gar kein Verhältnis, aber es ist ihm, als ob ihn dort das Verhängnis erwarte, dort das Rätsel sich lösen müsse. Flieht er doch nur, um sich selbst zu finden, in dunkler Ungewißheit durch einen fahlen Schein verlockt, der vielleicht einen heiteren Morgen, einen neuen Lebensanfang bedeutet. Zweimal während der Reise gerät er in Lebensgefahr, wohltätig aufrüttelnde Momente, nach denen er mit Erstaunen bemerkt, daß man den Tod nicht wünscht, auch ohne am Leben zu hängen. Sollte er doch noch zu etwas aufgespart sein? Mit großer Sorgfalt redigiert Kleist diese Erlebnisse, die er zweifellos in seinem Tagebuch niedergelegt hat. Wenn er die durchgehenden Pferde schildert, denen die Zügel, aufgelöset, über der Brust hängen, so sind wir schon ganz im Stil des künftigen Erzählers, der den Moment, die Bewegung scharfsinnig erhascht, ohne sie aufzuhalten. Das ist noch Genre, Beobachtung, Auge und Hand des Realisten. Aber der Sturm auf dem Rhein gibt ihm Ideen und Worte, die wie auf Flügeln kommen, und seine Rede schwillt melodisch in Rhythmen, die wir noch nicht von ihm gehört haben. „Dieses rätselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht, von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht, wohin, das unser Eigentum ist, wir wissen nicht, ob wir darüber schalten dürfen, eine Habe, die nichts wert ist, wenn sie uns etwas wert ist, ein Ding wie ein Widerspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder verwerfen möchte wie ein unverständliches Buch, sind wir nicht durch ein Naturgesetz gezwungen, es zu lieben?" Diese Worte gehören nicht mehr der Moralphilosophie des Autodidakten, sie sind nicht gedacht, sondern gelebt und von einem Dichter geschrieben, der an dem leuchtenden Spiel der Gedanken im Fluß der Rede seine Künstlerfreude hat. Dieses ganz individuelle Bekenntnis, das über alle Schule und Lehr-

haftigkeit hinausfährt, könnte so wie es ist als Monolog in einem Drama stehn, und diese Töne klingen auch acht Jahre später durch die Todesgedanken des Prinzen von Homburg.

Kleist sieht Paris mit Rousseauschen Augen an, gleichgültig gegen die Geschichte der Stadt und des Landes, unberührt von der großartigen nationalen und militärischen Anspannung, die Europa seit der Revolution in Schach hält. Die Franzosen sind ihm die Affen der Vernunft, an die er sein deutsches Herz nicht verlieren wird, wie er dem alten Gleim versprochen hatte. Das moderne Babel scheint ihm reif zum Untergang als das Zentrum der überreifen Zivilisation, die die Menschen schlecht macht. Die Wissenschaft hat sie der Natur entführt; es ist ihr Wesen, die von ihr selbst gegründete Kultur durch eine die Herzen austorrende Alleinherrschaft wieder zu zerstören. Kleist sieht nicht nur mit Rousseauschen Augen, sondern auch mit denen eines deutschen Kleinstädters, erschreckt von den ungeheuren Proportionen des Lebens, die sich auch auf Verbrechen und Laster erstrecken. Allerdings schreibt er für die Braut und seine Familie in Frankfurt, es sind einseitige Bekenntnisse, aber wenn er einen Postbeamten verachtet und bemitleidet, weil er einem ehrlichen Gesicht nicht mehr trauen darf, so ist er auch aus Frankfurt a. O. Mit seiner ganzen Sprödheit und Verschlossenheit wehrt sich Kleist gegen die Verführungskraft der gewaltigen Stadt, aber er fühlt sie doch in Momenten, und es ist kein Zufall, daß er gerade hier, wo ein brausendes Leben alle angelernten Maßstäbe verschlingt, auf die großen Fragen des Daseins entschieden im Sinne des Künstlers antwortet, als des tiefsten, mildesten und vielseitigsten Seelendeuters. Mit der Philosophie ist er fertig. Der kategorische Imperativ scheint ihm nicht mehr kategorisch in diesem Lande, das er einst höchst naiv durch

Vorträge mit der Kantschen Lehre vertraut machen wollte. Was ist Gut, was ist Böse? Gibt es überhaupt ein absolut Böses? Sind nicht alle Handlungen tausendfältig verknüpft, und rollen nicht die Planeten durch den Himmelsraum in erhabener Gleichgültigkeit gegen alles, was wir Unglück, Sünde, Laster nennen? Das Schicksal spielt mit uns, denen nur die Absichten, aber nicht die Taten gehören. Das ist die Gesinnung der hier aus dem ersten Keim erwachenden Schroffensteiner; diese Stimmung gegen das Schicksal brachte er mit, als seine Pläne sich ins Gegenteil wandten, als zufällige Verkettungen ihn wider Willen nach Paris schleppten, wo er wieder an die Wissenschaft gewiesen wird, der er entflohen ist und der er nicht mehr glaubt.

Nicht auf das Denken kommt es an, sondern auf das Handeln. Arbeit wird sein neues Schlagwort in ihrer demütig ehrenvollen Bedeutung als einfache Pflichterfüllung, Erhaltung der sanften und reinen Triebe im Dienst der sich fortsetzenden Generationen. Ein Feld, ein Haus und ein Kind, das ist der Inbegriff der menschlichen Glückseligkeit. Man soll leben, lieben, bauend und zeugend der Stunde dienen. Ein lang genährter Plan gewinnt jetzt Gestalt, auf den ihn sein Glaube an Rousseau geführt hat. Die Verheißung einer seligen Rückkehr zur schuldlosen Natur muß sich erfüllen, und das Land der Verheißung ist die Heimat des großen Weltbürgers. Kleist schwankt zwischen den entferntesten Extremen. In den Stunden fast seliger Schwäche glaubt er sich wie Goethes Tasso nur geschaffen, um ein Leben im Dunkeln zu verbringen, sich zu vergessen und vergessen zu machen in einer Idylle, an der er mit Inbrunst dichtet. Dann sieht er sich wieder als Bauer und als Dichter, und der Ehrgeiz fordert Haus, Sohn und ein Lied. Sein innerer Trieb zur Tätigkeit hat nun endlich ein Ziel, und es scheint, als ob Kleist

es dem gefährlichen, mörderischen Ehrgeiz noch verstecken möchte. In Paris ist der letzte Ring gesprengt worden; dort hat Kleist, der bis dahin nur studiert, gelernt, empfangen, gehorcht hatte, zum ersten Male gearbeitet, von dem eigensten Besitz gelebt. Wir wissen nicht, wie er die erste Konzeption der Schroffensteiner empfing. Aber nach seinen kargen Andeutungen muß es eine Erweckung gewesen sein, ein plötzlicher innerer Aufruf des Erwählten, von dem der Gott Besitz ergreift. Kleist, der sich so viele Zwecke vorgesetzt, der seine rein empirische Natur mit Theorien mißhandelt hat, bis er mit seinem Volkstum sein Blut, das von Soldaten und Landleuten entdeckte, zeigt am wenigsten Voraussicht des Möglichen und Wirklichen, da ihn seine Bestimmung erreicht. In einsamer Stunde, verloren in der großen Stadt, hat er sich ein Ideal ausgearbeitet, es ist die „Familie Thierrez", die als Urentwurf der „Familie Schroffenstein" vorangeht. Aber er begreift nicht, wie ein Dichter das Kind seiner Liebe dem rohen Haufen der Menschen übergeben kann. „Doch wollte ich dich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine vestalische Priesterin das ihrige, heimlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe." Kleist verachtet das Bücherschreiben als Erwerbszweig und er denkt gewiß ebenso wenig an das wirkliche Theater. Es genügt ihm, die innere Forderung seiner Seele erfüllt zu haben. Die dramatische Form des Gedichtes hat er nicht gewählt, sondern sie hat ihn gewählt, und wir sahen bereits, wie sie sich, seiner szenischen Phantasie, seinem dialektischen Geiste gemäß, heimlich in ihm vorbereitet hat. Die Entdeckung seiner dichterischen Kraft und ihre erste Entladung zersprengt nicht den Plan eines idyllischen Lebens in Luft und Sonne, sondern sie beflügelt seine Wünsche, damit die Lieder, die in ihm schlummern, in einem umfriedeten Be-

zirk auf unschuldigem, heiligem Boden ans Licht treten können.

Man kann es der Braut nicht verargen, daß sie diese Utopie nicht mitträumen will, obgleich Kleist wie immer, wenn der Phantast seine Illusionen peitscht, sich das Ansehen eines trockenen Geschäftsmannes gibt, der nüchtern rechnen und zählen kann. Während sie gegen seine stets unbedenklichen Hoffnungen sehr berechtigte prosaische Einwände erhebt, gibt er der Versuchung nach, der er den Rücken kehren wollte, und er liefert sich dem Ehrgeiz aus, der nun der Gebieter seines Lebens wird. In Paris ringt er mit dem Dämon, lästert ihn noch als halb Besiegter; in der Schweiz gibt er sich endlich dem Ungeheuer gefangen, um sich wollüstig die Brust zerfleischen zu lassen. Die Bahn des Ruhmes, die ihm Sieg oder Untergang verspricht, geht er allein und er stößt die Vergangenheit aus dem Exil der neuen großen Illusion, wie er die Braut schon stillschweigend hinter sich gelassen hat. Da die arme Geduld nicht wortlos vergessen sein will, gibt er ihr ohne große Umstände den Abschied. Es liegt ihm nichts mehr daran, von ihr verstanden zu werden, seitdem er sich selbst begreift. „Ihr Weiber versteht in der Regel ein Wort in der deutschen Sprache nicht, es heißt Ehrgeiz. Es ist nur ein einziger Fall, in welchem ich zurückkehre, wenn ich der Erwartung der Menschen, die ich törichterweise durch eine Menge von prahlerischen Schritten gereizt habe, entsprechen kann ... Das ist entschieden wie die Natur meiner Seele." Mit denselben Gründen, nur auf sanftere Art hat auch Hölderlin seinem guten schwärmerischen Schwabenmädchen aufgesagt. „Sieh! Luise! ich will Dir meine Schwachheit gestehen. Der unüberwindliche Trübsinn in mir — aber lache mich nicht aus — ist wohl nicht ganz doch meist — unbefriedigter Ehrgeiz. Hat dieser einmal, was er will,

dann werd' ich ganz heiter, ganz froh und ganz gesund sein." Der Dramatiker, der in Katastrophen lebt, spricht anders als der ätherische Lyriker; der märkische Junker führt einen schrofferen Ton als der verschüchterte schwäbische Kandidat. Aber sonst ist es dasselbe.

Als Kleist von der Braut abfiel, brach zugleich der vorhergesehene Konflikt mit Ulrike aus. Sie glaubte nicht an die erdichtete Verwandlung in einen Schweizer Bauern; sie liebte das Reisen und Abenteuern bis zu der Grenze, wo ihr praktischer Verstand anfing, und das märkische Fräulein mag in eben nicht sanften Vorstellungen den Bruder an die Pflichten des Blutes gemahnt haben. Nach einer scharfen Trennung der Geschwister ging Kleist mit dem Maler Lohse in die Schweiz, die ihm sein Rousseau als das ideale Vaterland verheißen hatte. Die seltsamen Briefe an den Reisegefährten scheinen uns verständlich, wenn wir ein Verhältnis annehmen, das aus der Freundschaft ins Erotische hinüberspielte. Solche Entladungen krankhaft überreizter Spannung aus einer Atmosphäre, die man nur als schwül empfinden kann, erinnern an die Auseinandersetzungen der beiden französischen Dichter Verlaine und Rimbaud, die mit Pistolenschüssen endeten. Auf diese Möglichkeiten von Kleists Sexualleben, das große Schwankungen erfahren haben muß, werden wir später zurückkommen.

Die wirkliche Schweiz enttäuschte ihn sehr bald; das politisch zerrissene Land ergab sich als reife Beute den Franzosen, und nachdem Kleist die Konjunktur studiert, sich aus landwirtschaftlichen Büchern zu einem gewiß sehr lateinischen Bauern vorbereitet hatte, ergriff er die Ungunst der Verhältnisse als willkommenen Vorwand, um auf die Existenz eines Landmannes zu verzichten. Der Schriftsteller in ihm war schon zu mächtig geworden. Auf der Oelosea-Insel im Thuner See, die er mit neuen Idyllen

aus Wahrheit und Dichtung verklärt, erlebt er selige Wochen einsamen Schaffens. Dort werden die Schroffensteiner beendet, neue Dramenpläne beschäftigen ihn, bis die gewaltige Gestalt des Robert Guiscard alle anderen in den Schatten wirft. Die Schriftstellerei als Beruf und Broderwerb, vor kurzem noch hochmütig abgelehnt, wird nun mit überschwänglichen Hoffnungen gepriesen als der ruhmreiche Weg, auf dem er die Rückkehr zum Vaterlande finden wird. In der Schweiz zum ersten Male pflegt Kleist literarischen Umgang und er renommiert ein wenig mit dem bekannten Zschokke, der in Frankfurt Privatdozent gewesen war, mit den ererbten Namen der Söhne Geßners und Wielands. Der etwas ältere Politiker und Volksschriftsteller, nach seinen eigenen Worten ein gegen die Zeit Goethes und der Romantik zurückgebliebener Hyperboräer, hat Kleists Produktion nie recht würdigen können, aber er fand unmittelbare Sympathie für die Schwärmerei und Traumkraft, für die eigentümliche Grazie eines rätselhaften Wesens aus Schwermut und Anmut. Die beiden anderen, Geßner und Wieland, ein Buchhändler und ein oberflächlicher Literat, waren sein eigentliches Publikum, sie unterwarfen sich der absoluten Selbständigkeit und Originalität des neuen Dichters, den sie als ihre Entdeckung fördern und protegieren konnten. In Bern liest Kleist den drei Freunden sein erstes Drama vor, und da er an die Verkleidungsszene von Ottokar und Agnes kommt, antworten sie mit einer Lachsalve. Kleist lacht mit, auf dieser Seite ist er nicht mehr empfindlich; denn die Schroffensteiner, die er bald nach Geßners und Wielands etwas eigenmächtiger und vorschneller Veröffentlichung eine elende Scharteke nennt, gelten ihm nur noch als dramatisches Exerzitium vor dem Robert Guiscard.

Und doch ist dieses Erstlingsdrama bei allen Starrheiten

und Mängeln, bei aller Abhängigkeit von der Vorlage Romeo und Julia, schon ein echt Kleistsches Kind. Die Sprache überhastet und verwirrt sich, der Vers stürzt und stolpert vor atemloser Erregung, aber er strotzt auch schon von wilder Kraft. Nicht zum Glätten und Kämmen der Gedanken ist er da, sondern um die sinnliche Vorstellung auf den schärfsten plastischen Ausdruck zu bringen, auch wenn er sich bei der Anstrengung einen Fuß verrenken sollte. Die Freunde durften über die Auswüchse des blutigen Trauerspiels lachen, in dem der einer Kindesleiche fehlende Finger die Handlung dirigiert, in dem nach Görres' sonst bewundernder Kritik die Streitenden über ausgestreute Haare stolpern, aber es ist doch kein intrigantes Schicksalsdrama, sondern wie Kleist von sich selbst sagt, das Gemüt ist das Schicksal, und er legt hier, wo das Mißtrauen alle Katastrophen zwischen zwei verwandten Geschlechtern heraufbeschwört, ein Bekenntnis ab von der eigenen schwarzen Sucht. Wenn auch gewisse Konfessionen noch mehr aus dem Dichter selbst als aus seinen Geschöpfen zu kommen scheinen, so haben sie sich doch fast alle von seinem Blute so voll gesogen, daß sie ihm nicht als Schatten des Gedankens, sondern strotzend von der spezifischen Energie ihres Wesens entgegen treten. Dämon Kleist ist in ihnen, nicht nur der Mißtrauische, der sich immer zu weit reißen läßt, der sich nach einer heftigen Tat kaum noch auf ihren Grund besinnen kann, sondern auch der grenzenlos Gläubige, Hingebende, der die verwandte Seele sucht. Aus den wundervoll plastischen Liebesszenen spricht der uns vertraute Liebhaber, der dem Weibe ein Gott sein will, der es quälend prüft und erst das ihm ganz eigen gewordene Geschöpf zu sich erhebt. Auch die typische Form seiner Dramen ist hier schon vorgeschrieben, die eines Prozesses, der alle Instanzen durchläuft, wenn hier auch noch tückische Zufälle herrschen und nicht alle

Persönlichkeiten nach den eigenen individuellen Bedingungen ihr Recht erhalten.

Die „Familie Schroffenstein" ist in der Seßnerschen Buchhandlung anonym erschienen. Kleist hat sich nie zu ihr bekannt, obgleich das Buch bei mehreren aufmerksamen Kritikern Anerkennung fand, von denen einer, durch seinen neuen seltsamen Ton ergriffen, die „Erscheinung eines neuen Dichters" entschieden ankündigte. Nach der ersten literarischen Anstrengung, nach dem erbitterten Kampf von Kleists wild anstürmenden Ehrgeiz um Robert Guiscard, den Helden des Ehrgeizes, war Kleist in eine schwere Krankheit verfallen. In Bern glaubte er sterben zu müssen. Als sein Hülferuf an die Familie ging, eilte Ulrike entschlossen und hilfsbereit wie immer zu ihm; sie überwachte die Rekonvaleszenz, sie wurde wieder die Vertraute seiner neu belebten Hoffnungen. Den Genesenen, lenksam, anschmiegend und liebenswürdig in solchen Epochen verebbender Krisis, geleitete sie bis nach Weimar. Ludwig Wieland war wegen einer lächerlichen Geringfügigkeit aus dem Kanton Bern verwiesen worden. Kleist folgte ihm, durch eine enthusiastische Empfehlung bei dem Vater eingeführt, den er als seinen ersten Erzieher zur Erkenntnis und sittlichen Vollkommenheit verehrte.

An Wilhelmine v. Zenge

Leipzig, d. 21t Mai, 1801

Liebe Wilhelmine, ich bin bei meiner Ankunft in dieser Stadt in einer recht großen Hoffnung getäuscht worden. Ich hatte nämlich Dir, und außer Dir noch Leopold, Rühle, Gleißenberg, etc. etc. theils schriftlich, theils mündlich gesagt, daß sie ihre Briefe an mich nach Leipzig addressiren mögten, weil ich die Messe hier besuchen würde. Da ich mich

aber in Dreßden so lange aufhielt, daß die Messe während dieser Zeit vorüberging, so würde ich nun diesen Umweg über Leipzig nicht gemacht haben, wenn ich nicht gehofft hätte, hier eine ganze Menge von Briefen vorzufinden, besonders da ich in Dreßden keinen einzigen, außer vor 4 Wochen den Deinigen empfieng. Nun aber denke Dir mein Erstaunen als ich auf der hiesigen Post auch nicht einen einzigen Brief fand, auch für Ulriken nicht, so daß es fast scheint, als wären wir aus dem Gedächtniß unsrer Freunde und Verwandten ganz ausgelöscht — — Liebe Wilhelmine, bin ich es auch aus dem Deinigen? Zürnst Du auf mich, weil ich von Dreßden aus nur einmal, und nur so wenige Zeilen an Dich schrieb? Willst Du Dich darum mit Gleichem an mir rächen? Ach, laß diese Rache fahren — Wenn Du Dir einbildest, daß Du mir nicht mehr lieb und werth bist, so irrst Du Dich, und wenn Du die Kürze meines einzigen Briefes für ein Zeichen davon hältst, so verstehst Du Dich ganz falsch auf meine Seele — Sonst, ja sonst war es meine Freude, mir selbst oder Dir mein Herz zu öffnen, und meine Gedanken und Gefühle dem Papier anzuvertrauen; aber das ist nicht mehr so — Ich habe selbst mein eignes Tagebuch vernachläßigt, weil mich vor allem Schreiben ekelt. Sonst waren die Augenblicke, wo ich mich meiner selbst bewußt ward, meine schönsten — jetzt muß ich sie vermeiden, weil ich mich und meine Lage fast nicht ohne Schaudern denken kann — Doch nichts in diesem Tone. Auch dieses war ein Grund, warum ich Dir so selten schrieb, weil ich voraussah, daß ich Dir doch nichts von mir schreiben könnte, was Dir Freude machen würde. In den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Dreßden hatte ich einen Brief an Dich bis zur Hälfte vollendet, als ich einsah, daß es besser war, ihn ganz zurückzuhalten, weil er Dir doch nichts, als Kummer gewährt haben würde.

Ach, warum kann ich dem Wesen, das ich glücklich machen sollte, nichts gewähren, als Thränen? Warum bin ich, wie Tankred, verdammt, das, was ich liebe, mit jeder Handlung zu verletzen? — Doch davon laß mich ein für allemal schweigen. Das Bewußtsein Dich durch meine Briefe, statt zu erfreuen, zu betrüben, macht sie mir selbst so verhaßt, daß ich bei diesen letzten Zeilen schon halb und halb willends war, auch dieses Schreiben zu zerreißen — Doch Eines muß vollendet werden — und ich will Dir darum nur kürzlich die Geschichte meines Aufenthaltes in Dreßden mittheilen, die Dich nicht betrüben wird, wenn ich Dir bloß erzähle, was ich sah und hörte, nicht was ich dachte und empfand.

Ich zweifle, daß ich auf meiner ganzen bevorstehenden Reise, selbst Paris nicht ausgenommen, eine Stadt finden werde, in welcher die Zerstreuung so leicht und angenehm ist, als Dreßden. Nichts war so fähig mich so ganz ohne alle Erinnerung wegzuführen von dem traurigen Felde der Wissenschaft, als diese in dieser Stadt gehäuften Werke der Kunst. Die Bildergallerie, die Gipsabgüsse, das Antikencabinet, die Kupferstichsammlung, die Kirchen-Musik in der katholischen Kirche, das Alles waren Gegenstände bei deren Genuß man den Verstand nicht braucht, die nur allein auf Sinn und Herz wirken. Mir war so wohl bei diesem ersten Eintritt in diese für mich ganz neue Welt voll Schönheit. Täglich habe ich die griechischen Ideale und die italiänischen Meisterstücke besucht, und jedesmal, wenn ich in die Gallerie trat, stundenlang vor dem einzigen Raphael dieser Sammlung, vor jener Mutter Gottes, gestanden, mit dem hohen Ernste, mit der stillen Größe, ach Wilhelmine, und mit Umrissen, die mich zugleich an zwei geliebte Wesen erinnerten — Wie oft, wenn ich auf meinen Spaziergängen junge Künstler sitzen fand, mit dem Bret

auf dem Schoß, den Stift in der Hand, beschäftigt die schöne Natur zu copieren, o wie oft habe ich diese glücklichen Menschen beneidet, welche kein Zweifel um das Wahre, das sich nirgends findet, bekümmert, die nur in dem Schönen leben, das sich doch zuweilen, wenn auch nur als Ideal, ihnen zeigt. Den Einen fragte ich einst, ob man, wenn man sonst nicht ohne Talent sei, sich wohl im 24t Jahre noch mit Erfolg der Kunst widmen könnte? Er antwortete mir, daß Wouvermann, einer der größten Landschaftsmaler, erst im 40t ein Künstler geworden sei. — Nirgends fand ich mich aber tiefer in meinem Innersten gerührt, als in der katholischen Kirche, wo die größte, erhebenste Musik noch zu den andern Künsten tritt, das Herz gewaltsam zu bewegen. Ach, Wilhelmine, unser Gottesdienst ist keiner. Er spricht nur zu dem kalten Verstande, aber zu allen Sinnen ein katholisches Fest. Mitten vor dem Altar, an seinen untersten Stufen, kniete jedesmal, ganz isolirt von den Andern, ein gemeiner Mensch, das Haupt auf die höheren Stufen gebückt, betend mit Innbrunst. Ihn quälte kein Zweifel, er glaubt — Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht mich neben ihn niederzuwerfen, und zu weinen — Ach, nur einen Tropfen Vergessenheit, und mit Wollust würde ich katholisch werden —. Doch davon wollte ich ja eben schweigen. — Dreßden hat eine große, feierliche Lage, in der Mitte der umkränzenden Elbhöhen, die in einiger Entfernung, als ob sie aus Ehrfurcht nicht näher zu treten wagten, es umlagern. Der Strom verläßt plötzlich sein rechtes Ufer, und wendet sich schnell nach Dreßden, seinen Liebling zu küssen. Von der Höhe des Zwingers kann man seinen Lauf fast bis nach Meißen verfolgen. Er wendet sich bald zu dem rechten bald zu dem linken Ufer, als würde die Wahl ihm schwer, und wankt, wie vor Entzücken, und schlängelt sich spielend in tausend Umwegen

durch das freundliche Thal, als wollte er nicht in das Meer — Wir haben von Dreßden aus Morizburg, Pillnitz, Tharandt, das Du schon kennst, und Freiberg besucht. In Freiberg sind wir beide in das Bergwerk gestiegen. Ich mußte es, damit ich, wenn man mich fragt: sind Sie dort gewesen? doch antworten kann: ja. Ein weiteres Interesse hatte ich jetzt nicht dabei, so sehr mich die Kenntniß, die man sich hier erwerben kann, auch sonst interessirt hätte. Denn wenn das Herz ein Bedürfniß hat, so ist es kalt gegen Alles, was es nicht befriedigt, und nur mit halbem Ohre habe ich gehört, wie tief der Schacht ist, wohin der Gang streicht, wieviel Ausbeute er giebt, usw. — Ich hatte ein Paar Adressen nach Dreßden mit, von denen ich aber nur Eine gebrauchte und die Andern verbrannt habe. Denn für ein Herz, das sich gern jedem Eindruck hingiebt, ist nichts gefährlicher, als Bekanntschaften, weil sie durch neue Verhältnisse das Leben immer noch verwickelter machen, das schon verwickelt genug ist. Doch diese Verstandesregel war es eigentlich nicht, die mich davon abhielt. Ich fand aber in Dreßden ein Paar so liebe Leute, daß ich über sie alle Andern vergaß. Denn ob ich gleich Menschen, die ich kennen lerne, leicht lieb gewinne und dann gern unter ihnen bin, so habe ich doch kein Bedürfniß, viele kennen zu lernen. Diese lieben Leute waren zuerst der Hauptmann v. Zanthier, Souverneur bei dem jungen Grafen v. Stollberg und Prinzen v. Pleß, ein Mann, dem das Herz an einer guten Stelle sitzt. Er machte uns zuerst mit Dreßden bekannt und hat viel zu unserm Vergnügen beigetragen. Außer ihm fanden wir noch in Dreßden ein Paar Verwandte, den Lieut. v. Einsiedel und seine Frau, welche uns auch mit dem weiblichen Theil von Dreßden bekannt machten. Unter diesen waren besonders zwei Fräulein v. Schlieben, arm und freundlich und gut, die Eigenschaften die zusammen-

genommen mit zu dem Rührendsten gehören, das ich kenne. Wir sind gern in ihrer Gesellschaft gewesen, und zuletzt waren die Mädchen auch so gern in der unsrigen, daß die Eine am Abend bei unserem Abschied aus vollem Herzen weinte. — Von Dreßden aus machten wir auch noch eine große Streiferei nach Töplitz, 8 Meilen, eine herrliche Gegend, besonders von dem nahegelegenen Schloßberge aus, wo das ganze Land aussieht, wie ein bewegtes Meer von Erde, die Berge, wie colossalische Pyramiden, in den schönsten Linien geformt, als hätten die Engel im Sande gespielt — Von Töplitz fuhren wir tiefer in Böhmen nach Lowositz, das am südlichen Fuße des Erzgebirges liegt, da, wo die Elbe hineintrit. Wie eine Jungfrau unter Männern erscheint, so trit sie schlank und klar unter die Felsen — Leise mit schüchternem Wanken naht sie sich — das rohe Geschlecht drängt sich, den Weg ihr versperrend, um sie herum, der Glänzend-Reinen ins Antlitz zu schauen — sie aber ohne zu harren, windet sich, flüchtig, erröthend, hindurch — In Aussig ließen wir den Wagen zu Lande fahren, und fuhren noch 10 Meilen auf der Elbe nach Dreßden. Ach, Wilhelmine, es war einer von jenen lauen, süßen, halb dämmernden Tagen, die jede Sehnsucht, und alle Wünsche des Herzens ins Leben rufen — Es war so still auf der Fläche des Wassers, so ernst zwischen den hohen, dunkeln Felsenufern, die der Strom durchschnitt. Einzelne Häuser waren hie und da an den Felsen gelehnt, wo ein Fischer oder ein Weinbauer sich angesiedelt hatte. Mir schien ihr Loos unbeschreiblich rührend und reizend — das kleine einsame Hüttchen unter dem schützenden Felsen, der Strom, der Kühlung und Nahrung zugleich herbeiführt, Freuden, die keine Idylle mahlen kann, Wünsche, die nicht über die Sipfel der umschließenden Berge fliegen — ach, liebe Wilhelmine, ist Dir das nicht auch alles so rührend

und reizend wie mir? Könntest Du bei diesem Glück nicht auch Alles aufgeben, was jenseits der Berge liegt? Ich könnte es — ach, ich sehne mich unaussprechlich nach Ruhe. Für die Zukunft leben zu wollen — ach, es ist ein Knabentraum, und nur wer für den Augenblick lebt, lebt für die Zukunft. Ja wer erfüllt eigentlich getreuer seine Bestimmung nach dem Willen der Natur, als der Hausvater, der Landmann? — Ich malte mir ein ganzes künftiges Schicksal aus — ach, Wilhelmine, mit Freuden wollte ich um dieses Glück allen Ruhm und allen Ehrgeiz aufgeben — Zwei Fischer ruderten gegen den Strom, und triefsten von Schweiß. Ich nahm unserm Schiffer das Ruder und fieng (an) aus Leibeskräften zu arbeiten. Ja, fiel mir ein, das ist ein Scherz, wie aber wenn es Ernst wäre —? Auch das, antwortete ich mir, und beschloß eine ganze Meile lang unaufhörlich zu arbeiten. Es gelang mir doch nicht ohne Anstrengung und Mühe — aber es gelang mir. Ich wischte mir den Schweiß ab, und setzte mich neben Ulriken, und faßte ihre Hand — sie war kalt — ich dachte an den Lohn, an Dich — —

Adieu, adieu. Schreibe mir nach Söttingen, aber gleich, und Dein ganzes Schicksal während der verflossnen Zeit, Deine Verhältnisse, auch etwas von meiner Familie. Wenn es mir so leicht wird, wie heute, so schreibe ich bald wieder. Dein treuer Freund Heinrich.

An Wilhelmine v. Zenge

Söttingen, d. 3t Juni, 1801

Mein liebes Minchen, ich habe Deinen Brief, der mir aus mehr als einer Rücksicht herzlich wohl that, gestern hier erhalten und eile ihn zu beantworten. — Du bist nicht zufrieden, daß ich Dir das Äußere meiner Lage beschreibe,

ich soll Dir auch etwas aus meinem Innern mittheilen? Ach, liebe Wilhelmine, leicht ist das, wenn Alles in der Seele klar und hell ist, wenn man nur in sich selbst zu blicken braucht, um deutlich darin zu lesen. Aber wo Gedanken mit Gedanken, Gefühle mit Gefühlen kämpfen, da ist es schwer zu nennen, was in der Seele herrscht, weil noch der Sieg unentschieden ist. Alles liegt in mir verworren, wie die Werchfasern im Spinnrocken, durcheinander, und ich bin vergebens bemüht mit der Hand des Verstandes den Faden der Wahrheit, den das Rad der Erfahrung hinaus ziehen soll, um die Spule des Gedächtnisses zu ordnen. Ja selbst meine Wünsche wechseln, und bald tritt der eine, bald der andere ins Dunkle, wie die Gegenstände einer Landschaft, wenn die Wolken drüber hinziehn. — Was Du mir zum Troste sagst, ist wirklich das Tröstlichste, das ich kenne. Ich selbst fange an, zu glauben, daß der Mensch zu etwas mehr da ist, als bloß zu denken — Arbeit, fühle ich, wird das Einzige sein, was mich ruhiger machen kann. Alles was mich beunruhigt ist die Unmöglichkeit, mir ein Ziel des Bestrebens zu setzen, und die Besorgniß, wenn ich zu schnell ein falsches ergriffe, die Bestimmung zu verfehlen und so ein ganzes Leben zu verpfuschen — Aber sei ruhig, ich werde das rechte schon finden. Falsch ist jedes Ziel, das nicht die reine Natur dem Menschen steckt. Ich habe fast eine Ahndung von dem rechten — wirst Du, Wilhelmine, mir dahin folgen, wenn Du Dich überzeugen kannst, daß es das rechte ist —? Doch laß mich lieber schweigen von dem, was selbst in mir noch ganz undeutlich ist. Die Geschichte Deines Lebens während der Abwesenheit Deiner Eltern, und besonders die Art von Freude, welche Du da genossen hast, hat mich ganz unbeschreiblich gerührt — Diese Freude, Wilhelmine, ist Dir gewiß; aber wirst Du Dich mit dieser einzigen

begnügen können —? Kann es ein Mädchen von Deinem Stande, so bist Du es, und dieser Gedanke stärkt mich ganz unbeschreiblich. — Sei zufrieden mit diesen wenigen Zügen aus meinem Innern. Es ist darin so wenig bestimmt, daß ich mich fürchten muß etwas aufzuschreiben, weil es dadurch in gewisser Art bestimmt wird. Errathe daraus was Du willst — gewiß ist es, daß ich kein andres Erdenglück wünsche, als durch Dich. Fahre fort, liebes Mädchen, Dich immer fähiger zu machen, zu beglücken. Rousseau ist mir der liebste, durch den ich Dich bilden lassen mag, da ich es selbst nicht mehr unmittelbar, wie sonst, kann. Ach, Wilhelmine, Du hast mich an frohe Zeiten erinnert, und Alles ist mir dabei eingefallen, auch das, woran Du mich nicht erinnert hast. Glaubst Du wohl, daß ein Tag vergeht, ohne daß ich an Dich dächte —? Dein Bild darf ich so oft nicht betrachten als ich wohl mögte, weil mir jeder unbescheidner Zeuge zuwider ist. Mehr als einmal habe ich gewünscht, meinem ersten Entschluß, allein zu reisen, treu geblieben zu sein — Ich ehre Ulrike ganz unbeschreiblich, sie trägt in ihrer Seele Alles, was achtungswürdig und bewundrungswerth ist, vieles mag sie besitzen, vieles geben können, aber es läßt sich, wie Goethe sagt, nicht an ihrem Busen ruhen — Doch dies bleibt, wie Alles, unter uns — Von unsrer Reise kann ich Dir auch Manches wieder erzählen. Wir reisen, wie Du vielleicht noch nicht weißt, mit eignen Pferden, die wir in Dreßden gekauft haben. Johann leistet uns dabei treffliche Dienste, wir sind sehr mit ihm zufrieden, und denken oft mit Dankbarkeit an Carln, der ihn uns freiwillig abtrat. — Carl ist wohl jetzt in Frankfurt? Oder ist er in Magdeburg? Wenn Du ihn siehst oder schreibst, so sage ihm doch auch ein Wörtchen von mir. Ich hatte versprochen, ihm auch zuweilen zu schreiben, aber das Schreiben wird mir jetzt

so schwer, daß ich oft selbst die nothwendigsten Briefe vernachläßige. Gestern endlich habe ich zum erstenmale an meine Familie nach Pommern geschrieben — sollte man wohl glauben, daß ein Mensch, der in seiner Familie Alles fand, was ein Herz binden kann, Liebe, Vertrauen, Schonung, Unterstützung mit Rath und That, sein Vaterland verlassen kann, ohne selbst einmal schriftlich Abschied zu nehmen von seinen Verwandten? — Und doch sind sie mir die liebsten und theuersten Menschen auf der Welt! So wiedersprechen sich in mir Handlung und Gefühl — Ach, es ist ekelhaft, zu leben — Schreibe also Carln, er solle nicht zürnen, wenn Briefe von mir ausblieben, großmüthig sein, und zuweilen etwas von sich hören lassen, Neuigkeiten schreiben und dergleichen. Bitte ihn doch auch, er mögte sich einmal bei Rühle erkundigen, ob dieser denn gar keine Briefe von mir erhalten hat, auch nicht die große Schrift, die ich ihm von Berlin aus schickte? Er mögte ihn doch antreiben, einmal an mich zu schreiben, da mir sehr viel daran gelegen wäre, wenigstens zu wissen, ob die Schrift nicht verloren gegangen ist. — Ich will Dich doch von Leipzig nach Göttingen führen, aber ein wenig schneller, als wir reiseten. Denn wir wandern, wie die alten Ritter, von Burg zu Burg, halten uns auf und wechseln gern ein freundliches Wort mit den Leuten. Wir suchen uns in jeder Stadt immer die Würdigsten auf, in Leipzig Plattner, Hindenburg, in Halle Klügel, in Göttingen Blumenbach, Wrisberg etc. etc. Aber Du kennst wohl diese Namen nicht? Es sind die Lehrer der Menschheit. — In Leipzig fand endlich Ulrike Gelegenheit zu einem Abendtheuer, und hörte verkleidet einer öffentlichen Vorlesung Plattners zu. Das geschah aber mit Vorwissen des Hofraths, indem er selbst wünschte, daß sie, Störung zu vermeiden, lieber in Mannskleidern kom-

men mögte, als in Weiberröcken. Alles lief glücklich ab, der Hofrath und ich, wir waren die einzigen im Saale, die um das Geheimnis wußten. — In Halberstadt besuchten wir Gleim, den bekannten Dichter, einen der rührendsten und interessantesten Greise, die ich kenne. An ihn waren wir zwar durch nichts addressirt, als durch unsern Namen; aber es giebt keine bessere Addresse als diesen. Er war nämlich einst ein vertrauter Freund Ewald Kleists, der bei Frankfurt fiel. Kurz vor seinem Tode hatte dieser ihm noch einen Neffen Kleist empfohlen, für den jedoch Gleim niemals hatte etwas thun können, weil er ihn niemals sah. Nun glaubte er, als ich mich melden ließ, ich sei es, und die Freude mit der er uns entgegen kam war unbeschreiblich. Doch ließ er es uns nicht empfinden, als er sich getäuscht, denn Alles, was Kleist heißt, ist ihm theuer. Er führte uns in sein Cabinet, geschmückt mit Gemälden seiner Freunde. Da ist keiner, sagte er, der nicht ein schönes Werk schrieb, oder eine große That begieng. Kleist that beides und Kleist steht oben an — Wehmüthig nannte er uns die Namen der vorangegangenen Freunde, trauernd, daß er noch zurück sei. Aber er ist 83 Jahre und so die Reihe wohl auch bald an ihm — Er besitzt einige hundert Briefe von Kleist, auch sein erstes Gedicht. Gleim war es eigentlich, der ihm zuerst die Aussicht nach dem Parnaß zeigte, und die Veranlassung ist seltsam und merkwürdig genug. Kleist war nämlich in einem Duell blessirt, und lag krank im Bette zu Potsdam. Gleim war damals Regiments Quartirmeister und besuchte den Kranken, ohne ihn weiter genau zu kennen. Ach, sagte Kleist, ich habe die größte Langeweile, denn ich kann nicht lesen. Wissen Sie was, antwortete Gleim, ich will zuweilen herkommen und Ihnen etwas vorlesen. Damals eben hatte Gleim scherzhafte Gedichte gemacht, im Geschmack Ana-

kreons, und las ihm unter andern eine Ode an den Tod vor, die ohngefähr so lautet: Tod, warum entführst Du mir mein Mädchen? Kannst Du Dich auch verlieben? — — Und so geht es fort. Am Ende heißt es: Was willst Du mit ihr machen? Kannst Du doch mit Zähnen ohne Lippen, wohl die Mädchen beißen, doch nicht küssen — Über diese Vorstellung, wie der Tod mit seinen nackten, eckigen Zähnen vergebens sich in die weichen Rosenlippen drückt, einen Kuß zu versuchen, geräth Kleist so ins Lachen, daß ihm bei der Erschütterung, das Band von der Wunde an der Hand abspringt. Man ruft einen Feldscheer. Es ist ein Glück, sagt dieser, daß Sie mich rufen lassen, denn unbemerkt ist der kalte Brand im Entstehen und morgen wäre es zu spät gewesen. — Aus Dankbarkeit widmete Kleist der Dichtkunst das Leben, das sie ihm gerettet hatte. — In Wernigerode lernten wir eine sehr liebenswürdige Familie kennen, die stollbergsche. — In Goßlar fuhren wir in den Rammelsberg, wo in großen Höhlen die Erze mit angezündeten Holzstößen abgebrannt werden, und Alles vor Hitze nackend arbeitet. Man glaubt in der Hölle, oder doch wenigstens in der Werkstatt der Cyklopen zu sein. — Von Ilsenburg aus bestiegen wir am Nachmittage des 31t den Brocken, den Du schon aus meiner früheren Reisebeschreibung kennst. Ich habe auch Quedlinburg lange wieder, aber nur von Weitem, angesehen — In Ilsenburg habe ich den Teich gesehen, auf welchem die Knobelsdorf als Kind herumgefahren ist. Schreibe doch Carl, der alte Otto ließe die Knobelsdorf grüßen. — Und nun lebe wohl. Heute sind wir hier auf einem Balle, wo die Füße springen werden, indessen das Herz weint. Dann geht der Körper immer weiter und weiter von Dir, indessen die Seele immer zu Dir zurück strebt. Bald an diesen, bald an jenen Ort treibt mich das wilde Geschick, indessen ich kein innigeres

Bedürfniß habe, als Ruhe — Können so viele Widersprüche in meinem engen Herzen wohnen? —? Lebe wohl. Hier hast Du meine Reiseroute. Morgen geht es nach Frankfurt, Mainz, Mannheim; dahin schreibe mir, und theile diese Adresse Carln mit. Wir werden dann unsre Tour über die Schweiz und Südfrankreich nehmen — Südfrankreich! Du kennst doch noch das Land? Und das alte Project —? In Paris werde ich schon das Studium der Naturwissenschaft fortsetzen müssen und so werde ich wohl am Ende noch wieder in das alte Gleis kommen, vielleicht auch nicht, wer kann es wissen — Ich bin an lauter Pariser Gelehrte addressirt, und die lassen Einen nicht fort, ohne daß man etwas von ihnen lernt. Lebe wohl, grüße die goldne Schwester, Carln, und Alle die es gern hören, daß ich mich ihrer erinnere. Heinrich Kleist.

An Karoline v. Schlieben

Paris, d. 18t Juli, 1801

Liebe Freundinn. Entsinnen Sie sich wohl noch eines armen kleinen Menschen, der vor einigen Monaten an einem etwas stürmischen Tage, als die See ein wenig hoch gieng, mit dem Schiffchen seines Lebens in Dreßden einlief, und Anker warf in diesem lieben Örtchen, weil der Boden ihm so wohl gefiel, und die Lüfte da so warm wehten, und die Menschen so freundlich waren? Entsinnen Sie sich des Jünglings wohl noch, der zuweilen an kühlen Abenden unter den dunkeln Linden des Schloßgartens, frohe Worte wechselnd, an Ihrer Seite gieng, oder schweigend neben Ihnen stand auf der hohen Elbbrücke, wenn die Sonne hinter den blauen Bergen unterging? Entsinnen Sie sich dessen wohl noch, der Sie zuweilen durch den Olymp der Griechen voll Göttern und Heroen führte,

und oft mit Ihnen vor der Mutter Gottes ſtand, vor jener hohen Geſtalt, mit der ſtillen Größe, mit dem hohen Ernſte, mit der Engelreinheit? Der Ihnen einſt, am Abhange der Terraſſe an jenem ſchönen Morgen die Halme hielt, aus welchen Sie den Glücks-kranz flochten, der Ihre Wünſche erfüllen ſoll? Dem Sie ein wenig von Ihrem Wohlwollen ſchenkten und Ihr Andenken für immer verſprachen? Blättern Sie in Ihrem Stammbuch nach — und wenn Sie ein Wort finden, das warm iſt, wie ein Herz, und einen Namen, der hold klingt, wie ein Dichternamen, ſo können Sie nicht fehlen; denn kurz, es iſt Heinrich Kleiſt.

Ja, liebe Freundinn, aus einem fernen fremden Lande fliegt der Geiſt eines Freundes zu Ihnen zurück, und verſetzt ſich in das holde, freundliche Thal von Dreßden, das mehr ſeine Heimath iſt, als das ſtolze, ungezügelte, ungeheure Paris. Da fand er Wohlwollen bei guten Menſchen, und es iſt nichts, was ihn inniger rühren, nichts was ihn tiefer bewegen kann, als dieſes. O mögte das Gefühl, es mir geſchenkt zu haben, Sie nur halb ſo glücklich machen, als mich, es von Ihnen empfangen zu haben. Von Ihnen — denn ach, es bricht durch die kalte Kruſte der Convenienz, die von Jugend auf unſre Herzen überzieht, ſo ſelten, beſonders bei den Weibern ſo ſelten, ein warmes Gefühl hervor — Sie dürfen nur immer ſo viel fühlen, als der Hof erlaubt, und keinen Menſchen mehr lieben, als die franzöſiſchen Souvernanten vorſchreiben. Und doch — den Mann erkennt man an ſeinem Verſtande; aber wenn man das Weib nicht an ihrem Herzen erkennt, woran erkennt man es ſonſt? Ja, es gibt eine gewiße himmliſche Güte, womit die Natur das Weib bezeichnet hat, und die ihm allein eigen iſt, Alles, was ſich ihr mit einem Herzen nähert, an ſich zu ſchließen mit Innigkeit und

Liebe: so wie die Sonne, die wir darum auch Königinn, nicht König nennen, alle Weltkörper, die in ihrem Wirkungsraum schweben, an sich zieht mit sanften unsichtbaren Banden, und in frohen Kreisen um sich führt, Licht und Wärme und Leben ihnen gebend, bis sie am Ende ihrer spiralförmigen Bahn an ihrem glühenden Busen liegen —

Das ist die Einrichtung der Natur, und nur ein Thor oder ein Bösewicht kann es wagen, daran etwas verändern zu wollen. Die Tugend hat ihren eignen Wohlstand, und wo die Sittlichkeit im Herzen herrscht, da bedarf man ihres Zeichens nicht mehr. Wozu wollte man das Gold vergolden? Lassen Sie sich also nicht irren, was auch der Herold der Etikette dagegen einwendet. Das ist die Weisheit des Staubes; was Ihnen Ihr Herz sagt, ist Goldklang, und der spricht es selbst aus, daß er ächt sei. Alle diese Vorschriften für Mienen und Gebährden und Worte und Handlungen, sie sind nicht für den, dem ein Gott in seinem Innern heimlich anvertraut, was recht ist. Sie sind nur Zeichen der Sittlichkeit, die oft nicht vorhanden ist, und mancher hüllt sein Herz nur darum in diesen Klösterlichen Schleier, die Blößen zu verstecken, die es sonst verrathen würden. Ihr Herz aber, liebe Freundinn, hat keine — warum wollten Sie es nicht zeigen? Ach, es ist so menschlich zu fühlen und zu lieben — O folgen Sie immer diesem schönsten der Triebe; aber lieben Sie dann auch mit edlerer Liebe, Alles was edel und gut ist und schön.

Ob Sie dabei glücklich sein werden — Ach, liebe Freundinn, wer ist glücklich? —? Der kalte Mensch, dem nie ein Gefühl die Brust erwärmte, der nie empfand, wie süß eine Thräne, wie süß ein Händedruck ist, der stumpf bei dem Schmerze, stumpf bei der Freude ist, er ist nicht glücklich; aber das warme, weiche Herz, das unaufhörlich sich sehnt, immer wünscht und hofft, und niemals genießen

kann, das etwas ahndet, was es nirgends findet, das von jedem Eindrucke bewegt wird, jedem Gefühle sich hingiebt, mit seiner Liebe alle Wesen umfaßt, an Alles sich knüpft, wo es mit Wohlwollen empfangen wird, sei es die Brust eines Freundes, die ihm Trost, oder der Schatten eines Baumes, der ihm Kühlung gab — — ist es glücklich —?

Ich habe auf meiner Reise so viele guten lieben Menschen gefunden, in Leipzig einen Mann (Hindenburg) der mir wie ein Vater so ehrwürdig war, in Halberstadt Gleim, der ein Freund von allen ist, die Kleist heißen, in Wernigerode eine treffliche Familie (die stollbergsche) in Rödelheim bei Frankfurt am Main einen Menschen, den ich fast den beßten nennen mögte, in Straßburg eine Frau, die ein fast so weiches fühlbares Herz hat, wie Henriette, — — Aber zu schnell wechseln die Erscheinungen im Leben und zu eng ist das Herz, sie alle zu umfassen, und immer die vergangnen schwinden, Platz zu machen den neuen — Zuletzt ekelt dem Herzen vor den neuen, und matt giebt es sich Eindrücken hin, deren Vergänglichkeit es vorempfindet — Ach, es muß öde und leer und traurig sein, später zu sterben, als das Herz —

Aber noch lebt es — Zwar hier in Paris ist es so gut, als todt. Wenn ich das Fenster öffne, so sehe ich nichts, als die blasse, matte, fade Stadt, mit ihren hohen, grauen Schieferdächern und ihren ungestalteten Schornsteinen, ein wenig von den Spitzen der Thuillerieen, und lauter Menschen, die man vergißt, wenn sie um die Ecke sind. Noch kenne ich wenige von ihnen, ich liebe noch keinen, und weiß nicht, ob ich einen lieben werde. Denn in den Hauptstädten sind die Menschen zu gewitzigt, um offen, zu zierlich, um wahr zu sein. Schauspieler sind sie, die einander wechselseitig betrügen, und dabei thun, als ob sie es nicht merkten. Man geht kalt an einander vorüber; man windet

sich in den Straßen durch einen Haufen von Menschen, denen nichts gleichgültiger ist, als ihres Gleichen; ehe man eine Erscheinung gefaßt hat, ist sie von zehn andern verdrängt; dabei knüpft man sich an keinen, keiner knüpft sich an uns; man grüßt einander höflich, aber das Herz ist hier so unbrauchbar, wie eine Lunge unter der luftleeren Campane, und wenn ihm einmal ein Gefühl entschlüpft, so verhallt es, wie ein Flötenton im Orkan. Darum schließe ich zuweilen die Augen und denke an Dreßden — Ach, ich zähle diesen Aufenthalt zu den frohsten Stunden meines Lebens. Die schöne, große edle, erhabene Natur, die Schätze von Kunstwerken, die Frühlingssonne, und so viel Wohlwollen — Was macht Ihre würdige Frau Mutter? Und Ihre Tante? Und Einsiedels? Und Ihre liebe Schwester? Wenn ein fremder Maler eine Deutsche malen wollte, und fragte mich nach der Gestalt, nach den Zügen, nach der Farbe der Augen, der Wangen, der Haare, so würde ich ihn zu Ihrer Schwester führen und sagen, das ist ein ächtes deutsches Mädchen. Was macht auch mein liebes Dreßden? Ich sehe es noch vor mir liegen in der Tiefe der Berge, wie der Schauplatz in der Mitte eines Amphitheaters — ich sehe die Elbhöhen, die in einiger Entfernung, als ob sie aus Ehrfurcht nicht näher zu rücken wagten, gelagert sind, und gleichsam von Bewunderung angewurzelt scheinen — und die Felsen im Hintergrunde von Königstein, die wie ein bewegtes Meer von Erde aussehen, und in den schönsten Linien geformt sind, als hätten da die Engel im Sande gespielt — und die Elbe, die schnell ihr rechtes Ufer verläßt, ihren Liebling Dreßden zu küssen, die bald zu dem einen, bald zu dem andern Ufer flieht, als würde ihr die Wahl schwer, und in tausend Umwegen, wie vor Entzücken, durch die freundlichen Fluren wankt, als wollte sie nicht ins Meer — und Loko-

witz, das versteckt hinter den Bergen liegt, als ob es sich schämte — und die Weißritz, die sich aus den Tiefen des plauenschen Grundes losringt, wie ein verstohlnes Gefühl aus der Tiefe der Brust, die, immer an Felsen wie an Vorurtheilen sich stoßend, nicht zornig, aber doch ein wenig unwillig murmelt, sich unermüdet durch alle Hindernisse windet, bis sie an die Freiheit des Tages tritt und sich ausbreitet in dem offnen Felde und frei und ruhig ihrer Bestimmung gemäß ins Meer fließt —

Einige große Naturscenen, die freilich wohl mit der dreßdenschen wetteifern dürfen, habe ich doch auch auf meiner Reise kennen gelernt. Ich habe den Harz bereiset und den Brocken bestiegen. Zwar war an diesem Tage die Sonne in Regenwolken gehüllt, und wenn die Könige trauern, so trauert das Land. Über das ganze Gebirge war ein Nebelflor geschlagen und wir standen vor der Natur, wie vor einem Meisterstücke, das der Künstler aus Bescheidenheit mit einem Schleier verhüllt hat. Aber zuweilen ließ er uns durch die zerrißnen Wolken einen Blick des Entzückens thun, denn er fiel auf ein Paradies —

Doch der schönste Landstrich von Deutschland, an welchem unser großer Gärtner sichtbar con amore gearbeitet hat, sind die Ufer des Rheins von Mainz bis Coblenz, die wir auf dem Strome selbst bereiset haben. Das ist eine Gegend wie ein Dichtertraum, und die üppigste Phantasie kann nichts schöneres erdenken, als dieses Thal, das sich bald öffnet, bald schließt, bald blüht, bald öde ist, bald lacht, bald schreckt. Pfeilschnell strömt der Rhein heran von Mainz und gradaus, als hätte er sein Ziel schon im Auge, als sollte ihn nichts abhalten, es zu erreichen, als wollte er es ungeduldig auf dem kürzesten Wege ereilen. Aber ein Rebenhügel (der Rheingau) tritt ihm in den

Weg und beugt seinen stürmischen Lauf, sanft aber mit festem Sinn, wie eine Gattinn den stürmischen Willen ihres Mannes, und zeigt ihm mit stiller Standhaftigkeit den Weg, der ihn ins Meer führen wird — — und er ehrt die edle Warnung und giebt, der freundlichen Weisung folgend, sein voreiliges Ziel auf, und durchbricht den Rebenhügel nicht, sondern umgeht ihn, mit beruhigtem Laufe dankbar seine blumigen Füße ihm küssend —

Aber still und breit und majestätisch strömt er bei Bingen heran, und sicher, wie ein Held zum Siege, und langsam, als ob er seine Bahn wohl vollenden würde — und ein Gebirge (der Hundsrück) wirft sich ihm in den Weg, wie die Verläumdung der unbescholtenen Tugend. Er aber durchbricht es, und wankt nicht, und die Felsen weichen ihm aus, und blicken mit Bewunderung und Erstaunen auf ihn hinab — doch er eilt verächtlich bei ihnen vorüber, aber ohne zu frohlocken, und die einzige Rache, die er sich erlaubt, ist diese, ihnen in seinem klaren Spiegel ihr schwarzes Bild zu zeigen —

Ich wäre auf dieser einsamen Reise, die ich mit meiner Schwester machte, sehr glücklich gewesen, wenn, — wenn — — Ach, liebe Freundinn, Ulrike ist ein edles, weises, vortreffliches, großmüthiges Mädchen, und ich müßte von allem diesen nichts sein, wenn ich das nicht fühlen wollte. Aber — so viel sie auch besitzen, so viel sie auch geben kann, an ihrem Busen läßt sich doch nicht ruhen — Sie ist eine weibliche Heldenseele, die von ihrem Geschlechte nichts hat, als die Hüften, ein Mädchen, das orthographisch schreibt und handelt, nach dem Takte spielt und denkt — — Doch still davon. Auch der leiseste Tadel ist zu bitter für ein Wesen, das keinen Fehler hat, als diesen zu groß zu sein für ihr Geschlecht.

Seit 8 Tagen sind wir nun hier in Paris, und wenn

ich Ihnen Alles schreiben wollte, was ich in diesen Tagen sah und hörte und dachte und empfand, so würde das Papier nicht hinreichen, das auf meinem Tische liegt. Ich habe dem 14t Juli, dem Jahrestage der Zerstörung der Bastille beigewohnt, an welchem zugleich das Fest der wiedererrungenen Freiheit und das Friedensfest gefeiert ward. Wie solche Tage würdig begangen werden könnten, weiß ich nicht bestimmt; doch dies weiß ich, daß sie fast nicht unwürdiger begangen werden können, als dieser. Nicht als ob es an Obelisken und Triumphbogen und Dekorationen, und Illuminationen, und Feuerwerken und Luftbällen und Canonaden gefehlt hätte, o behüte. Aber keine von allen Anstalten erinnerte an die Hauptgedanken, die Absicht, den Geist des Volkes durch eine bis zum Ekel gehäufte Menge von Vergnügen zu zerstreuen, war überall herrschend, und wenn die Regierung einem Manne von Ehre hätte zumuthen wollen, durch die mâts de cocagne, und die jeux de caroussels, und die theatres forains und die escamoteurs und die danseurs de corde mit Heiligkeit an die Göttergaben Freiheit und Frieden erinnert zu werden, so wäre dies beleidigender, als ein Faustschlag in sein Antlitz. — Rousseau ist immer das 4t Wort der Franzosen; und wie würde er sich schämen, wenn man ihm sagte, daß dies sein Werk sei? —

Doch ich muß schließen — Diesen Brief nimmt Alexander von Humboldt, der morgen früh mit seiner Familie von Paris abreiset, mit sich bis Weimar; und jetzt ist es 9 Uhr Abends. — Von mir kann ich Ihnen nur so viel sagen, daß ich wenigstens ein Jahr hier bleiben werde, das Studium der Naturwissenschaft auf dieser Schule der Welt fortzusetzen. Wohin ich mich dann wenden werde, und ob der Wind des Schicksals noch einmal mein Lebensschiff nach Dreßden treiben wird —? Ach, ich zweifle daran.

Es ist wahrscheinlich, daß ich nie in mein Vaterland zurückkehre. In welchem Welttheile ich einst das Pflänzchen des Glückes pflücken werde, und ob es überhaupt irgendwo für mich blüht —? Ach, dunkel, dunkel ist das Alles. — Ich hoffe auf etwas Gutes, doch bin ich auf das Schlimmste gefaßt. Freude gibt es ja doch auf jedem Lebenswege, selbst das Bitterste ist doch auf kurze Augenblicke süß. Wenn nur der Grund recht dunkel ist, so sind auch matte Farben hell. Der helle Sonnenschein des Glücks, der uns verblendet, ist auch nicht einmal für unser schwaches Auge gemacht. Am Tage sehn wir wohl die schöne Erde, doch wenn es Nacht ist, sehn wir in die Sterne — —

Und soll ich diesen Brief schließen, ohne Sie mit meiner ganzen Seele zu begrüßen? O mögte Ihnen der Himmel nur ein wenig von dem Glücke schenken, von dem Sie so viel, so viel verdienen. Auf die Erfüllung Ihrer liebsten Wünsche zu hoffen, zu hoffen —? Ja, immerhin. Aber sie zu erwarten —? Ach, liebe Freundinn, wenn Sie sich Thränen ersparen wollen, so erwarten Sie wenig von dieser Erde. Sie kann nichts geben, was ein reines Herz wahrhaft glücklich machen könnte. Blicken Sie zuweilen, wenn es Nacht ist, in den Himmel. Wenn Sie auf diesem Sterne keinen Platz finden können, der Ihrer würdig ist, so finden Sie vielleicht auf einem andern einen um so bessern.

Und nun leben Sie wohl — der Himmel schenke Ihnen einen heitern, frischen Morgen — einen Regenschauer in der Mittagshitze, — und einen stillen, kühlen, sternenklaren Abend, an welchem sich leicht und sanft einschlafen läßt. Heinrich Kleist.

N. S. Ich habe vergessen, Sie um eine Antwort zu bitten; war diese Bitte nöthig, oder würden Sie von selbst meinem Wunsche zuvorgekommen sein? — Noch Eines. Ich wollte auch Einsiedeln mit dieser Gelegenheit schreiben,

aber ich weiß seinen Wohnort nicht, auch ist es jetzt wegen Mangel an Zeit nicht mehr möglich. Er hat mir so viele Gefälligkeit erzeigt, und ich fühle, daß ich ihm Dank schuldig bin. Wollen Sie es wohl übernehmen, ihm dies einmal gelegentlich mitzutheilen? Es wird ihn sehr interessieren, zu wissen, wie wir mit unsern Pferden, die er uns gekauft hat, zufrieden gewesen sind. Schreiben Sie ihm, daß es keine gesündern, dienstfertigeren und fleißigeren Thiere gab, als diese zwei Pferde. Wir haben sie unaufhörlich gebraucht, sie haben uns nie im Stiche gelassen, und wenn wir 14 Stunden an einem Tage gemacht hatten, so brauchten wir sie nur vollauf mit Haber zu füttern und ein wenig schmeichelnd hinter den Ohren zu kitzeln, so zogen sie uns am folgenden Tage noch 2 Stunden weiter. In 8 Tagen haben wir ohne auszuruhn von Straßburg bis Paris 120 Poststunden gemacht — Hier nun haben wir sie verkauft, und nie ist mir das Geld so verächtlich gewesen, als der Preis für diese Tiere, die wir gleichgültig der Peitsche des Philisters übergeben mußten, nachdem sie uns mit allen ihren Kräften gedient hatten. Übrigens war dieser Preis 13 französische Louis d'or, circa 87 Thlr, also nur 2 Thaler Verlust. — Ein einziges Mal waren wir ein wenig böse auf sie, und das mit Recht, denke ich. Wir hatten ihnen nämlich in Butzbach, bei Frankfurt am Main, die Zügel abnehmen lassen vor einem Wirthshause, sie zu tränken und mit Heu zu füttern. Dabei war Ulrike so wie ich in dem Wagen sitzen geblieben, als mit einemmal ein Esel hinter uns ein so abscheuliches Geschrei erhob, daß wir wirklich grade so vernünftig sein mußten, wie wir sind, um dabei nicht scheu zu werden. Die armen Pferde aber, die das Unglück haben keine Vernunft zu besitzen, hoben sich hoch in die Höhe und gingen sporenstreichs mit uns in voller Carriere über das Steinpflaster

der Stadt durch. Ich griff nach dem Zügel, aber die hiengen ihnen, aufgelöset, über der Brust, und ehe ich Zeit hatte, an die Größe der Gefahr zu denken, schlug schon der Wagen mit uns um, und wir stürzten — Und an einem Eselsgeschrei hieng ein Menschenleben? Und wenn es nun in dieser Minute geschlossen gewesen wäre, darum also hätte ich gelebt? Darum? Das hätte der Himmel mit diesem dunkeln, rätselhaften, irdischen Leben gewollt, und weiter nichts —? Doch für diesmal war es noch nicht geschlossen, — wofür er uns das Leben gefristet hat, wer kann es wissen? Kurz, wir standen beide ganz frisch und gesund von dem Steinpflaster auf und umarmten uns. Der Wagen lag ganz umgestürzt, daß die Räder zu oberst standen, ein Rad war ganz zerschmettert, die Deichsel zerbrochen, die Geschirre zerrissen, das Alles kostete uns 3 Louis d'or und 24 Stunden, am andern Morgen gieng es weiter — Wann wird der letzte sein?

Grüßen Sie Alles, was mich ein wenig liebt, auch Ihren Bruder.

An Wilhelmine v. Zenge

Paris, d. 21t Juli, 1801

Mein liebes Minchen, recht mit herzlicher Liebe erinnere ich mich in diesem Augenblicke Deiner — O sage, bist Du mir wohl noch mit so vieler Innigkeit, mit so vielem Vertrauen ergeben, als sonst? Meine schnelle Abreise von Berlin, ohne Abschied von Dir zu nehmen, der seltsame Dir halbunverständliche Grund, meine kurzen, trüben, verwirrten und dabei sparsamen Briefe — o sage, hat Dir nicht zuweilen eine Ahndung von Mißtrauen ein wenig das Herz berührt? Ach, ich verzeihe es Dir, und bin in meiner innersten Seele froh durch das Bewußtsein, besser

zu sein, als ich scheine. Ja, meine liebe Freundinn, wenn mein Betragen Dich ein wenig beängstigt hat, so war doch nicht mein Herz, sondern bloß meine Lage Schuld daran. Verwirrt durch die Sätze einer traurigen Philosophie, unfähig mich zu beschäfftigen, unfähig, irgend etwas zu unternehmen, unfähig, mich um ein Amt zu bewerben, hatte ich Berlin verlassen, bloß weil ich mich vor der Ruhe fürchtete, in welcher ich Ruhe grade am Wenigsten fand; und nun sehe ich mich auf einer Reise ins Ausland begriffen, ohne Ziel und Zweck, ohne begreifen zu können, wohin das mich führen würde — Mir war es zuweilen auf dieser Reise, als ob ich meinem Abgrunde entgegen gienge — And nur das Gefühl, auch Dich mit mir hinabzuziehen, Dich, mein gutes, treues, unschuldiges Mädchen, Dich, die sich mir ganz hingegeben hat, weil sie ihr Glück von mir erwartet — Ach, Wilhelmine, ich habe oft mit mir gekämpft, — und warum soll ich nicht das Herz haben, Dir zu sagen, was ich mich nicht schäme, mir selbst zu gestehen? Ich habe oft mit mir gekämpft, ob es nicht meine Pflicht sei, Dich zu verlassen? Ob es nicht meine Pflicht sei, Dich von dem zu trennen, der sichtbar seinem Abgrunde entgegen eilt? — Doch höre, was ich mir antwortete. Wenn Du sie verlässest, sagte ich mir, wird sie dann wohl glücklicher sein? Ist sie nicht doch auch dann um die Bestimmung ihres Lebens betrogen? Wird sich ein andrer Mann um ein Mädchen bewerben, dessen Verbindung weltbekannt ist? And wird sie einen andern Mann lieben können, wie mich —? Doch nicht Dein Glück allein, auch das meinige trat mir vor die Seele — ach, liebe Freundinn, wer kann sich erwehren, ein wenig eigennützig zu sein? Soll ich mir denn, so fragte ich mich, die einzige Aussicht in der Zukunft zerstören, die mich noch ein wenig mit Lebenskraft erwärmt? Soll ich auch den einzigen Wunsch meiner Seele

fahren lassen, den Wunsch, Dich mein Weib zu nennen? Soll ich denn ohne Ziel, ohne Wunsch, ohne Kraft, ohne Lebensreiz umherwandeln auf diesem Sterne, mit dem Bewußtsein, niemals ein Örtchen zu finden, wo das Glück für mich blüht — Ach, Wilhelmine, es war mir nicht möglich, allen Ansprüchen auf Freude zu entsagen, und wenn ich sie auch nur in der entferntesten Zukunft fände. Und dann — ist es denn auch so gewiß, daß ich meinem Abgrund entgegen eile? Wer kann die Wendungen des Schicksals errathen? Siebt es eine Nacht, die ewig dauert? So wie eine unbegreifliche Fügung mich schnell unglücklich machte, kann nicht eine eben so unbegreifliche Fügung mich eben so schnell glücklich machen? Und wenn auch das nicht wäre, wenn auch der Himmel kein Wunder thäte, worauf man in unsern Tagen nicht eben sehr hoffen darf, habe ich denn nicht auch Hülfsmittel in mir selbst? Habe ich nicht Talent, und Herz und Geist, und ist meine gesunkene Kraft denn für immer gesunken? Ist diese Schwäche mehr als eine vorübergehende Krankheit, auf welcher Gesundheit und Stärke folgen? Kann ich denn nicht arbeiten? Schäme ich mich der Arbeit? Bin ich stolz, eitel, voll Vorurtheile? Ist mir nicht jede ehrliche Arbeit willkommen, und will ich einen größern Preis, als Freiheit, ein eignes Haus und Dich?

Küsse mein Bild, Wilhelmine, so wie ich so eben das Deinige geküßt habe — Doch höre. Eines muß ich Dir noch sagen, ich bin es Dir schuldig. Es ist gewiß, daß früh oder spät, aber doch gewiß einmal ein heitrer Morgen für mich anbricht. Ich verdiene nicht unglücklich zu sein, und werde es nicht immer bleiben. Aber — es kann ein Veilchen dauern, und dazu gehört Treue. Auch werde ich die Blüthe des Glückes pflücken müssen, wo ich sie finde, überall, gleichviel in welchem Lande, und dazu gehört

Liebe — Was sagst Du dazu? Frage Dein Herz. Täusche mich nicht, so wie ich fest beschlossen habe, Dich niemals zu täuschen.

Jetzt muß ich Dir doch auch etwas von meiner Reise schreiben. — Weißt Du wohl, daß Dein Freund einmal dem Tode recht nahe war? Erschrick nicht, bloß nahe, und noch steht er mit allen seinen Füßen im Leben. Am folgenden Tage, nachdem ich meinen Brief an Dich in Göttingen auf die Post gegeben hatte, reiseten wir von dieser Stadt ab nach Frankfurt am Mayn. Fünf Meilen vor diesem Orte, in Butzbach, einem kleinen Städtchen, hielten wir an einem Morgen vor einem Wirthshause an, den Pferden Heu vorzulegen, wobei Johann ihnen die Zügel abnahm und wir beide sorglos sitzen blieben. Während Johann in dem Hause war, kommt ein Zug von Steineseln hinter uns her, und Einer von ihnen erhebt ein so gräßliches Geschrei, daß wir selbst, wenn wir nicht so vernünftig wären, scheu geworden wären. Unsere Pferde aber, die das Unglück haben, keine Vernunft zu besitzen, hoben sich kerzengrade in die Höhe, und giengen dann spornstreichs mit uns über dem Steinpflaster durch. Ich griff nach der Leine — aber die Zügel lagen den Pferden, aufgelöset, über der Brust, und ehe wir Zeit hatten an die Größe der Gefahr zu denken, schlug unser leichter Wagen schon um, und wir stürzten — Also an ein Eselsgeschrei hieng ein Menschenleben? Und wenn es geschlossen gewesen wäre, darum hätte ich gelebt? Das wäre die Absicht des Schöpfers gewesen bei diesem dunkeln, räthselhaften irdischen Leben? Das hätte ich darin lernen und thun sollen, und weiter nichts —? Doch, noch war es nicht geschlossen. Wozu der Himmel es mir gefristet hat, wer kann es wissen —? Kurz, wir standen beide, frisch und gesund von dem Steinpflaster auf, und umarmten uns. Der Wagen

lag ganz umgestürzt, die Räder zu oberst, ein Rad war ganz zertrümmert, die Deichsel zerbrochen, die Geschirre zerrissen. Das kostete uns 3 Louis d'or und 24 Stunden; dann gieng es weiter — wohin? Gott weiß es.

Von Mainz aus machten wir eine Rheinreise nach Bonn — Ach, Wilhelmine, das ist eine Gegend, wie ein Dichtertraum, und die üppigste Phantasie kann nichts Schöneres erdenken, als dieses Thal, das sich bald öffnet, bald schließt, bald blüht, bald öde ist, bald lacht, bald schreckt. Am ersten Tag, bis Coblenz, hatten wir gutes Wetter. Am zweiten, wo wir bis Cölln fahren wollten, erhob sich schon bei der Abfahrt ein so starker Sturm, in widriger Richtung, daß die Schiffer mit dem großen Postschiff, das ganz bedeckt ist, nicht weiter fahren wollten, und in einem trierischen Dorfe am Ufer landeten. Da blieben wir von 10 Uhr Morgends den ganzen übrigen Tag, immer hoffend, daß sich der Sturm legen würde. Endlich um 11 Uhr in der Nacht schien es, ein wenig ruhiger zu werden, und wir schifften uns mit der ganzen Gesellschaft wieder ein. Aber kaum waren wir auf die Mitte des Rheins, als wieder ein so unerhörter Sturm loßbrach, daß die Schiffer das Fahrzeug gar nicht mehr regieren konnten. Die Wellen, die auf diesem breiten, mächtigen Strome nicht so unbedeutend sind, als die Wellen der Oder, ergriffen das Schiff an seiner Fläche, und schleuderten es so gewaltig, daß es durch sein höchst gefährliches Schwanken, die ganze Gesellschaft in Schrecken setzte. Ein Jeder klammerte sich alle Andern vergessend an einen Balken an, ich selbst, mich zu halten — Ach, es ist nichts ekelhafter, als diese Furcht vor dem Tode. Das Leben ist das einzige Eigenthum, das nur dann etwas werth ist, wenn wir es nicht achten. Verächtlich ist es, wenn wir es nicht leicht fallen lassen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nutzen, der es

leicht und freudig wegwerfen könnte. Wer es mit Sorgfalt liebt, moralisch todt ist er schon, denn seine höchste Lebenskraft, nämlich es opfern zu können, modert, indessen er es pflegt. Und doch — o wie unbegreiflich ist der Wille, der über uns waltet! — Dieses räthselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, das unser Eigenthum ist, wir wissen nicht, ob wir darüber schalten dürfen, eine Habe, die nichts werth ist, wenn sie uns etwas werth ist, ein Ding, wie ein Wiederspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder wegwerfen mögte, wie ein unverständliches Buch, sind wir nicht durch ein Naturgesetz gezwungen es zu lieben? Wir müssen vor der Vernichtung beben, die doch nicht so qualvoll sein kann, als oft das Dasein, und indessen Mancher das traurige Geschenk des Lebens beweint, muß er es durch Essen und Trinken ernähren und die Flamme vor dem Erlöschen hüten, die ihn weder erleuchtet noch erwärmt.

Das klang ja wohl recht finster? Geduld — es wird nicht immer so sein, und ich sehne mich nach einem Tage, wie der Hirsch in der Mittagshitze nach dem Strome, sich hineinzustürzen — Aber Geduld! — Geduld —? Kann der Himmel die von seinen Menschen verlangen, da er ihnen selbst ein Herz voll Sehnsucht gab? Zerstreuung! Zerstreuung! — O wenn mir die Wahrheit des Forschens noch so würdig schiene, wie sonst, da wäre Beschäfftigung hier in diesem Orte vollauf — Gott gebe mir nur Kraft! Ich will es versuchen. Ich habe hier schon durch Humboldt und Lucchesini einige Bekanntschaften französischer Gelehrter gemacht, auch schon einige Vorlesungen besucht — Ach, Wilhelmine, die Menschen sprechen mir von Alkalien und Säuren, indessen mir ein allgewaltiges Bedürfniß die

Lippe trocknet — Lebe wohl, wohl, schreibe mir bald, zum Troste.

Dein H. K.

(künftig etwas von Paris)

An Wilhelmine v. Zenge

Paris, d. 15t August, 1801

Mein liebes Minchen, Dein Brief, und die paar Zeilen von Carln und Louisen haben mir außerordentlich viele Freude gemacht. Es waren seit 10 Wochen wieder die ersten Zeilen, die ich von Deiner Hand laß; denn die Briefe, die Du mir, wie Du sagst, während dieser Zeit geschrieben hast, müssen verloren gegangen sein, weil ich sie nicht empfangen habe. Desto größer war meine Freude, als ich heute auf der Post meine Adresse und Deine Hand erkannte — Aber denke Dir meinen Schreck, als der Postmeister meinen Paß zu sehen verlangte, und ich gewahr ward, daß ich ihn unglücklicherweise vergessen hatte —? Was war zu thun? Die Post ist eine starke halbe Meile von meiner Wohnung entfernt — Sollte ich zurücklaufen, sollte ich ich noch zwei Stunden warten, einen Brief zu erbrechen, den ich schon in meiner Hand hielt? — Ich bat den Postmeister, er mögte einmal eine Ausnahme von der Regel machen, ich stellte ihm die Unbequemlichkeit des Zurücklaufens vor, ich vertraute ihm an, wie viele Freude es mir machen würde, wenn ich den Brief mit mir zurücknehmen könnte, ich schwor ihm zu, daß ich Kleist sei und ihn nicht betrüge — Umsonst! Der Mann war unerbittlich. Schwarz auf weiß wollte er sehen, Mienen konnte er nicht lesen — Tausendfältig betrogen, glaubte er nicht mehr, daß in Paris jemand ehrlich sein könnte. Ich verachtete, oder vielmehr ich bemitleidete ihn, hohlte meinen

Paß, und vergab ihm, als er mir Deinen Brief überlieferte. Ganz ermüdet lief ich in ein Caffeehaus und laß ihn — und der Ernst, der in Deinem Briefe herrscht, Deine stille Bemühung, Dich immer mehr und mehr zu bilden, die Beschreibung Deines Zustandes, in welchem Du Dich, so sehr ich Dich auch betrübe, doch noch so ziemlich glücklich fühlst, das Alles rührte mich so innig, daß ich es in dem Schauspielhause, in welches ich gegangen war, ein großes Stück zu sehen, gar nicht aushalten konnte, noch vor dem Anfang der Vorstellung wieder herauslief, und jetzt, noch mit aller Wärme der ersten Empfindung, mich niedersetze, Dir zu antworten.

Du willst, ich soll Dir etwas von meiner Seele mittheilen? Mein liebes Mädchen, wie gern thue ich das, wenn ich hoffen kann, daß es Dich erfreuen wird. Ja, seit einigen Wochen scheint es mir, als hätte sich der Sturm ein wenig gelegt — Kannst Du Dir wohl vorstellen, wie leicht, wie wehmüthig froh dem Schiffer zu Muthe sein mag, dessen Fahrzeug in einer langen finstern stürmenden Nacht, gefährlich-wankend, umhergetrieben ward, wenn er nun an der sanftern Bewegung fühlt, daß ein stiller, heitrer Tag anbrechen wird? Etwas Ähnliches empfinde ich in meiner Seele — O mögtest Du auch ein wenig von der Ruhe genießen, die mir seit einiger Zeit zu Theil geworden ist, mögtest Du, wenn Du diesen Brief lieset auch einmal ein wenig froh sein, so wie ich es jetzt bin, da ich ihn schreibe. Ja, vielleicht werde ich diese Reise nach Paris, von welcher ich keinem Menschen, ja sogar mir selbst nicht Rechenschaft geben kann, doch noch segnen. Nicht wegen der Freuden, die ich genoß, denn sparsam waren sie mir zugemessen; aber alle Sinne bestätigen mir hier, was längst mein Gefühl mir sagte, nämlich daß uns die Wissenschaften weder besser noch glücklicher machen, und ich hoffe daß

mich das zu einer Entschließung führen wird. O ich kann Dir nicht beschreiben, welchen Eindruck der erste Anblick dieser höchsten Sittenlosigkeit bei der höchsten Wissenschaft auf mich machte. Wohin das Schicksal diese Nation führen wird —? Gott weiß es. Sie ist reifer zum Untergange als irgend eine andere europäische Nation. Zuweilen, wenn ich die Bibliotheken ansehe, wo in prächtigen Sälen und in prächtigen Bänden die Werke Rousseaus, Helvetius, Voltaires stehen, so denke ich, was haben sie genutzt? Hat ein einziges seinen Zweck erreicht? Haben sie das Rad aufhalten können; das unaufhaltsam stürzend seinem Abgrund entgegen eilt? O hätten alle, die gute Werke geschrieben haben, die Hälfte von diesem Guten gethan, es stünde besser um die Welt. Ja selbst dieses Studium der Naturwissenschaft, auf welches der ganze Geist der französischen Nation mit fast vereinten Kräften gefallen ist, wohin wird es führen? Warum verschwendet der Staat Millionen an alle diese Anstalten zur Ausbreitung der Gelehrsamkeit? Ist es ihm um Wahrheit zu thun? Dem Staate? Ein Staat kennt keinen andern Vortheil, als den er nach Procenten berechnen kann. Er will die Wahrheit anwenden. — Und worauf? Auf Künste und Gewerbe. Er will das Bequeme noch bequemer machen, das Sinnliche noch versinnlichen, den raffinirtesten Luxus noch raffiniren. — Und wenn am Ende auch das üppigste und verwöhnteste Bedürfniß keinen Wunsch mehr ersinnen kann, was ist dann —? O wie unbegreiflich ist der Wille, der über die Menschengattung waltet! Ohne Wissenschaft zittern wir vor jeder Lufterscheinung, unser Leben ist jedem Raubthier ausgesetzt, eine Giftpflanze kann uns tödten — und sobald wir in das Reich des Wissens treten, sobald wir unsre Kenntnisse anwenden, uns zu sichern und zu schützen, gleich ist der erste Schrit zu dem Luxus und mit ihm zu allen Lastern

der Sinnlichkeit gethan. Denn wenn wir zum Beispiel die Wissenschaften nutzen, uns vor dem Genuß giftiger Pflanzen zu hüten, warum sollen wir sie nicht auch nutzen, wohlschmeckende zu sammeln, und wo ist nun die Grenze hinter welcher die poulets à la suprême und alle diese raffinements der französischen Kochkunst liegen? Und doch — gesetzt, Rousseau hätte in der Beantwortung der Frage, ob die Wissenschaften den Menschen glücklicher gemacht haben, recht, wenn er sie mit nein beantwortet, welche seltsamen Widersprüche würden aus dieser Wahrheit folgen! Denn es mußten viele Jahrtausende vergehen, ehe so viele Kenntnisse gesammelt werden konnten, wie nöthig waren, einzusehen, daß man keine haben müßte. Nun also müßte man alle Kenntnisse vergessen, den Fehler wieder gut zu machen; und somit fienge das Elend wieder von vorn an. Denn der Mensch hat ein unwidersprechliches Bedürfniß sich aufzuklären. Ohne Aufklärung ist er nicht viel mehr als ein Thier. Sein moralisches Bedürfniß treibt ihn zu den Wissenschaften an, wenn dies auch kein physisches thäte. Er wäre also, wie Ixion, verdammt, ein Rad auf einen Berg zu wälzen, das halb erhoben, immer wieder in den Abgrund stürzt. Auch ist immer Licht, wo Schatten ist, und umgekehrt. Wenn die Unwissenheit unsre Einfalt, unsre Unschuld und alle Genüsse der friedlichen Natur sichert, so öffnet sie dagegen allen Gräueln des Aberglaubens die Thore — Wenn dagegen die Wissenschaften uns in das Labyrinth des Luxus führen, so schützen sie uns vor allen Gräueln des Aberglaubens. Jede reicht uns Tugenden und Laster, und wir mögen am Ende aufgeklärt oder unwissend sein, so haben wir dabei so viel verloren, als gewonnen. — Und so mögen wir denn vielleicht am Ende thun, was wir wollen, wir thun recht — Ja, wahrlich, wenn man überlegt, daß wir ein Leben bedürfen, um zu lernen, wie

wir leben müßten, daß wir ſelbſt im Tode noch nicht ahnden, was der Himmel mit uns will, wenn niemand den Zweck ſeines Daſeins und ſeine Beſtimmung kennt, wenn die menſchliche Vernunft nicht hinreicht, ſich und die Seele und das Leben und die Dinge um ſich zu begreifen, wenn man ſeit Jahrtauſenden noch zweifelt, ob es ein Recht giebt — kann Gott von ſolchen Weſen Verantwortlichkeit fordern? Man ſage nicht, daß eine Stimme im Innern uns heimlich und deutlich anvertraue, was Recht ſei. Dieſelbe Stimme, die dem Chriſten zuruft, ſeinem Feinde zu vergeben, ruft dem Seeländer zu, ihn zu braten und mit Andacht ißt er ihn auf — Wenn die Überzeugung ſolche Thaten rechtfertigen kann, darf man ihr trauen? — Was heißt das auch, etwas Böſes thun, der Wirkung nach? Was iſt böſe? Abſolut böſe? Tauſendfältig verknüpft und verſchlungen ſind die Dinge der Welt, jede Handlung iſt die Mutter von Millionen andern, und oft die ſchlechteſte erzeugt die beßten — Sage mir, wer auf dieſer Erde hat ſchon etwas Böſes gethan? Etwas, das böſe wäre in alle Ewigkeit fort —? Und was uns auch die Geſchichte von Nero, und Attilla, und Cartouche, von den Hunnen, und den Kreuzzügen, und der ſpaniſchen Inquiſition erzählt, ſo rollt doch dieſer Planet immer noch freundlich durch den Himmelsraum, und die Frühlinge wiederholen ſich, und die Menſchen leben, genießen, und ſterben nach wie vor. — Ja, thun, was der Himmel ſichtbar, unzweifelhaft von uns fordert, das iſt genug — Leben, ſo lange die Bruſt ſich hebt, genießen, was rundum blüht, hin und wieder etwas Gutes thun, weil das auch ein Genuß iſt, arbeiten, damit man genießen und wirken könne, Andern das Leben geben, damit ſie es wieder ſo machen und die Gattung erhalten werde — und dann ſterben — Dem hat der Himmel ein Geheimniß eröffnet, der das thut

und weiter nichts. Freiheit, ein eignes Haus, und ein Weib, meine drei Wünsche, die ich mir beim Auf und Untergange der Sonne wiederhole, wie ein Mönch seine drei Gelübde! O um diesen Preis will ich allen Ehrgeiz fahren lassen und alle Pracht der Reichen und allen Ruhm der Gelehrten — Nachruhm! Was ist das für ein seltsames Ding, das man erst genießen kann, wenn man nicht mehr ist? O über den Irrthum, der die Menschen um zwei Leben betrügt, der sie selbst nach dem Tode noch äfft! Denn wer kennt die Namen der Magier und ihre Weisheit? Wer wird nach Jahrtausenden von uns und unserm Ruhme reden? Was wissen Asien, und Afrika und Amerika von unsern Genien? Und nun die Planeten —? Und die Sonne —? Und die Milchstraße —? Und die Nebelflecke —? Ja, unsinnig ist es, wenn wir nicht grade für die Quadratruthe leben, auf welcher, und für den Augenblick, in welchem wir uns befinden. Genießen! Das ist der Preis des Lebens! Ja, wahrlich, wenn wir seiner niemals froh werden, können wir nicht mit Recht den Schöpfer fragen, warum gabst Du es mir? Lebensgenuß seinen Geschöpfen zu geben, das ist die Verpflichtung des Himmels; die Verpflichtung des Menschen ist es, ihn zu verdienen. Ja, es liegt eine Schuld auf den Menschen, etwas Gutes zu thun, verstehe mich recht, ohne figürlich zu reden, schlechthin zu thun — Ich werde das immer deutlicher und deutlicher einsehen, immer lebhafter und lebhafter fühlen lernen, bis Vernunft und Herz mit aller Gewalt meiner Seele einen Entschluß bewirken — Sei ruhig, bis dahin. Ich bedarf Zeit, denn ich bedarf Gewißheit und Sicherheit in der Seele, zu dem Schritte, der die ganze Bahn der Zukunft bestimmen soll. Ich will mich nicht mehr übereilen — thue ich es noch einmal, so ist es das letztemal — denn ich verachte entweder alsdann meine Seele oder die Erde, und trenne sie.

Aber sei ruhig, ich werde mich nicht übereilen. Dürfte ich auf meine eigne Bildung keine Kräfte verschwenden, so würde ich vielleicht jetzt schon wählen. Aber noch fühle ich meine eigne Blößen. Ich habe den Lauf meiner Studien plötzlich unterbrochen, und werde das Versäumte hier nachholen, aber nicht mehr bloß um der Wahrheit willen, sondern für einen menschenfreundlicheren Zweck — Erlaß es mir, mich deutlicher zu erklären. Ich bin noch nicht bestimmt und ein geschriebenes Wort ist ewig. Aber hoffe das Beßte — Ich werde Dich endlich einmal erfreuen können, Wilhelmine, und Deine Sorge sei es, mir die Innigkeit Deiner Liebe aufzubewahren, ohne welche ich in Deinen Armen niemals glücklich sein würde. Kein Tag möge vergehen, ohne mich zu sehen — Du kannst mich leicht finden, wenn Du in die Gartenlaube, oder in Carls Zimmer, oder an den Bach gehst, der aus den Linden in die Oder fließt — So möge die Vergangenheit und die Zukunft Dir die Gegenwart versüßen, so mögest Du träumend glücklich sein, bis — bis — — — Ja, wer könnte das aussprechen —?

Lebe wohl, ich drücke Dir einen langen Kuß auf die Lippen — — Adieu Adieu —

N. S. Sieb das folgende Blat Louisen, das Billet schicke Carln. Grüße Deine Eltern — sage mir, warum bin ich unruhig so oft ich an sie denke, und doch nicht, wenn ich an Dich denke? — Das macht, weil wir uns verstehen — O mögte doch die ganze Welt in mein Herz sehen! Ja, grüße sie, und sage ihnen, daß ich sie ehre, sie mögen auch von mir denken, was sie wollen. Schreibe bald (Ich habe Dir schon von Paris aus einmal geschrieben) — aber nicht mehr poste restante, sondern dans la rue Noyer, No 21.

Paris, d. 10t Octobr, 1801

Liebe Wilhelmine. Also mein letzter Brief hat Dir so viele Freude gemacht? O mögte Dir auch dieser, unter so vielen trüben Tagen, ein Paar froher Stunden schenken! Andere beglücken, es ist das reinste Glück auf dieser Erde. — Nur schwer ist es, wenn wir selbst nicht glücklich sind, und Andere doch grade in unserm Glücke das ihrige setzen. — Indessen fühle ich mich doch wirklich von Tage zu Tage immer heiterer und heiterer, und hoffe, daß endlich die Natur auch mir einmal das Maas von Glück zumessen wird, das sie allen ihren Wesen schuldig ist. Auf welchem Wege ich es suchen soll, darüber bin ich freilich noch nicht recht einig, obgleich sich mein Herz fast überwiegend immer zu einem neigt — Aber ob auch Dein Herz sich dazu neigen wird? —? Ach, Wilhelmine, da bin ich fast schüchtern in der Mittheilung. Aber wenn ich denke, daß Du meine Freundinn bist, so schwindet alle Zurückhaltung, und darum will ich Dir die mancherlei Gedanken, die meine Seele jetzt für die Zukunft bearbeitet, mittheilen.

Ein großes Bedürfniß ist in mir rege geworden, ohne dessen Befriedigung ich niemals glücklich sein werde; es ist dieses, etwas Gutes zu thun. Ja, ich glaube fast, daß dieses Bedürfniß bis jetzt immer meiner Trauer dunkel zum Grunde lag, und daß ich mich jetzt seiner bloß deutlich bewußt geworden bin. Es liegt eine Schuld auf dem Menschen, die, wie eine Ehrenschuld, jeden, der Ehrgefühl hat, unaufhörlich mahnt. Vielleicht kannst Du Dir, wie dringend dieses Bedürfniß ist, nicht lebhaft vorstellen. Aber das kommt, weil Dein Geschlecht ein leidendes ist — Besonders seitdem mich die Wissenschaften gar nicht mehr befriedigen, ist dieses Bedürfniß in mir rege geworden.

Kurz, es steht fest beschlossen in meiner Seele: ich will diese Schuld abtragen.

Wenn ich mich nun aber umsehe in der Welt, und frage: wo giebt es denn wohl etwas Gutes zu thun? — ach, Wilhelmine, darauf weiß ich nur eine einzige Antwort. Es scheint allerdings für ein thatenlechzendes Herz zunächst rathsam, sich einen großen Wirkungskreis zu suchen; aber — liebes Mädchen, Du mußt, was ich Dir auch sagen werde, mich nicht mehr nach dem Maßstabe der Welt beurtheilen. Eine Reihe von Jahren, in welchen ich über die Welt im Großen frei denken konnte, hat mich dem, was die Menschen Welt nennen, sehr unähnlich gemacht. Manches, was die Menschen ehrwürdig nennen, ist es mir nicht, vieles, was ihnen verächtlich scheint, ist es mir nicht. Ich trage eine innere Vorschrift in meiner Brust, gegen welche alle äußern, und wenn sie ein König unterschrieben hätte, nichtswürdig sind. Daher fühle ich mich ganz unfähig, mich in irgend ein conventionelles Verhältniß der Welt zu passen. Ich finde viele ihrer Einrichtungen so wenig meinem Sinn gemäß, daß es mir unmöglich wäre, zu ihrer Erhaltung oder Ausbildung mitzuwirken. Dabei wüßte ich doch oft nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen — Ach, es ist so schwer, zu bestimmen, was gut ist, der Wirkung nach. Selbst manche von jenen Thaten, welche die Geschichte bewundert, waren sie wohl gut in diesem reinen Sinne? Ist nicht oft ein Mann, der einem Volke nützlich ist, verderblich für zehn andere? — Ach, ich kann Dir das Alles gar nicht aufschreiben, denn das ist ein endloses Thema. — Ich wäre auch in einer solchen Lage nicht glücklich, o gar nicht glücklich. Doch das sollte mich noch nicht abhalten, hineinzutreten, wüßte ich nur etwas wahrhaft Gutes, etwas, das mit meinen innern Forderungen übereinstimmt, zu leisten. — Dazu kommt, daß mir auch, vielleicht durch meine eigne

Schuld, die Möglichkeit, eine neue Laufbahn in meinem Vaterlande zu betreten, benommen (ist). Wenigstens würde ich ohne Erniedrigung kaum, nachdem ich zweimal Ehrenstellen ausgeschlagen habe, wieder selbst darum anhalten können. Und doch würde ich auch dieses saure Mittel nicht scheuen, wenn es mich nur auch, zum Lohne, an meinen Zweck führte. — Die Wissenschaften habe ich ganz aufgegeben. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie ekelhaft mir ein wissender Mensch ist, wenn ich ihn mit einem handelnden vergleiche. Kenntnisse, wenn sie noch einen Wert haben so ist es nur, in so fern sie vorbereiten zum Handeln. Aber unsere Gelehrten, kommen sie wohl, vor allem Vorbereiten, jemals zum Zweck? Sie schleifen unaufhörlich die Klinge, ohne sie jemals zu brauchen, sie lernen und lernen, und haben niemals Zeit, die Hauptsache zu thun. — Unter diesen Umständen in mein Vaterland zurück zu kehren, kann unmöglich rathsam sein. Ja, wenn ich mich über alle Urtheile hinweg setzen könnte, wenn mir ein grünes Häuschen beschеert wäre, das mich und Dich empfienge — Du wirst mich, wegen dieser Abhängigkeit von dem Urtheile Anderer, schwach nennen, und ich muß Dir darin Recht geben, so unerträglich mir das Gefühl auch ist. Ich selbst habe freilich durch einige seltsamen Schritte die Erwartung der Menschen gereizt; und was soll ich nun antworten, wenn sie die Erfüllung von mir fordern? Und warum soll ich denn grade ihre Erwartung erfüllen? O es ist mir zur Last — Es mag wahr sein, daß ich so eine Art von verunglücktem Genie bin, wenn auch nicht in ihrem Sinne verunglückt, doch in dem meinen. Kenntnisse, was sind sie? Und wenn Tausende mich darin übertrafen, übertreffen sie mein Herz? Aber davon halten sie nicht viel — Ohne ein Amt in meinem Vaterlande zu leben, könnte ich jetzt auch wegen meiner Vermögensumstände fast nicht mehr. Ach,

Wilhelmine, wie viele traurige Vorstellungen ängstigen mich unaufhörlich, und Du willst, ich soll Dir vergnügt schreiben? Und doch — habe noch ein wenig Geduld. Vielleicht, wenn der Anfang dieses Briefes nicht erfreulich ist, so ist es sein Ende. — Nahrungssorgen, für mich allein, sind es doch nicht eigentlich, die mich sehr ängstigen, denn wenn ich mich an das Bücherschreiben machen wollte, so könnte ich mehr, als ich bedarf, verdienen. Aber Bücherschreiben für Geld — o nichts davon. Ich habe mir, da ich unter den Menschen in dieser Stadt so wenig für mein Bedürfniß finde, in einsamer Stunde (denn ich gehe wenig aus) ein Ideal ausgearbeitet; aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Kind seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, übergeben kann. Bastarde nennen sie es. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine vestalische Priesterinn das ihrige, heimlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe. — Also aus diesem Erwerbszweige wird nichts. Ich verachte ihn aus vielen Gründen, das ist genug. Denn nie in meinem Leben, und wenn das Schicksal noch so sehr drängte, werde ich etwas thun, das meinen innern Forderungen, sei es auch noch so leise, widerspräche. — Nun, liebe Wilhelmine, komme ich auf das Erfreuliche. Fasse Muth, sieh mein Bild an, und küsse es. — Da schwebt mir unaufhörlich ein Gedanke vor die Seele — aber wie werde ich ihn aussprechen, damit er Dir heiliger Ernst, und nicht kindisch-träumerisch erscheine? Ein Ausweg bleibt mir übrig, zu dem mich zugleich Neigung und Nothwendigkeit führen. — Weißt Du, was die alten Männer thun, wenn sie 50 Jahre lang um Reichthümer und Ehrenstellen gebuhlt haben? Sie lassen sich auf einen Heerd nieder, und bebauen ein Feld. Dann, und dann erst, nennen sie sich weise. — Sage mir, könnte man nicht klüger sein, als sie, und früher

dahin gehen, wohin man am Ende doch soll? — Unter den persischen Magiern gab es ein religiöses Gesetz: ein Mensch könne nichts der Gottheit wohlgefälligeres thun, als dieses, ein Feld zu bebauen, einen Baum zu pflanzen, und ein Kind zu zeugen. — Das nenne ich Weisheit, und keine Wahrheit hat noch so tief in meine Seele gegriffen, als diese. Das soll ich thun, das weiß ich bestimmt — Ach, Wilhelmine, welch ein unsägliches Glück mag in dem Bewußtsein liegen, seine Bestimmung ganz nach dem Willen der Natur zu erfüllen! Ruhe vor den Leidenschaften!! Ach, der unseelige Ehrgeiz, er ist ein Gift für alle Freuden. — Darum will ich mich losreißen, von allen Verhältnissen, die mich unaufhörlich zwingen zu streben, zu beneiden, zu wetteifern. Denn nur in der Welt ist es schmerzlich, wenig zu sein, außer ihr nicht. — Was meinst Du, Wilhelmine, ich habe noch etwas von meinem Vermögen, wenig zwar, doch wird es hinreichen mir etwa in der Schweiz einen Bauerhof zu kaufen, der mich ernähren kann, wenn ich selbst arbeite. Ich habe Dir das so trocken hingeschrieben, weil ich Dich durch Deine Phantasie nicht bestechen wollte. Denn sonst giebt es wohl keine Lage, die für ein reines Herz so unüberschwenglich reich an Genüssen wäre, als diese. — Die Romane haben unsern Sinn verdorben. Denn durch sie hat das Heilige aufgehört, heilig zu sein, und das reinste, menschlichste, einfältigste Glück ist zu einer bloßen Träumerei herabgewürdigt worden. — Doch wie gesagt, ich will Deine Phantasie nicht bestechen. Ich will die schöne Seite dieses Standes gar nicht berühren, und dies einem künftigen Briefe aufbewahren, wenn Du Geschmack an diesem Gedanken finden kannst. Für jetzt prüfe bloß mit Deiner Vernunft. Ich will im eigentlichsten Verstande ein Bauer werden, mit einem etwas wohlklingenderen Worte, ein Landmann. — Was meine Familie und die

Welt dagegen einwenden mögte, wird mich nicht irre führen. Ein jeder hat seine eigne Art, glücklich zu sein, und niemand darf verlangen, daß man es in der seinigen sein soll. Was ich thue, ist nichts Böses, und die Menschen mögen über mich spötteln so viel sie wollen, heimlich in ihrem Herzen werden sie mich ehren müssen. — Doch wenn auch das nicht wäre, ich selbst ehre mich. Meine Vernunft will es so, und das ist genug.

Aber nun, Wilhelmine, wenn ich diese Forderung meiner Vernunft erfülle, wenn ich mir ein Landgut kaufe, bleibt mir dann kein Wunsch übrig? Fehlt mir dann nichts mehr? Fehlt mir nicht noch ein Weib? Und giebt es ein anderes für mich, als Du? Ach, Wilhelmine, wenn es möglich wäre, wenn Deine Begriffe von Glück hier mit den meinigen zusammenfielen! Denke an die heiligen Augenblicke, die wir durchleben könnten! Doch nichts davon, für jetzt — Denke jetzt vielmehr nur an das, was Dir in dieser Lage vielleicht weniger reizend scheinen mögte. Denke an das Geschäfft, das Dir anheimfiele — aber dann denke auch an die Liebe, die es belohnen wird. — Wilhelmine! — Ach, viele Hindernisse schrecken mich fast zurück. Aber wenn es möglich wäre, sie zu übersteigen! — Wilhelmine! Ich fühle, Wilhelmine! Ich fühle, daß es unbescheiden ist, ein solches Opfer von Dir zu verlangen. Aber wenn Du es mir bringen könntest! Deine Erziehung, Deine Seele, Dein ganzes bisheriges Leben ist von der Art, daß es einen solchen Schrit nicht unmöglich macht. — Indessen, vielleicht ist es doch anders. Ängstige Dich darum nicht. Ich habe kein Recht auf solche Aufopferungen, und wenn Du dieß mir verweigerst, so werde ich darum an Deiner Liebe nicht zweifeln. — Indessen, liebes Mädchen, weiß ich nur fast keinen andern Ausweg. Ich habe mit Ulriken häufig meine Lage und die Zukunft überlegt, und das Mädchen

thut Alles Mögliche, mich, wie sie meint, auf den rechten Weg zurückzuführen. Aber das ist eben das Übel, daß jeder seinen Weg für den rechten hält. — Wenn Du einstimmen könntest in meinen innigsten Wunsch, dann, Wilhelmine, dann will ich Dir zeigen, welch' ein Glück uns bevorsteht, an das kein anderes reicht. Dann erwarte einen froheren Brief von mir — Wenn ein solcher Schrit wirklich Dein Glück begründen könnte, so wird auch Dein Vater nichts dagegen einwenden. — Antworte mir bald. Mein Plan ist, den Winter noch in dieser traurigen Stadt zuzubringen, dann auf das Frühjahr nach der Schweiz zu reisen, und mir ein Örtchen auszusuchen, wo es Dir und mir und unsern Kindern einst wohlgefallen könnte. — Ich muß diesen Brief auf die Post tragen, denn mit Sehnsucht sehe ich Deiner Antwort entgegen.

H. K.

An Heinrich Lohse

Liechsthal, d. 23 (—Bern, d. 29ᵗᵉ) Decmbr, 1801

Mein lieber Lohse, Du empfängst durch einen Boten diesen eingeschloßnen Schlüssel, den ich nicht, wie ich gestern versprach, selbst nach Basel bringen kann, weil ich mich krankhaft ermattet fühle am Leibe und an der Seele. Sondre Dein Eigenthum von dem meinen ab, schicke den Schlüssel mir zurück, und bedeute unsre lieben Wirthsleute, daß sie meine beiden Koffer zurückbehalten sollen bis auf weitere Nachricht.

Und weiter hätte ich Dir nichts zu sagen? O doch, noch etwas. Aber sei unbesorgt. Du sollst keine Vorwürfe von mir hören. Ich will Abschied von Dir nehmen auf ewig, und dabei fühle ich mich so friedliebend, so liebreich, wie in der Nähe einer Todesstunde.

Ich bitte um Deine Verzeihung! Ich weiß, daß eine Schuld auch auf meiner Seele haftet, keine häßliche zwar, aber doch eine, diese, daß ich Dein Gutes nicht nach seiner Würde ehrte, weil es nicht das Beßte war. O verzeihe mir! Es ist mein thörigt überspanntes Gemüth, das sich nie an dem, was ist, sondern nur an dem, was nicht ist, erfreuen kann. Sage nicht, daß Gott mir verzeihen sollte. Thue Du es, es wird Dir göttlich stehen.

Ich verzeihe Dir Alles, o Alles. Ich weiß jetzt nicht einmal, ja kaum weiß ich noch, was mich gestern so heftig gegen Dich erzürnt hat, und wenn ich mich in diesem öden Zimmer so traurig einsam sehe, so kann ich mir gar nicht Rechenschaft geben, gar nicht deutlich, warum Du nicht bei mir bist?

Und ich sollte Dich nicht lieben? Ach, wie wirst Du jemals einen Menschen überzeugen können, daß ich Dich nicht liebte! — Du hast wohl selten daran gedacht, was ich schon für Dich gethan habe? Und es war doch so viel, so viel, ich hätte für meinen Bruder nicht mehr thun können. Denke nun zuweilen daran zurück, auch an Metz, ich muß Dich nur daran erinnern. Ach es ist nicht möglich, nicht möglich, es muß Dich doch immer rühren, so oft Du daran denkst.

Und doch konntest Du von mir scheiden? So schnell? So leicht —? Ach, Lohse, wenn Caroline Dich einst fragen wird, wie konntest Du so schnell, so leicht von einem Menschen scheiden, der Dir doch so viel Liebes, so viel Gutes that, wie wirst Du Dich getrauen können zu antworten, es sei geschehen, weil er immer recht haben wollte —?

O weg von dem verhaßten Gegenstande. Du fühlst gewiß nicht einmal, was mich daran schmerzt. Ich habe mich in den vergangnen Tagen vergebens bemüht, auch mir diese Empfindlichkeit zu stumpfen. Aber noch die bloße Erinne-

rung erregt mir die Leidenschaft. — Was suchten wir wohl auf unserm schönen Wege? War es nicht Ruhe vor der Leidenschaft? Warum grade, grade Du —? Es war mir doch Alles in der Welt so gleichgültig, selbst das Höchste so gleichgültig; wie gieng es zu, daß ich mich oft an das Nichtswürdige setzen konnte, als gälte es Tod und Leben? Ach, es ist abscheulich, abscheulich, ich fühle mich jetzt wieder so bitter, so feindseelig, so häßlich — Und doch hättest Du alle holden Töne aus dem Instrumente locken können, das Du nun bloß zerrissen hast —

Doch das ist geschehen. Ich will kurz sein. Unsere Lebenswege scheiden sich, lebe wohl — Und wir sollten uns nicht wiedersehen —? O wenn Gott diesmal mein krankhaftes Gefühl nicht betrügen wollte, wenn er mich sterben ließe! Denn niemals, niemals hier werde ich glücklich sein, auch nicht wenn Du wiederkehrst — Und Du glaubst, ich würde eine Geliebte finden? Und kann mir nicht einmal einen Freund erwerben? O geht, geht, ihr habt alle keine Herzen — — Wenn mir geholfen ist, wie ich es wünsche, so ist es auch Dir. Ich weiß wohl noch etwas, worüber Du Thränen des Entzückens weinen sollst. Dann wird auch Caroline Dir etwas von mir erzählen — O Gott, Caroline! — Wirst Du sie denn auch glücklich machen? — O verschmähe nicht eine Warnung. Es ist die letzte, die pflegt aus reiner Quelle zu kommen. Traue nicht dem Gefühl, das Dir sagt, an Dir sei nichts mehr zu ändern. Vieles solltest Du ändern, manches auch könntest Du. Lerne auch mit dem Zarten umzugehen. — Wenn aber die Lebensreise noch nicht am Ende wäre, dann weiß ich noch nichts Bestimmtes. Bei Heinrich Zschokke wirst Du aber immer erfahren können, wo ich bin. Schreibe mir, in ein Paar Monaten, wo Du bist, dann will ich mein Versprechen halten, und Dir die Hälfte von Allem überschicken, was mein ist.

Und nun, was ich noch sagen wollte — es wird mir so schwer das letzte Wort zu schreiben — wir waren uns doch in Paris so gut, o so gut — Bist Du nicht auch unsäglich traurig? Ach, höre, willst Du mich nicht noch einmal umarmen? Nichts, nichts gedacht, frage Dein erstes Gefühl, dem folge — — Und wenn es doch das letzte Wort wäre — O Gott, so sage ich Dir und allen Freuden das Lebewohl Lebewohl Lebewohl. Heinrich Kleist.

Bern, d. 27t Decmbr

Also Du bist nicht nach Basel gegangen? Ei der Tausend! Wie man doch die dummen Leute anführen kann! Denn ich habe Dich wirklich überall voll Betrübniß gesucht, und die ganze Scene von Metz wiederholt — Also Du bist frisch und gesund in Bern? Nun, das freut mich, freut mich doch — Aber Gott weiß, ich habe jetzt einen innerlichen Widerwillen vor Dir und könnte Dich niemals wieder herzlich umarmen. Ich nehme also das Obengesagte zurück. — Empfange Dein Eigenthum in der Krone, schicke mir die Charte, Pantoffeln etc. etc. und lebe recht wohl.

d. 29t Mittags

Mein lieber Lohse, ich muß Dir jetzt doch mein unverständliches Betragen erklären! — Ich schrieb diesen Brief in Liechsthal und empfieng ihn in Basel zurück. — Als ich in Bern erfuhr, daß Du hier seyst, schrieb ich die Nachschrift. Denn damals schien es mir noch süß, Dir wehe zu thun. — Am andern Tage dachte ich wieder, es (sei) so besser Dir das zu ersparen. Darum schickte ich Dir bloß die Sachen ohne den Brief. — Heute Morgen als ich Dich unter den Arkaden begegnete, Gott weiß, ich hatte das

Alles vergeſſen und mir war es wie vor 6 oder 8 Wochen. Aber das war doch wohl nur bloß ein vorübergehendes Gefühl — Prüfe ſelbſt ruhig, ob wir wohl für einander paſſen — Du wirſt wie ich, die Unmöglichkeit einſehen — Aber komm noch einmal zu mir, wir wollen ohne Groll ſcheiden.

An Ulrike v. Kleiſt

Bern, d. 12t Januar, 1802 (Adreſſire die Briefe nach Bern)

Mein liebes Ulrikchen, der Tag, an welchem ich Deinen Brief empfieng, wird Einer der traurigſten meines Lebens bleiben. Die vergangne Nacht iſt die dritte, die ich ſchlaflos zugebracht habe, weil mir immer das entſetzliche Bild vorſchwebt — So unglücklich mußte dieſe Reiſe enden, die Dir damals viele Freude gemacht hat? — Ich war in der erſten Überraſchung ganz außer mir. Mir wars, als geſchähe das Unglück indem ich es laß, und es dauerte lange, ehe mir zum Troſte einfiel, daß es ja ſchon ſeit drei Wochen vorbei war. — Wie werden mich die Verwandten von allen Seiten mit Vorwürfen überſchüttet haben! Werden ſie es mir verzeihen können, daß ich Dich ſo einſam reiſen ließ? Und doch, hätte meine Gegenwart Dir zu etwas Anderm dienen können, als bloß den Unfall mit Dir zu theilen?

Die andere Hälfte Deines Briefes, welche mich betrifft, iſt auch nicht ſehr erfreulich — Mein liebes Ulrikchen, zurückkehren zu Euch iſt, ſo unausſprechlich ich Euch auch liebe, doch unmöglich, unmöglich. Ich will lieber das Äußerſte ertragen — Laß mich. Erinnere mich nicht mehr daran. Wenn ich auch zurückkehrte, ſo würde ich doch gewiß, gewiß ein Amt nicht nehmen. Das iſt nun einmal abgethan. Dir ſelbſt

wird es einleuchten, daß ich für die üblichen Verhältniſſe gar nicht mehr paſſe. Sie beſchränken mich nicht mehr, ſo wenig wie das Ufer einen anſchwellenden Strom. Laß das alſo für immer gut ſein. — Und dann, ich will ja, wohlverſtanden, Deinen Willen thun, will ja hineintreten in das bürgerliche Leben, will ein Amt nehmen, Eines, das für beſcheidne Bedürfniſſe gewiß hinreicht, und das noch dazu vor allen andern den Vorzug hat, daß es mir gefällt — Ja, wenn auch wirklich mein Vermögen ſo tief herabgeſchmolzen iſt, wie Du ſchreibſt, ſo kann ich doch immer noch meinen ſtillen, anſpruchloſen Wunſch, ein Feld mit eignen Händen zu bebauen, ausführen. Ja zuletzt bleibt mir, bei meinem äußern und innern Zuſtand, kaum etwas anderes übrig, und es iſt mir lieb, daß Nothwendigkeit und Neigung hier einmal ſo freundlich zuſammenfallen. Denn immer von meiner Kindheit an, iſt mein Geiſt auf dieſem Lebenswege vorangegangen. Ich bin ſo ſichtbar dazu geboren, ein ſtilles, dunkles, unſcheinbares Leben zu führen, daß mich ſchon die zehn oder zwölf Augen, die auf mich ſehen, ängſtigen. Darum eben ſträube ich mich ſo gegen die Rückkehr, denn unmöglich wäre es mir, hinzutreten vor jene Menſchen, die mit Hoffnungen auf mich ſahen, unmöglich ihnen zu antworten, wenn ſie mich fragen: wie haſt Du ſie erfüllt? Ich bin nicht, was die Menſchen von mir halten, mich drücken ihre Erwartungen — Ach, es iſt unverantwortlich, den Ehrgeiz in uns zu erwecken, einer Furie zum Raube ſind wir hingegeben — Aber nur *in* der Welt wenig zu ſein, iſt ſchmerzhaft, *außer* ihr nicht. Ach, das iſt ein häßlicher Gegenſtand. Von etwas Anderm. — Ja, was ich ſagen wollte, ich bin nun einmal ſo verliebt in den Gedanken, ein Feld zu bauen, daß es wohl wird geſchehen müſſen: Betrachte mein Herz wie einen Kranken, dieſen Wunſch wie eine kleine Lüſternheit, die man, wenn ſie un-

schädlich ist, immerhin gewähren kann. — Und im Ernste, wenn ich mein letztes Jahr überdenke, wenn ich erwäge, wie ich so seltsam erbittert gewesen bin gegen mich und Alles, was mich umgab, so glaube ich fast, daß ich wirklich krank bin. Dich, zum Beispiel, mein liebes, beßtes Ulrikchen, wie konnte ich Dich, oft in demselben Augenblicke, so innig lieben und doch so empfindlich beleidigen? O verzeih' mir! Ich habe es mit mir selbst nicht besser gemacht. — Du rietheſt mir einmal in Paris, ich mögte, um heitrer zu werden, doch kein Bier mehr trinken, und sehr empfindlich war mir diese materialistische Erklärung meiner Trauer — jetzt kann ich darüber lachen, und ich glaube, daß ich auf dem Wege zur Genesung bin. Ach, Ulrike, es muß irgendwo einen Balsam für mich geben, denn der bloße Glaube an sein Dasein stärkt mich schon. — Ich will Dir wohl sagen, wie ich mir das letzte Jahr erkläre. Ich glaube, daß ich mich in Frankfurt zu übermäßig angestrengt habe, denn wirklich ist auch seit dieser Zeit mein Geist seltsam abgespannt. Darum soll er für jetzt ruhen, wie ein erschöpftes Feld, desto mehr will ich arbeiten mit Händen und Füßen, und eine Lust soll mir die Mühe sein. Ich glaube nun einmal mit Sicherheit, daß mich diese körperliche Beschäftigung wieder ganz herstellen wird. Denn zuletzt mögte alles Empfinden nur von dem Körper herrühren, und selbst die Tugend durch nichts anderes froh machen, als bloß durch eine, noch unerklärte, Beförderung der Gesundheit — Wie, was war das? So hätte ich ja wohl nicht krank sein müssen, oder —? Wie Du willst, nur keine Untersuchung! In der Bibel steht, arbeite so wird es Dir wohl gehen — ich bilde mir ein, es sei wahr, und will es auf die Gefahr hin wagen.

Und nun einen Schritt näher zum Ziele. Ich will, daß von dem Wackerbarthschen Capitale Du, die Tante, Stojentin und Werdeck sogleich bezahlt werden. Jeder Andere, der

irgend mit einer Forderung an mich auftreten könnte, wird vor der Hand abgewiesen, weil ich hier nicht genau die Größe der Schuld weiß, und mir zu diesem Behufe erst Papier aus Berlin schicken lassen muß. Auch bin ich von ihnen mehr oder weniger betrogen worden, und will nicht allein leiden, was ich nicht allein verbrach. Ich ersuche also Pannwitz mir zu schreiben, wie viel sie von mir fordern, worauf ich selbst bestimmen werde, wie viel ihnen zu bezahlen ist. Die Schuld soll sodann mit diesem Theile von Seiten der Interessenten als gelöscht angesehen werden. Von mir selbst aber soll sie das nicht, und ich lege mir die Pflicht auf, auch den noch übrigen Theil einst zu bezahlen. Das soll Pannwitz ihnen sagen zu ihrer Ruhe, wenn etwas anderes sie beruhigen kann, als schwarz auf weiß. Das nun, was von meinem gesammten Capital übrig bleibt, wenn meine Schulden bezahlt sind, darüber will ich nun sobald als möglich frei disponiren können, und ich will Dir jetzt sagen, was ich damit anzufangen denke.

Mir ist es allerdings Ernst gewesen, mein liebes Ulrikchen, mich in der Schweiz anzukaufen, und ich habe mich bereits häufig nach Gütern umgesehen, oft mehr in der Absicht, um dabei vorläufig mancherlei zu lernen, als bestimmt zu handeln. Auf meiner Reise durch dieses Land habe ich fleißig die Landleute durch Fragen gelockt, mir Nützliches und Gescheutes zu antworten. Auch habe ich einige landwirthschaftliche Lehrbücher gelesen und lese noch dergleichen, kurz, ich weiß soviel von der Sache, als nur immer in so kurzer Zeit in einen offnen Kopf hineingehen mag. Dazu kommt, daß ich durch Heinrich Zschokke einige lehrreiche Bekanntschaften gemacht habe, und nun mehrere mit Landmännern machen werde. Überall vertraue ich mich mit ziemlicher Offenheit an, und finde Wohlwollen und Unterstützung durch Rath und That. Zschokke selbst will sich

ankaufen, sogar in meiner Nähe, auch spricht er zuweilen von dem Schweizerbürgerrecht, das er mir verschaffen könne, und sieht dabei sehr herzlich aus; aber ich weiß noch nicht, ob ich recht lese. — Kurz, Du siehst, daß ich, ob ich gleich verliebt bin, mich doch nicht planlos, in blinder Begierde, über den geliebten Gegenstand hinstürze. Vielmehr gehe ich so vorsichtig zu Werke, wie es der Vernunft bei der Liebe nur immer möglich ist. — Ich habe also unter sehr vielen beurtheilten Landgütern endlich am Thuner See Eines gefunden, das mir selbst wohl gefällt, und, was Dir mehr gelten wird, auch von meinen hiesigen Freunden für das schicklichste gehalten wird. — Die Güter sind jetzt im Durchschnitt alle im Preise ein wenig gesunken, weil mancher, seiner politischen Meinungen wegen, entweder verdrängt wird, oder freiwillig weicht. Ich selbst aber, der ich gar keine politische Meinung habe, brauche nichts zu fürchten und zu fliehen. — Das Gut also von dem die Rede war, hat ein kleines Haus, ziemlich viel Land, ist während der Unruhen ein wenig verfallen und kostet circa 3500 Rthlr. Das ist in Vergleichung der Güte mit dem Preise das beßte das ich fand. Dazu kommt ein Vortheil, der mir besonders wichtig ist, nämlich daß der jetzige Besitzer das erste Jahr lang in dem Hause wohnen bleiben, und das Gut gegen Pacht übernehmen will, wodurch ich mit dem Praktischen der Landwirtschaft hinlänglich bekannt zu werden hoffe, um mich sodann allein weiter forthelfen zu können. — Auch wird Lohse, den seine Kunst ernährt, bei mir wohnen, und mir mit Hülfe an die Hand gehen. — Wenn ich also, wie Du schreibst, auf Deine Unterstützung rechnen kann, wenn Du mir eine — wie nenne ich es? Wohlthat erzeigen willst, die mir mehr als das Leben retten kann, so lege mir zu meinem übriggebliebenen Capital so viel hinzu, daß ich das Gut bezahlen kann. Das schicke mir dann so bald als

möglich, und wenn Du mir auch nur einen Theil gleich, das Übrige etwa in einigen Monaten schicken könntest, so würde ich gleich aus dieser Stadt gehen, wo meine Verhältnisse mir immer noch den Aufenthalt sehr theuer machen. Alles, was Du mir zulegst, lasse ich sogleich auf die erste Hypothek eintragen, und verlieren kannst Du in keinem Falle, auch in dem schlimmsten nicht.

Ob Du aber nicht etwas gewinnen wirst, ich meine, außer den Procenten —? Mein liebes Ulrikchen, bei Dir muß ich von gewissen Dingen immer schweigen, denn ich schäme mich zu reden, gegen Einen, der handelt. — Aber Du sollst doch noch einmal Deine Freude an mir haben, wenn ich Dich auch jetzt ein wenig betrübe. — Auch Tante und die Geschwister sollen mir wieder gut werden, o gewiß! Denn erzürnt sind sie auf mich, ich fühle es wohl, nicht einmal einen Gruß schenken sie dem Entfernten. Ich aber drücke mich an ihre Brust und weine, daß das Schicksal, oder mein Gemüth — und ist das nicht mein Schicksal? eine Kluft wirft zwischen mich und sie. H. K.

An Ulrike v. Kleist

Auf der Aarinsel bei Thun, d. 1t Mai. 1802

Mein liebes Ulrikchen, ich muß meiner Arbeit einmal einen halben Tag stehlen, um dir Rechenschaft zu geben von meinem Leben; denn ich habe immer eine undeutliche Vorstellung, als ob ich dir das schuldig wäre, gleichsam als ob ich von deinem Eigenthum zehrte.

Deinen letzten Brief mit Inschriften und Einlagen von den Geliebten, habe ich zu großer Freude in Bern empfangen, wo ich eben ein Geschäft hatte bei dem Buchhändler Geßner, Sohn des berühmten, der eine Wieland, Tochter des berühmten, zur Frau, und Kinder, wie die

lebendigen Idyllen hat: ein Haus, in welchem sich gern verweilen läßt. Drauf machte ich mit Zschokke und Wieland, Schwager des Seßner, eine kleine Streiferei durch den Aargau — Doch das wäre zu weitläufig, ich muß dich überhaupt doch von manchen andern Wunderdingen unterhalten, wenn wir einmal wieder beisammen sein werden. — Jetzt leb' ich auf einer Insel in der Aare, am Ausfluß des Thunersees, recht eingeschlossen von Alpen, 1/4 Meile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlfeil war, habe ich für sechs Monate gemiethet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter niemand, als nur an der andern Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf den See gefahren bin, wenn sie Netze einzieht und auswirft. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirthschaft führt: ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt, wie ihr Taufname: Mädeli. Mit der Sonne stehn wir auf, sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite für die Rückkehr zu euch; dann essen wir zusammen; Sonntags zieht sie ihre schöne Schwyzertracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über, sie geht in die Kirche nach Thun, ich besteige das Schreckhorn, und nach der Andacht kehren wir beide zurück. Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Ich würde ganz ohne alle widrigen Gefühle sein, wenn ich nicht, durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, sie mir selbst erschaffen müßte. So habe ich zum Beispiel jetzt eine seltsame Furcht, ich mögte sterben, ehe ich meine Arbeit vollendet habe. Von allen Sorgen vor dem Hungertod bin ich aber, Gott sei dank, befreit, obschon Alles, was ich erwerbe, so grade wieder drauf geht. Denn, du weißt, daß mir das Sparen auf keine Art gelingt. Kürzlich fiel es mir einmal ein, und

ich sagte dem Mädeli: sie sollte sparen. Das Mädchen verstand aber das Wort nicht, ich war nicht im Stande ihr das Ding begreiflich zu machen, wir lachten beide, und es muß nun beim Alten bleiben. — Übrigens muß ich hier wohlfeil leben, ich komme selten von der Insel, sehe niemand, lese keine Bücher, Zeitungen, kurz, brauche nichts, als mich selbst. Zuweilen doch kommen Seßner, oder Zschokke oder Wieland aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit, und schmeicheln mir — kurz, ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht, und eine große That. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabneres, als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann. — Mit einem Worte, diese außerordentlichen Verhältnisse thun mir erstaunlich wohl, und ich bin von allem Gemeinen so entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber mögte an die andern Ufer, wenn ihr nicht da wohntet. Aber ich arbeite unaufhörlich um Befreiung von der Verbannung — du verstehst mich. Vielleicht bin ich in einem Jahre wieder bei euch. — Gelingt es mir nicht, so bleibe ich in der Schweiz, und dann kommst du zu mir. Denn wenn sich mein Leben würdig beschließen soll, so muß es doch in deinen Armen sein. — Adieu. Grüße, küsse, danke Alle. Heinrich Kleist.

N. S. Ich war vor etwa 4 Wochen, ehe ich hier einzog, im Begrif nach Wien zu gehen, weil es mir hier an Büchern fehlt; doch es geht so auch und vielleicht noch besser. Auf den Winter aber werde ich dorthin — oder vielleicht gar schon nach Berlin. — Bitte doch nur Leopold, daß er nicht böse wird, weil ich nicht schreibe, denn es ist mir wirklich immer eine erstaunliche Zerstreuung, die ich vermeiden muß. In etwa 6 Wochen werde ich wenigstens ein Dutzend Briefe schreiben. —

An Wilhelmine v. Zenge

Auf der Aarinsel bei Thun, d. 20t Mai, 1802

Liebe Wilhelmine, um die Zeit des Jahreswechsels erhielt ich den letzten Brief von Dir, in welchem Du noch einmal mit vieler Herzlichkeit auf mich einstürmst, zurückzukehren ins Vaterland, mich dann mit vieler Zartheit an Dein Vaterhaus und die Schwächlichkeit Deines Körpers erinnerst, als Gründe, die es Dir unmöglich machen, mir in die Schweiz zu folgen, dann mit diesen Worten schließest: wenn Du dies Alles gelesen hast, so thue was Du willst. Nun hatte ich es wirklich in der Absicht mich in diesem Lande anzukaufen, in einer Menge von vorhergehenden Briefen an Bitten und Erklärungen von meiner Seite nicht fehlen lassen, so daß von einem neuen Briefe kein bessrer Erfolg zu erwarten war; und da mir eben aus jenen Worten einzuleuchten schien, Du selbst erwartetest keine weiteren Bestürmungen, so ersparte ich mir und Dir das Widrige einer schriftlichen Erklärung, die mir nun aber Dein jüngst empfangener Brief doch nothwendig macht.

Ich werde wahrscheinlicher Weise niemals in mein Vaterland zurückkehren. Ihr Weiber versteht in der Regel ein Wort in der deutschen Sprache nicht, es heißt Ehrgeiz. Es ist nur ein einziger Fall in welchem ich zurückkehre, wenn ich der Erwartung der Menschen, die ich thörigter Weise durch eine Menge von prahlerischen Schritten gereizt habe, entsprechen kann. Der Fall ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Kurz, kann ich nicht mit Ruhm im Vaterlande erscheinen, geschieht es nie. Das ist entschieden, wie die Natur meiner Seele.

Ich war im Begriff mir ein kleines Gut in der Schweiz zu kaufen, und Pannwitz hatte mir schon den Rest meines ganzen Vermögens dazu überschickt, als ein abscheulicher

Volksaufstand mich plötzlich, acht Tage ehe ich das Geld empfing davon abschreckte. Ich fing es nun an für ein Glück anzusehn, daß Du mir nicht hattest in die Schweiz folgen wollen, zog in ein ganz einsames Häuschen auf einer Insel in der Aare, wo ich mich nun mit Lust oder Unlust, gleichviel, an die Schriftstellerei machen muß.

Indessen geht, bis mir dieses glückt, wenn es mir überhaupt glückt, mein kleines Vermögen gänzlich drauf, und ich bin wahrscheinlicher Weise in einem Jahre ganz arm. — Und in dieser Lage, da ich noch außer dem Kummer den ich mit Dir theile, ganz andre Sorgen habe, die Du gar nicht kennst, kommt Dein Brief, und weckt wieder die Erinnerung an Dich, die glücklicher, glücklicher Weise ein wenig ins Dunkel getreten war —

— Liebes Mädchen, schreibe mir nicht mehr. Ich habe keinen andern Wunsch als bald zu sterben. H. K.

An Wilhelm v. Pannwitz

Bern, im August, 1802

Mein lieber Pannwitz, ich liege seit zwei Monaten krank in Bern, und bin um 70 französische Louisd'ors gekommen, worunter 30, die ich mir durch eigne Arbeit verdient hatte. Ich bitte Gott um den Tod und dich um Geld, das du auf mein Hausantheil erheben mußt. Ich kann und mag nichts weiter schreiben, als dies Allernothwendigste. Schicke zur Sicherheit das Geld an den Doctor und Apotheker Wyttenbach, meinem Arzt, einem ehrlichen Mann, der es euch zurückschicken wird, wenn ich es nicht brauche. Lebet wohl, lebet wohl, lebet wohl. Heinrich Kleist.

Wir wissen nicht einmal ganz genau, ob Kleist, als er aus der Schweiz nach Weimar ging, überhaupt vor Goethe und Schiller getreten ist. Als F. L. Huber im „Freimütigen" die Schroffensteiner lobte, konnte er stolz zu Ulrike sagen: Und ich schwöre Dir, daß ich noch viel mehr von mir weiß. Aber sein Drama, das er als eine neue Erfindung bezeichnet, wurde nicht fertig, und mit dem bloßen Fragment des Robert Guiscard wollte und konnte er sich nicht legitimieren. Verheimlichte er es doch sogar vor Wieland, an den Kleist von Ludwig als ein außerordentliches Genie empfohlen worden war, das sich mit aller Kraft auf die dramatische Kunst geworfen habe. Der kluge und gütige Greis, dessen Verstand sich nie überlebt hat, nahm den geheimnisvollen Fremden aus seinem unbehaglichen Weimarer Quartier zu sich nach Osmannstedt, wo er völlig mit der Familie lebte. Wieland ist der klassische Zeuge für Kleists Gemütsart und Erscheinung unter den Menschen, vielleicht der einzige, dem wir jedes seiner bedachten und liebreichen Worte glauben dürfen. Nach zwei Monaten engsten Beisammenseins in Osmannstedt hatte der sonderbare trotz augenscheinlicher Überspanntheit liebenswürdige, rührende Gast sich noch nicht aufgeschlossen, der von seinen innerlichen Vorstellungen hingerissen die Menschen um sich vergaß, um zuweilen etwas Unverständliches zwischen den Zähnen zu murmeln. Endlich gestand er dem geduldig Wartenden, daß er an einem Trauerspiel arbeite, daß er aber von seinem hohen und vollkommenen Ideal noch nichts zu Papier gebracht habe. Wieland gab ihm den Rat, sein Stück nach dem entworfenen Plan auszuarbeiten und es wenigstens für sich so gut wie möglich fertig zu machen. Aber er sprach zu einem Tauben wie zu einem Stummen. Seine Treuherzigkeit brachte es in einer glücklichen Stunde zu Wege, daß dieser die Sprache fand und ihm einige Stücke aus dem Gedächtnis vordeklamierte. „Wenn die Geister

des Äschylus, Sophokles und Shakespeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie würde das sein, was Kleists Tod Guiscards des Normannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblick an war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigstens, selbst von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt worden ist." Wieland hat sofort die Mission Kleists erkannt, der wie ein dunkler Titane drohend und flehend unter die Olympier trat; er sagt über ihn, was Kleist von sich selbst wußte. Von der Rührung und Bewunderung des Alten hingerissen sank Kleist ihm zu Füßen und bedeckte seine Hände mit Küssen. Es war der große Tag seines Lebens. In Weimar wollte er Gewißheit finden, die Weihen empfangen, bevor er zu den Seinen zurückkehren konnte. Aber er fand sie vor sich selbst nicht länger als diesen einen Augenblick auf der Höhe der seligen Genien, und das besorgte „Sofern" des alten Wieland traf die eigenen Zweifel. Bei dem väterlichen Gastfreund hielt er es nicht mehr aus, weil er seine Erwartungen durch das Werk nicht erfüllen konnte; er floh vor seiner Liebe und auch vor der offenen Zuneigung des jüngsten Töchterchens. Diese beiden wollte er nicht enttäuschen. Das Phänomen Kleist hat Wieland tief beunruhigt, der auch dem Flüchtling mit väterlicher Sorge nachging. „Nichts ist dem Genius der heiligen Muse, die Sie begeistert, unmöglich. Sie müssen Ihren Guiscard vollenden, und wenn der ganze Kaukasus und Atlas auf Sie drückte . . ." Diesen Brief bewahrte Kleist als einen Talisman, als den einzigen Lohn, den ihm seine verzweifelten Anstrengungen eingebracht hatten. Wieland mußte ihn ermutigen, aber der einsichtsvolle Psychologe fragte sich zugleich, ob es nicht gefährlich war, den Fanatiker seiner

Sache noch tiefer in sein Schicksal hineinzustoßen. Kleists gesamte seelische Verfassung hat er später mit außerordentlichem Scharfblick verzeichnet: gewaltsam niedergedrückter Stolz, Exzentrizität der ganzen Laufbahn, fürchterliche Überspannung, fruchtloses Streben nach einem vollkommenen zur fixen Idee ausgearteten Ideal, Mißverhältnis mit der Familie, zerrüttete und geschwächte Gesundheit. Das ist eine vollständige Diagnose liebender und prüfender Einsicht.

Der Titan, der den Olymp stürmen wollte, war im Gefühl der eigenen Schwäche zurückgesunken. Nun treibt ihn Unruhe wieder auf planlosen Wegen einer neuen Nacht entgegen. Es ist ein unsinniger Vorsatz, wenn Kleist Deklamationsunterricht nehmen will, um etwa ein wandernder Rhapsode seines Werkes zu werden, das nicht mehr fortschreitet. Die Sehnsucht zieht ihn nach Hause; der Stolz treibt ihn in eine neue Verbannung als einen Prätendenten, der keiner Erwartung genügen konnte. Das Vaterland hat keinen Platz für ihn, wenn er ihn nicht ruhmvoll erobert. Nach einigen friedlichen Dresdener Wochen, die ihm die Schwestern Schlieben versüßt haben, geht es wieder südwärts. Sein alter Freund Pfuel bietet ihm die Mittel, die Tragödie zu vollenden, und auch die willige Ulrike, die seine Sache bei den Verwandten führt, wird wieder besteuert. Die beiden Freunde wollen die Schweiz, Oberitalien und Frankreich besuchen, es ist Kleists dritte Fluchtreise, von deren Einzelheiten wir nichts wissen, eine von den dunklen, schweigenden Perioden seines Lebens, bis von Genf aus der Verzweiflungsschrei an Ulrike geht, eine Klage nicht ohne die Wollust der Müdigkeit, die alle Waffen gestreckt hat.

Wenn er nun nach Paris eilt, von dort zur französischen Armee, um die englische Landung mitzumachen, wenn er seinem Könige förmlich aufsagt, so ist er nur als Kranker

anzusehen, der besinnungslos Vernichtung, Erlösung sucht auf dem Schlachtfeld oder im unendlich prächtigen Grabe des Meeres. Ein französischer Bekannter rettet den fast Unzurechnungsfähigen, und der preußische Gesandte verschafft ihm einen Paß nach Potsdam. In Mainz auf dem Wege zur Heimat erfolgt auch, man muß hier sagen, der rettende physische Zusammenbruch, eine von den tiefen Erschöpfungen, die sein maßlos angespannter Geist zu brauchen scheint, um wie aus schwerem Schlafe wieder aufzudämmern. Es war ein verständiger Arzt, der den Rekonvaleszenten dort einem Tischler zur leichten Beschäftigung übergab, eine uns im einzelnen unzugängliche Episode, die natürlich unhaltbare Legenden hervorgebracht hat. Kleist selbst, dem einige Leute eine ihm leider unbekannte Gesundheit zuschreiben wollen, hat für diese Zeit des halb unbewußten Umherirrens, wo er fast als Spion erschossen worden wäre, die Verantwortung abgelehnt, und er beansprucht als Kranker behandelt zu werden, der gewiß nicht der Mann der Entschuldigungen war. Über solche Perioden der geistigen Abwesenheit hat er wohl Schweigen beobachtet, aber es scheint, daß er gegen sie nicht undankbar gewesen ist, daß er diese Erschöpfungen als Erholungen betrachtet hat, durch die er wieder leben konnte. Zweifellos hat sich seine nervöse Organisation später befestigt, sie behielt ihre schmerzhafte Empfindlichkeit, aber die Konstitution des Mannes gewann physisch und psychisch an Zähigkeit, Strammheit und Aktionsfähigkeit. Sein jugendliches Dasein war eine fast regelmäßige Wiederholung von Fallen und Aufstehen, eine extreme Ablösung von Überbewußtsein und Unbewußtsein. Der erlebten Erfahrung entspricht das häufige Auftreten der Ohnmacht in seinen Werken, die auch Gesunde und Starke befällt. Daher stammen auch die Episoden der Somnambulen und Nachtwandler, die „Unarten des Geistes",

die an sich keine Krankheit bedeuten sollen, sondern vielmehr ein tiefstes Versinken in sich selbst, einen Rückzug auf die innersten Instinkte als die reinsten Kraftquellen des Individuums. Auch die Psychiater, die den Philologen zu Hülfe gekommen sind, wissen über dieses unterirdische Treiben des Genius nichts zu sagen, über diese mystische Seelenkraft, die sich verpuppt, sich in die Erde eingräbt, um dann neubeflügelt, ätherleicht sich zu den verwandten Sternen aufzuschwingen.

Kleist hatte Ungeheures gewollt, nicht nur eine neue Tragödie, die ihn in die erste Reihe stellen sollte, sondern auch einen neuen Typus der Tragödie, wie ihn das deutsche Volk noch nicht besaß. Das Goethesche Theater mochte ihm bei aller Bewunderung zu lyrisch und unheroisch scheinen, das Schillersche zu unsinnlich und rhetorisch. So trat er in die Lücke mit dem reinen Drama, das in jedem Augenblick ohne alle Nebenzwecke, ohne Sorge um Humanität, Erziehung, Bildung, Idealität nur dramatisch ist und sich im Shakespeareschen Sinne als absolute Notwendigkeit aus den Bedingungen der Charaktere darstellt. Was er seine neue Erfindung nennt, können wir nicht definieren. Die Ableitung der Tragödie aus dem Geiste der Musik, aus dem Gesetz des Contrapunktes ist eine Idee, die sich fühlen aber technisch nicht verwirklichen läßt. Wir können Kleists Kunst nicht auf seiner musikalischen Veranlagung aufbauen, das ist ein geistreicher Vorschlag ohne natürliche Handhaben, und wenn er seine halben Talente beklagt, so braucht dieser wahrscheinlich zufällige Plural nicht auf den Konflikt zwischen Tonkunst und Dichtkunst hinzuweisen, wie er das halbe Leben von Otto Ludwig verzehrt hat.

Die Anerkennung Wielands, die in der Begeisterung Äschylos, Sophokles, Shakespeare zum Vergleich anruft, darf uns eben so wenig verleiten, eine umfassende und gewollte Kombi-

nation antiken und modernen Stiles anzunehmen. Das Fragment, das Kleist später aus dem Gedächtnis niederschrieb, klingt sprachlich mehr nach Sophokles und Homer als nach Shakespeare. Aber Kleist hat nie überlieferte Momente der Bildung und Kunst angenommen, seine Dichtung hat ein ganz eigenes inneres Klima, und wenn er in einigen Zügen antik wirkt, so geschieht es durch seinen rein plastischen Sinn, durch die eigene naive Urkraft, die mythisch personifizierten Vorstellungen wie der Pest, dem Haß oder der Furcht menschliche Gesichter, Stimmen und Glieder gibt. Die fast protzige Energie aller Figuren entspricht nicht dem gereinigten von Goethe gehegten Ideal der Winkelmannschen Antike, wohl aber gleichen sie den wilden Kämpfern auf dem pergamenischen Fries, die im Augenblick höchster Kraftentfaltung versteinert zu sein scheinen. Dasselbe Brausen wie von ungeheuren Flügeln geht durch das Gedicht, es fegt alle Häupter und Leiber, alle die gereckten Arme und Schwerter zu einem monumentalen Haufen zusammen, den die Riesengestalt des Guiscard krönt. Dieser Ehrgeizige hat in der dramatischen Literatur keinen Verwandten, weder an Ödipus, noch an Macbeth, noch an Wallenstein. Einige Züge der Verschlagenheit, der Liebenswürdigkeit, des politischen Realismus mögen an Odysseus erinnern, von dem ihn wieder sein Wesentlichstes, die fanatische Hingabe an ein unerreichbares Ziel des Ehrgeizes entfernt. Guiscard hat ebensoviel Kraft wie Maß mit seiner begrenzenden Besonnenheit und Vorsicht, ein Herrscher, wie er nie größer geschaffen worden ist, kein Hebbelscher Holofernes, der sich renommierend aufbläst und spitzfindig auflöst.

Warum hat Kleist seine Tragödie nicht vollendet, nachdem er sich mit einem halben Akte neben die mächtigsten Schöpfer gestellt hatte? Die Antwort gab uns vielleicht in jüngster Zeit der Einfall eines Theaterdirektors, der den Normannenherzog

am Schlusse des Fragments zusammenbrechen ließ, als ob er nie wieder aufstehen würde: man hatte eine vollständige Tragödie, nicht nur ihr Bruchstück gesehen. Wahrscheinlich hatte Kleist sich überboten und erschöpft mit diesem ersten Akte, der soweit vorstürmt, daß er die folgenden schon überholt zu haben scheint. Allein die Exposition enthält mit den Bedingungen schon die Folgerungen der Handlung. Wie die Normannen sterben in „des Sinnes entsetzlicher Verwirrung", so wird auch Guiscard von der Pest ergriffen enden, die Zähne gegen Gott und die Menschen fletschend. Dieser mächtigste Torso unserer Literatur ruht in sich so vollendet, daß wir die fehlenden Glieder fast entbehren können wie an der Nike von Samothrake. Nur mit einem halbtausend Versen konnte der junge Kleist sich neben die größten Tragiker stellen, und von dieser wie im Sprunge genommenen Höhe gab es nur einen zerschmetternden Fall, wenn den Himmelsstürmer der Schwindel packte.

An Ulrike v. Kleist

Weimar, d. 9t Decmbr, 1802

Mein liebes Ulrikchen, der Anfang meines Gedichtes, das der Welt deine Liebe zu mir erklären soll, erregt die Bewunderung aller Menschen, denen ich es mittheile. O Jesus! Wenn ich es doch vollenden könnte! Diesen einz'gen Wunsch soll mir der Himmel erfüllen; und dann mag er thun, was er will. Zur Hauptsache! Ich brauche schon wieder Geld; und kann Dir weiter nichts sagen. Ich habe Andern geborgt. Es ist verrückt, ich weiß es. Schicke mir doch, wenn es sein kann, den ganzen Rest. Heinrich Kleist. —

Dein Geschenk habe ich empfangen, und würde es mit noch größerer Freude tragen, wenn ich wüßte, ob Du es mit eignen lieben Händen verfertigt hast? — Das Weih-

nachtsfeſt bringe ich in Osmanſtädt zu. Wieland, der alte, auch der junge, grüßen dich; und ich alle Unſrigen.

An Ulrike v. Kleiſt

Leipzig, d. 13t (—14t) März, 1803

Ich habe deinen Brief vom 18t Febr. empfangen, und eile ihn zu beantworten. — Vielen Dank für alle deine guten Nachrichten. Wie mag doch das kleine Ding ausſehen, das Suſtel gebohren hat? Ich denke, wie die Mäuſe, die man aus Apfelkernen ſchneidet. —

Merkels unbekannter Correſpondent bin ich nicht. —

Du biſt doch immer noch die alte reiſeluſtige Ulrike! Die Mara hat anderthalb Meilen von mir geſungen (in Weimar) und wahrhaftig, ſie hätte in dem Kruge zu Osmanſtädt ſingen können; es iſt noch die Frage, ob ich mich gerührt hätte. Aber der Himmel behüte mich, dir dieſe Reiſeluſtigkeit zu beſpötteln. Denn das wäre, als ob Einer, der mit ſinkenden Kräften gegen einen Fluß kämpfte, die Leute, die auf ſein Schreien ans Ufer ſtürzten, der Neugierde zeihen wollte. —

Das Verzeichnis der Sachen, die ich bei Carl Zenge zurückließ, kann ich nicht geben. —

Und dich begleitet auf allen Schritten Freude auf meinen nächſten Brief? O du Vortreffliche! Und o du Unglückliche! Wann werde ich den Brief ſchreiben, der dir ſo viele Freude macht, als ich dir ſchuldig bin? —

Ich weiß nicht, was ich dir über mich unausſprechlichen Menſchen ſagen ſoll. — Ich wollte ich könnte mir das Herz aus dem Leibe reißen, in dieſen Brief packen, und dir zuſchicken. — Dummer Gedanke!

Kurz, ich habe Osmanſtädt wieder verlaſſen. Zürne nicht! Ich mußte fort, und kann dir nicht ſagen, warum? Ich

habe das Haus mit Thränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann; außer du! —! Aber ich mußte fort! O Himmel, was ist das für eine Welt!

Ich brachte die ersten folgenden Tage in einem Wirthshause zu Weimar zu, und wußte gar nicht, wohin ich mich wenden sollte. Es waren recht traurige Tage! Und ich hatte eine recht große Sehnsucht nach dir, o du meine Freundinn!

Endlich entschloß ich mich nach Leipzig zu gehen. Ich weiß wahrhaftig kaum anzugeben, warum? — Kurz, ich bin hier.

Ich nehme hier Unterricht in der Declamation bei einem gewissen Kerndörffer. Ich lerne meine eigne Tragödie bei ihm declamiren. Sie müßte, gut declamirt, eine bessere Wirkung thun, als schlecht vorgestellt. Sie würde mit vollkommner Declamation vorgetragen, eine ganz ungewöhliche Wirkung thun. Als ich sie dem alten Wieland mit großem Feuer vorlas, war es mir gelungen, ihn so zu entflammen, daß mir, über seine innerlichen Bewegungen, vor Freude die Sprache vergieng, und ich zu seinen Füßen niederstürzte, seine Hände mit heißen Küssen überströmend.

Vorgestern faßte ich ein Herz, und gieng zu Hindenburg. Da war große Freude. „Nun, wie steht's in Paris um die Mathematik?" — Eine alberne Antwort von meiner Seite, und ein trauriger Blick zur Erde von der seinigen. — „So sind Sie bloß so herum-gereiset?" — Ja, herum gereiset. — Er schüttelte wehmüthig den Kopf. Endlich erhorchte er von mir, daß ich doch an etwas arbeite. „Woran arbeiten Sie denn? Nun! Kann ich es denn nicht wissen? Sie brachten diesen Winter bei Wieland zu; gewiß! gewiß!" — Und nun fiel ich ihm um den Hals, und herzte und küßte ihn so lange, bis er lachend mit mir

überein kam: der Mensch müsse das Talent anbauen, das er in sich vorherrschend fühle.

Ob ich nicht auch mit Wünschen so fertig werden könnte? Und Huth? Und Hüllmann? etc. etc. etc. etc. etc.

Hindenburg erzählte mir, du habest von der Gräfin Genlis einen Ruf als Erzieherinn in ihr Institut zu Paris erhalten. Was verstehst du davon? Ich, nichts.

Wieland hat Osmanstädt verkauft und zieht auf 1t Mai nach Weimar. Der 3t Mai wird zu seiner Ehre mit einem großen Feste gefeiert werden. Ich bin eingeladen; und Alles, was süß ist, lockt mich. Was soll ich thun?

Wenn ihr mich in Ruhe ein Paar Monate bei euch arbeiten lassen wolltet, ohne mich mit Angst, was aus mir werden werde, rasend zu machen, so würde ich — ja ich würde!

Leset doch einmal im 34 oder 36t Blat des Freimüthigen den Aufsatz: Erscheinung eines neuen Dichters. Und ich schwöre euch, daß ich noch viel mehr von mir weiß, als der alberne Kauz, der Kotzebue. Aber ich muß Zeit haben, Zeit muß ich haben — O ihr Erynnien mit eurer Liebe!

Frage aber mit Behutsamkeit nach diesem Blatte, damit der litterarische Spürhund, der Merkel, nicht rieche, wer der neue Dichter sei? Es darf es überhaupt niemand als etwa meine allernächsten Verwandten erfahren; und auch unter diesen nur die verschwiegenen. — Auch thut mir den Gefallen und leset das Buch nicht. Ich bitte euch darum. Kurz, thut es nicht. Hört ihr?

Und nun küsse in meinem Namen jeden Finger meiner ewig verehrungswürdigen Tante! Und, wie sie, den Orgelpfeifen gleich, stehen, küsse sie Alle von der Obersten bis zur Letzten, der kleinen Maus aus dem Apfelkern geschnitzt! Ein einziges Wort von euch, und ehe ihrs euch versehn,

wälze ich mich vor Freude in der Mittelstube. Adieu! Adieu! Adieu! O du meine Allertheuerste!

Leipzig, d. 14t März 1803. Heinrich.

An Ulrike v. Kleist

Meine theuerste Freundinn,

Der Rest meines Vermögens ist aufgezehrt, und ich soll das Anerbieten eines Freundes annehmen, von seinem Gelde so lange zu leben, bis ich eine gewisse Entdeckung im Gebiete der Kunst, die ihn sehr interessirt, völlig ins Licht gestellt habe. Ich soll in spätestens zwölf Tagen mit ihm nach der Schweiz gehen, wo ich diese meine litterarische Arbeit, die sich allerdings über meine Erwartung hinaus verzögert, unter seinen Augen vollenden soll. Nicht gern aber mögte ich dich, meine Verehrungswürdige, vorüber gehen, wenn ich eine Unterstützung anzunehmen habe; mögte dir nicht gern einen Freund vorziehen, dessen Börse, in Verhältniß mit seinem guten Willen, noch weniger weit reicht, als die deinige. Ich erbitte mir also von dir, meine Theure, so viele Fristung meines Lebens, als nöthig ist, seiner großen Bestimmung völlig genug zu thun. Du wirst mir gern zu dem einzigen Vergnügen helfen, das, sei es noch so spät, gewiß in der Zukunft meiner wartet, ich meine, mir den Kranz der Unsterblichkeit zusammen zu pflücken. Dein Freund wird es, die Kunst und die Welt wird es dir einst danken.

Das liebste wäre mir, wenn du statt aller Antwort selber kämest. Ich würde dir mündlich manchen Aufschluß geben, den aufzuschreiben völlig außer meinem Vermögen liegt. In eilf Tagen würdest du mich noch hier, die nächstfolgenden in Leipzig finden. Da würdest du auch meinen Freund kennen lernen, diesen vortrefflichen Jungen. Es ist Pfuel,

von Königs Regiment. — Doch auch dein Brief wird mir genug sein. Adieu.

Dreßden, d. 3t Juli, 1803. Heinrich v. Kleist.

N. S. Grüße Alles, und gieb mir Nachrichten.

An Ulrike v. Kleist

Der Himmel weiß, meine theuerste Ulrike, (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist) wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: „mein Gedicht ist fertig". Aber, du weißt, wer, nach dem Sprüchwort, mehr thut, als er kann. Ich habe nun ein Halbtausend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so vielen Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttinn zu, daß es genug sei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirne, und tröstet mich „wenn Jeder ihrer lieben Söhne nur eben so viel thäte, so würde unserm Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen". Und so sei es denn genug. Das Schicksal, das den Völkern jeden Zuschuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Thörigt wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich, ein Jahrtausend im Voraus, vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht.

Und so soll ich denn niemals zu euch, meine theuersten

Menschen, zurückkehren? O niemals! Rede mir nicht zu. Wenn du es thust, so kennst du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, sie sind, ich schwöre es dir, nicht zu berechnen. Mich entsetzt die Vorstellung.

Ist es aber nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herabläßt, ein so hülfloses Ding, wie der Mensch ist, bei der Nase herum zu führen? Und sollte man es nicht fast so nennen, wenn es uns gleichsam Kuxe auf Goldminen giebt, die, wenn wir nachgraben, überall kein ächtes Metall enthalten? Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes, oder gar keins.

Ich kann dir nicht sagen, wie groß mein Schmerz ist. Ich würde vom Herzen gern hingehen, wo ewig kein Mensch hinkommt. Es hat sich eine gewisse ungerechte Erbitterung meiner gegen sie bemeistert, ich komme mir fast vor wie Minette, wenn sie in einem Streite recht hat, und sich nicht aussprechen kann.

Ich bin jetzt auf dem Wege nach Paris sehr entschlossen, ohne große Wahl zuzugreifen, wo sich etwas finden wird. Seßner hat mich nicht bezahlt, meine unseelige Stimmung hat mir viel Geld gekostet, und wenn du mich noch einmal unterstützen willst, so kann es mir nur helfen, wenn es bald geschieht. Kann sein, auch, wenn es gar nicht geschieht.

Lebe wohl, grüße Alles — ich kann nicht mehr.

Genf, d. 5t October, 1803. Heinrich.

N. S. Schicke mir doch Wielands Brief. Du mußt poste restante nach Paris schreiben.

An Ulrike v. Kleist

Meine theure Ulrike! Was ich dir schreiben werde, kann dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, so weit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt: und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das Größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin. Ich kann mich deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, du Erhabene, ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin an seine Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen, das Heer wird bald nach England hinüber rudern, unser aller Verderben lauert über den Meeren, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich-prächtige Grab. O du Geliebte, du wirst mein letzter Gedanke sein!

St. Omer, d. 26t October, 1803. Heinrich von Kleist.

An Ulrike v. Kleist

Mein liebstes Rickchen,

laß dir einige Nachrichten über den Erfolg meiner Reise mittheilen, ein Hundsfott giebt sie besser, als er kann.

Ich kam Dienstags Morgens mit Ernst und Gleißenberg hier an, mußte, weil der König abwesend war, den Mittwoch und Donnerstag versäumen, fuhr dann am Freitag nach Charlottenburg, wo ich Kökritzen endlich im Schlosse fand. Er empfieng mich mit einem finstern Gesichte, und antwortete auf meine Frage, ob ich die Ehre hätte von ihm gekannt zu sein, mit einem kurzen: ja. Ich käme, fuhr

ich fort, ihn in meiner wunderlichen Angelegenheit um Rath zu fragen. Der Marquis von Luccheſini hätte einen ſonderbaren Brief, den ich ihm aus St. Omer zugeſchickt, dem Könige vorgelegt. Dieſer Brief müſſe unverkennbare Zeichen einer Gemüthskrankheit enthalten, und ich unterſtünde mich, von Sr. Majeſtät Gerechtigkeit zu hoffen, daß er vor keinen politiſchen Richterſtuhl gezogen werden würde. Ob dieſe Hoffnung gegründet wäre? Und ob ich, wiederhergeſtellt, wie ich mich fühlte, auf die Erfüllung einer Bitte um Anſtellung rechnen dürfte, wenn ich wagte, ſie Sr. Majeſtät vorzutragen? Darauf verſetzte er nach einer Weile: „ſind Sie wirklich jetzt hergeſtellt? Ganz, verſtehn Sie mich, hergeſtellt? — Ich meine", fuhr er, da ich ihn befremdet anſah, mit Heftigkeit fort, „ob Sie von allen Ideen und Schwindeln, die vor Kurzem im Schwange waren, (er gebrauchte dieſe Wörter) völlig hergeſtellt ſind?" — Ich verſtünde ihn nicht, antwortete ich mit ſo vieler Ruhe als ich zuſammenfaſſen konnte; ich wäre körperlich krank geweſen, und fühlte mich, bis auf eine gewiſſe Schwäche, die das Bad vielleicht heben würde, ſo ziemlich wieder hergeſtellt. — Er nahm das Schnupftuch aus der Taſche und ſchnaubte ſich. „Wenn er mir die Wahrheit geſtehen ſolle", fieng er an, und zeigte mir jetzt ein weit beſſeres Geſicht, als vorher, „ſo könne er mir nicht verhehlen, daß er ſehr ungünſtig von mir denke. Ich hätte das Militair verlaſſen, dem Civil den Rücken gekehrt, das Ausland durchſtreift, mich in der Schweiz ankaufen wollen, Verſche gemacht (o meine theure Ulrike!) die Landung mitmachen wollen, etc. etc. etc. Überdies ſei des Königs Grundſatz, Männer, die aus dem Militair in's Civil übergiengen, nicht beſonders zu protegiren. Er könne nichts für mich thun." — Mir traten wirklich die Thränen in die Augen. Ich ſagte, ich wäre im Stande, ihm eine ganz andere Erklärung aller

dieſer Schritte zu geben, eine ganz andere gewiß, als er vermuthete. Jene Einſchiffungsgeſchichte z. B. hätte gar keine politiſchen Motive gehabt, ſie gehöre vor das Forum eines Arztes weit eher, als des Cabinets. Ich hätte bei einer fixen Idee einen gewiſſen Schmerz im Kopfe empfunden, der unerträglich heftig ſteigernd, mir das Bedürfniß nach Zerſtreuung ſo dringend gemacht hätte, daß ich zuletzt in die Verwechſlung der Erdaxe gewilligt haben würde, ihn los zu werden. Es wäre doch grauſam, wenn man einen Kranken verantwortlich machen wolle für Handlungen, die er im Anfalle der Schmerzen begieng. — Er ſchien mich nicht ganz ohne Theilnahme anzuhören. — Was jenen Grundſatz des Königs beträfe, fuhr ich fort, ſo könne er des Königs Grundſatz nicht immer geweſen ſein. Denn Sr. Majeſtät hätten die Gnade gehabt, mich mit dem Verſprechen einer Wiederanſtellung zu entlaſſen; ein Verſprechen, an deſſen Nichterfüllung ich nicht glauben könne, ſo lange ich mich ſeiner noch nicht völlig unwürdig gemacht hätte. — Er ſchien wirklich auf einen Augenblick unſchlüßig. Doch die zwangvolle Wendung die er jetzt plötzlich nahm, zeigte nur zu gut, was man bereits am Hofe über mich beſchloſſen hatte. Denn er hohlte mit Einemmale das alte Geſicht wieder hervor, und ſagte: „Es wird Ihnen zu nichts helfen. Der König hat eine vorgefaßte Meinung gegen Sie; ich zweifle daß Sie ſie ihm benehmen werden. Verſuchen Sie es, und ſchreiben Sie an ihn; doch vergeſſen Sie nicht die Bitte um Erlaubniß gleich hinzuzufügen, im Fall einer abſchlägigen Antwort Ihr Glück im Auslande ſuchen zu dürfen." — Was ſagſt du dazu, mein liebes Ulrickchen? — Ich antwortete, daß ich mir die Erlaubniß ausbäte, in meinem Vaterlande bleiben zu dürfen. Ich hätte Luſt meinem Könige zu dienen, keinem Andern; wenn er mich nicht gebrauchen könne, ſo wäre mein Wunſch im Stillen

mir und den Meinigen leben zu dürfen. — „Richten Sie Ihren Brief", fiel er ein wenig betroffen ein, „wie Sie wollen. Es ist möglich, daß der König seine Meinung von Ihnen ändert; und wenn Sie ihn zu einer Anstellung geneigt machen können, so verspreche ich, Ihnen nicht entgegen zu wirken." — Ich ersuchte ihn jetzt förmlich um diese Gnade, und wir brachen das Gespräch ab. Er bat mich noch, auf eine recht herzliche Art, um Verzeihung, wenn er mich beleidigt haben sollte, verwünschte seinen Posten, der ihm den Unwillen aller Menschen zuzöge, denen er es nicht recht machte: ich versicherte ihn, daß ich ihn mit Verehrung verließe, und fuhr nach Berlin zurück. — Ich laß auf dem Wege Wielands Brief, den du mir geschickt hast, und erhob mich, mit einem tiefen Seufzer, ein wenig wieder aus der Demüthigung, die ich so eben erfahren hatte. — Jetzt habe ich dem Könige nun wirklich geschrieben; doch weil das Anerbieten meiner Dienste wahrscheinlich fruchtlos bleiben wird, so habe ich es wenigstens in einer Sprache gethan, welche geführt zu haben, mich nicht gereuen wird. Du selbst hast es mir zur Pflicht gemacht, mich nicht zu erniedrigen; und lieber die Gunst der ganzen Welt verscherzt, als die deinige. — Ich habe jetzt die Wahl unter einer Menge von sauren Schritten, zu deren Einem ich zuletzt fähig sein werde, weil ich es muß. Zu deinen Füßen werfe ich mich aber, mein großes Mädchen; mögte der Wunsch doch dein Herz rühren, den ich nicht aussprechen kann.

Berlin, den 24t Juni, 1804. Dein Heinrich.

N. S. Antworte mir doch bald. Ich will deinen Brief hier erwarten. Grüße Alles.

An Henriette v. Schlieben

Meine theure Freundinn Henriette,

ich will diese Reise des Hauptmanns von Gleißenberg, meines Jugendfreundes, nicht unbenutzt lassen, Ihnen ein Paar flüchtige Zeilen von Ihrem immer treuen Heinrich Kleist in die Hände zu schanzen. Verzeihen Sie, wenn ich alle Versprechungen, mit welchen ich in Dreßden von Ihnen schied, so gänzlich unerfüllt gelassen habe. Wenn uns das Schicksal so unerbittlich grimmig auf der Ferse folgt, so haben wir alle Besinnung nöthig, um uns nur vor seinen Schlägen einigermaßen zu retten. Doch es bedarf nur einer kurzen Ruhe, um uns alle frohen Augenblicke der Vergangenheit, und mit ihnen alle gute Menschen in's Gedächtniß zu rufen, denen wir sie schuldig sind.

Wie ist es Ihnen denn dieses ganze lange Jahr über, das wir uns nicht gesehen haben, gegangen? Wie befindet sich Ihre würdige Frau Mutter? Und Ihre Tante? Was macht unsre liebenswürdige Freundinn Caroline? Ist Wilhelm in Dreßden gewesen? Und ist ihm sein Wunsch erfüllt, und ihm eine Laufbahn im Civil eröffnet worden? Schreibt Lohse öfter als sonst? Und geht es ihm gut? Wo ist er denn jetzt? Dürfen wir hoffen, unsre liebe Caroline durch ihn bald glücklich zu sehen? — Auf alle diese Fragen, mein theuerstes Cousinchen, wird Ihnen Ihr Herz sagen, daß Sie mir die Antwort schuldig sind.

Ich habe Lohsen auf einige Zeit in Varese gesehen, wo ich einen der frohsten Tage meines Lebens verlebt habe. Wir fuhren, Werdecks, Pfuel, er, und ich, zusammen nach Madonna del monte, einem ehemaligen Kloster an dem südlichen Fuße der Alpen; und war es diese Gesellschaft, und dieser Ort, dieser wunderschöne Ort, vielleicht auch der Genuß der gewürzreichen Weine, und der noch gewürz-

reicheren Lüfte dieſes Landes: ich weiß es nicht; aber Freude habe ich an dieſem Tage ſo lebhaft empfunden, daß mir dieſe Erſcheinung noch jetzt, bei dem Kummer, der mir zugleich damals freſſend an's Herz nagte, ganz verwundrungswürdig iſt. — Übrigens hatte ich, bei der Geſellſchaft, die uns immer umgab, nur ſelten Gelegenheit, mich ihm vertraulich zu nähern. Seine Verhältniſſe ſchienen in dieſer Stadt ſehr mannichfaltig, ſelbſt ein wenig verwickelt, er ſelber gegen mich etwas geheimnisvoll, ſo daß ich Ihnen keine ganz ſichere Nachricht über ihn zu geben im Stande war; ſonſt hätte ich wirklich gleich von dort aus an Sie geſchrieben. — Auch hatte er eben einen Brief an Caroline angefangen, ſo daß ich einen Aufſchub wagen zu dürfen glaubte, und ſpäterhin durch eine zunehmende Gemüthskrankheit immer unfähiger ward, die Feder zu einem Briefe an Sie anzuſetzen.

Von dort aus bin ich, wie von der Furie getrieben, Frankreich von Neuem mit blinder Unruhe in zwei Richtungen durchreiſet, über Genf, Lyon, Paris nach Boulogne sur Mer gegangen, wo ich, wenn Bonaparte ſich damals wirklich nach England mit dem Heere eingeſchifft hätte, aus Lebensüberdruß einen raſenden Streich begangen haben würde; ſodann von da wieder zurück über Paris nach Mainz, wo ich endlich krank niederſank, und nahe an fünf Monaten abwechſelnd das Bett oder das Zimmer gehütet habe. Ich bin nicht im Stande vernünftigen Menſchen einigen Aufſchluß über dieſe ſeltſame Reiſe zu geben. Ich ſelber habe ſeit meiner Krankheit die Einſicht in ihre Motiven verloren, und begreife nicht mehr, wie gewiſſe Dinge auf andere erfolgen konnten. — Jetzt werde ich in meinem Vaterlande bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt werden, und mich vielleicht in kurzem wieder zu einer neuen Reiſe rüſten müſſen. Denn ich ſoll mit einer

Gesandtschafft nach Spanien gehen, und werde auf diese Art wohl Verzicht leisten müssen, jemals auf diesem Sterne zur Ruhe zu kommen. — Wie lieb sollte es mir aber sein, wenn mich diese Reise über Dreßden führte, und ich an Ihrer Seite, meine liebenswürdigen Freundinnen, einige der schönen Tage der Vergangenheit wiederholen könnte! Bis dahin erfreuen Sie mich gütigst mit einem Paar Zeilen von Ihrer Hand, und vergessen Sie meine Bitte nicht um Nachricht über Alles, Frohes oder Trauriges, was Ihr Haus betroffen haben könnte; denn Alles, was Sie, geht auch mich an.

Berlin, d. 29t Juli, 1804. Heinrich Kleist.

Wenn wir Kleists Äußerungen nach dem französischen Abenteuer betrachten, so scheint es, als ob die bei ihm verspätete und um so gefährlichere Pubertätszeit des Genies in der letzten Krise ihr heilsames Ende gefunden habe. Es ist ein Mann, der jetzt spricht, noch still und müde mit Resignation, auch mit Galgenhumor, aber er beachtet das Gegenwärtige und Mögliche, er sucht sich einen Platz in der Welt, um vorläufig wenigstens zu existieren. Dem Könige bietet er wiederum seine Dienste an, und er weiß, daß ein Kleist, dessen Ehre unverletzt blieb, seinen Pardon findet. Mit welcher Objektivität sieht er den alten Schnauzbart Köckeritz an und mit welcher geheimen Künstlerfreude, die sich an jedem drastischen Zuge belustigt! Ulrike, der „großen Schwester", ordnet er sich fast mit Pietät unter wie ein müder, zerriebener Mann, der ihren hellen Augen mehr traut, als den eigenen. Die Familie bewilligt ihm auf ihre Verwendung eine Unterstützung; aufs neue verpflichtet muß er ihren Erwartungen entsprechen. Mit derselben stolzen Demut eines Besiegten, Gestürzten, der sich auf der Erde wieder auf-

richten will, hat er wahrscheinlich die Hand der Marie von Kleist ergriffen, die ihre Freundschaft mit der Königin, ihre guten Beziehungen zum König augenscheinlich für ihn einsetzt. Ihr Bruder, der Major von Sueltieri, zum spanischen Gesandten bestimmt, findet sich bereit, ihn dieser Mission mit einer Art von persönlichem Vertrauensposten zu attachieren. Ein anderes Projekt richtet sich auf Kleists Verwendung an der damals noch preußischen Regierung von Ansbach-Bayreuth. Sein Gönner Altenstein erwirkt ihm schließlich eine nicht allzu karg besoldete Anstellung an der Domänenkammer in Königsberg. So fügt sich Kleist mit gutem Willen in die ihm vorläufig auferlegte Notwendigkeit.

Der merkwürdige, erst vor kurzem entdeckte Brief an Pfuel erschöpft seine innere Situation. Ein Jahr früher kämpften sie noch um das Ideal, das Höchste der Menschheit, jetzt gilt es nichts als Selbsterhaltung. „Und nun liegen wir übereinander gestürzt, mit unsern Blicken den Lauf zum Ziele vollendend, das uns nie so glänzend erschien, als jetzt, im Staube unsres Sturzes eingehüllt." Das ist der Vorklang der Penthesilea, das tragische Motiv der Nänie, die das gefallene Ideal besingt. In diesem Briefe begegnet uns, wahrscheinlich schon zum zweiten Male, das erotisch betonte Verhältnis zu einem Manne. Allerdings müssen wir uns hüten, bestimmte Folgerungen auf ein anormales Geschlechtsleben zu ziehen. Kleist hat den Freund mit mädchenhaften Gefühlen betrachtet. Wenn seine Überschwänglichkeit nach dem gesunkenen Ideal einer von Rousseau gesegneten Ehe das entgegengesetzte eines platonischen Bundes mit gleichem Ungestüm der Sehnsucht aufrichtet, so darf sie natürlich nicht beim Wort genommen werden, und diese poetisch geschmückte Konfession braucht durchaus nicht für dauernd homosexuelle Neigungen zu sprechen. Wenn ein Künstler, durch antike Vorstellungen ermutigt, die kon-

ventionellen Grenzen zeitlich erlaubter Neigungen mit heftiger Wunschkraft überfliegt, so ist damit namentlich über seine physische Veranlagung noch nichts entschieden, am wenigsten für dieses herrisch männische Wesen, das sich noch an der tiefen Hingebung der groß liebenden Frauen, der Alkmene, des Käthchen, der Penthesilea mit fast sultanischer Grausamkeit weiden sollte. Allerdings gibt es hier noch wesentliche Unterschiede für den Dichter, der seine Figuren wie kein zweiter mit dem eigenen Herzblut nährte: Kleist liebt das Käthchen und er liebt als Penthesilea. Derselbe jugendliche Schulfuchs, der die gehorsame Braut zu moralischen Betrachtungen anleitete, vermochte dem Geschlechtsleben des Weibes in Tiefen zu folgen, die sich nur der stärksten Fähigkeit der Anempfindung und Umwandlung erschließen. Die Grenzen des Geschlechts sind dem Genie nicht gesetzt.

Es ist etwas wie Windstille in Kleists Leben, da er das fast zerschmetterte und sehr reparaturbedürftige Lebensschifflein in Königsberg vor Anker bringt. Aus den Briefen an die Freunde spricht eine Art mystischer Indifferenz, ein Nachgenuß der Schmerzen, die fast wollüstige Empfindung eines Zerriebenen, der sich in der erhabenen Gleichgültigkeit des Weltalls geborgen fühlt. Wer solchen Sturz erlebt hat, dem kann nichts mehr geschehen. Mit Leben und Tod hat er abgerechnet und den Unterschied nicht allzu groß gefunden. Es ist, als ob wir aus einem Zimmer in das andere gehen. Um diesen Satz hätte Schopenhauer den Dichter beneidet, wenn er die Unzerstörbarkeit unseres wahren Wesens durch den Tod in einem seiner poetischsten Kapitel predigt. Aber Kleist hat den Tod nicht nur feierlich angesprochen, er ist ihm wirklich, im praktischsten Sinne der Musaget, der inspirierende Genius, der geliebte Bruder geworden. Sein metaphysisches Bewußtsein, das noch die

Sterne mit wahrer Bruderliebe umfängt, hat den Tod aufgenommen und überwunden. Indessen, trotz dieser großen Stille, ein Kleist ohne Projekte ist nicht denkbar. Mit Pfuel berät er die Erfindung eines Hydrostaten, wahrscheinlich eine Maschine, die die Dienste des Schleppdampfers leisten soll. Die Fachleute haben seine Berechnungen geprüft und sie dilettantisch gefunden. Wenn wir noch erfahren, daß er Pfuel und Rühle von Lilienstern zur Auswanderung nach Amerika zu bestimmen sucht, so gewinnen wir für sein Bild einen sofort vertrauten Zug, der die anderen harmonisch ergänzt. Dieser große Gedanke, wie er den Plan einer Auswanderung nennt, durfte unter seinen exzentrischen Unternehmungen nicht fehlen.

In Königsberg, wo Kleist es fast zwei Jahre aushält, betreibt er mit einer stillen Sorgfalt den Wiederaufbau seiner Persönlichkeit, er richtet sich allmählich, fast vorsichtig wieder auf das Leben ein. Sein Amt versieht er mit größerem Pflichtgefühl als bei dem ersten Versuch in Berlin, er pflegt ein loyales Verhältnis zu den Vorgesetzten, die ihn durch ihr Vertrauen auszeichnen; er unterhält gesellige Beziehungen in der geistig belebten Stadt, und er treibt auch wieder philosophische und mathematische Studien. Sein Nervensystem hält er für zerstört, aber er spürt doch bald ein wenn auch von neuen Leiden unterbrochenes Wiederaufrichten seiner Kräfte und er sorgt für sich wie für einen Rekonvaleszenten, den leise Hoffnungen wieder sanft ins Leben führen. Seine Kusine Marie von Kleist hat ihm eine kleine Pension von der Königin verschafft, die er nach Preußens Sturz als die einzig Unbesiegte verehren lernte. Diese Gnade gilt seinem Ehrgeiz als Mahnung, daß man von dem Gescheiterten immer noch etwas anderes als die Ableistung seiner Amtsstunden erwartet. In Königsberg beginnt seine eigentlich schriftstellerische Existenz, zum Beruf

vorbereitet und erzogen; die dichterische Produktivität, die bis zu seinem Tode dauert, die Fähigkeit, abzuschließen, fertig zu machen, beweist die wiedererworbene geistige Gesundheit.

Sein neues Schaffen beginnt mit einer Anspruchslosigkeit, als ob er den gefährlichen Trieb nur vorsichtig aufwecken dürfe. Aus dieser Zeit stammt der in seiner Einfachheit so ergiebige Aufsatz über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden, ganz unmittelbar erlebt, ganz aufs Praktische gestellt, wie er überhaupt alles Dogmatische und Schulmäßige, die ganze unnütze Last seiner dilettierenden Jugend von sich abgeschüttelt zu haben scheint. Kleist hat keinen Meister mehr. Die toten Bücher wollten nicht leben. Diese Klage Hölderlins, der der Brudersphären Wettgesang besser verstand als die Stimmen der Menschen, wird ihm zur Erlösung. Der erdhaftere, wehrhaftere Kleist versteht beides. Seine Organe gewinnen neue Vertrautheit mit der umgebenden Welt, er kann ihre Schicksale miterleben und darum das seine tragen. In seine Dichtungen tritt ein Element der Güte trotz aller Männlichkeit, die umfassende Gnade des Allerbarmers, ohne die ein Dichter unserer Zeit nicht mehr bestehen kann. Da er seiner Wilhelmine als Frau des Philosophieprofessors Krug wieder begegnet, widmet er ihr die liebenswürdige Übersetzung der Lafontaineschen Fabel von den beiden Tauben, die er durch kleine Striche sich und ihr ganz eigen gemacht hat.

Die Bearbeitung des Molièreschen „Amphitryon" ist eine Art Rettung der Alkmene. Kleist heiligt die Frau und ihre grenzenlose Fähigkeit der Liebe, die die ungeheuerste Probe bestanden hat. Die Vorstellung seiner Fähigkeiten ist nur noch ein Schatten von der ehemaligen, da er um den Guiscard rang. Aber Kleist setzt hinzu, daß er dichten muß, weil er es nicht lassen kann. Es ist ihm keine Frohnde,

kein Zwang zu dunkler Bergmannsarbeit, kein strenger Aufruf zum unbarmherzigen Gerichtstag, wie es Ibsen empfunden hat. Seine Kunst hat den bösen Blick nicht, hat keine Feindschaft gegen das Leben, sie ist ein wollüstiges Ergießen der feinsten Lebenssäfte aus der tiefen Wurzel zur schimmernden Blüte. Kleist beeilt sich nicht, sie ans Licht zu bringen, er läßt seine Ernte reifen. Nachdem er sich an Molière aufgerichtet hat, greift er auf seine eigenen Pläne zurück. Der Entwurf des Zerbrochenen Krugs stammt noch aus der Schweizer Zeit. Anlaß dazu gab ein Bild von Le Veau, das die drei Freunde Kleist, Wieland, Zschokke jeder auf seine Art dichterisch auslegen wollten. In diesem Lustspiel ist die Liebe zu den kleinen Leuten. Sein Humor erwuchs aus dem nährenden Humus der Melancholie, wie Richard Wagner seine Meistersinger in einer verzweifelten Periode geschaffen hat. In Königsberg schlägt auch Kleists Lieblingskind Penthesilea die Augen auf; er fühlt sich jetzt stark genug, die Niederlage des eigenen Ideals zu besingen und den Sieg des menschlichen Gemüts über herzzerschneidenden Jammer.

Diese stille Königsberger Zeit des Schätzesammelns hat auch Kleists Epik hervorgebracht, die von ihm offenbar als Nebenschößling seiner Produktion betrachtet wurde. Clemens Brentano, der zu dem Lebenden und dem Toten kein anderes als ein unverstehendes, feindseliges Verhältnis hatte, will von Pfuel gehört haben, daß dieser bizarre, in seiner Unzulänglichkeit von den Freunden maßlos verwöhnte Experimentierer es als grenzenlose Demütigung empfunden habe, wenn er sich zur Erzählungskunst herablassen mußte. Dieser nur mittelbaren und mißgünstig weitergegebenen Überlieferung liegt sehr wahrscheinlich eine echte Äußerung zu Grunde. Wer sich zum Dramatiker berufen fühlt, sieht immer die Erzählung als eine mindere Kunst

an, die ihn einmal von den vielseitigeren und strengeren Forderungen der dramatischen Technik entlastet. Otto Ludwig war kein geborener Dramatiker wie Kleist, und er ärgerte sich doch über den Erfolg seines unanfechtbaren Meisterwerkes „Zwischen Himmel und Erde"; diesen fast unerwünschten Triumph hätte er lieber auf dem Gebiete gefeiert, das er für sein eigenstes hielt. Der geringere Widerstand, den ihm die epische Form entgegen setzte, machte ihn mißtrauisch, und von glücklicher Inspiration wie im Morgenwind dahingeführt, meinte er seine Erzählungen mit halbem Bewußtsein gleichsam hinter seinem Rücken geschrieben zu haben. Man beachte auf der anderen Seite, mit wie zehrendem Verlangen große Erzähler, Keller, Meyer, Zola, dramatische Lorbeeren ersehnen, überdrüssig des erworbenen Ruhmes. Mit Recht oder Unrecht, sie fühlen eine Rangverschiedenheit der künstlerischen Formen. Kleist wollte jetzt von der Literatur leben; das Amt diente ihm zur Erholung und Wiederherstellung, und bis er es, diesmal unauffällig und mit Rücksicht auf seine Förderer aufgab, wollte er Kapital für die neue freie Existenz zurückgelegt haben. Die Novellen ließen sich schneller verwerten als die Dramen; das war ein praktischer Gesichtspunkt. Eine allzu scharfsinnige Untersuchung will den „Findling" bis auf den ersten Pariser Aufenthalt zurück verlegen, aber es läßt sich gerade aus psychologischen Gründen nicht annehmen, daß Kleist während der Entstehung der Schroffensteiner und vor dem Sturm auf den Guiscard sich schon mit Erzählungen versucht habe.

Wie dem auch sei, der geborene Dramatiker zeigt sich sogleich im Anfang auch als der geborene Novellist; er bestätigt die Lieblingsidee von Theodor Storm, daß die echte Novelle eine Schwester der Tragödie sei, die strengste Form der Prosadichtung, die sich zur Aufnahme auch des be-

deutendsten Inhaltes eignet. Nur daß Storm von seinem wesentlich lyrischen Talent behindert worden ist, dieses nie ohne Empfindlichkeit für die eigene Sache verkündete Ideal öfter als mit einigen Ausnahmen zu erreichen. Kleist hat sich sofort des vollen und reinen Begriffes der alten aristokratischen Kunstgattung bemächtigt, die ein merkwürdiges Faktum, eine abenteuerliche Begebenheit, kurz eine Anekdote voraussetzt, oder das was Paul Heyse nach der vorbildlichen Novelle Boccacios den „Falken" nennt. Mit dieser Strenge steht er ganz allein, auch gegen Goethe und Tieck. Er erhält aus instinktiver Übereinstimmung den Lebenswillen der Gattung, ohne sich um ihre historische Tradition zu kümmern. Bei Boccacio, Cervantes, Goethe, bei Gottfried Keller und häufig auch bei Maupassant geht die Novelle als Produkt der Geselligkeit aus einem Unterhaltungsbedürfnis hervor, und besonders die Romantiker wie E. T. A. Hoffmann schaffen ganze Zyklen, die von den Mitgliedern eines bestimmten Kreises als wetteifernden Erzählern aufgebracht werden. Kleist hat an dieser Fiktion nicht festgehalten, er nimmt immer selbst das Wort, um als gewissenhafter Chronist zu erzählen, was er über eine merkwürdige Tatsache erfahren hat, damit die Begebenheiten und ihre Zusammenhänge, soweit sie sich feststellen ließen, geklärt und gesichert werden. Sein Stil ist ganz Sachlichkeit ohne Rücksicht, Gleichgültigkeit gegen Form und Wohlklang an sich, wie sich Worte und Sätze bei ihm häufig in enger Härte stoßen. „In St. Jago, der Hauptstadt des Königreichs Chili, stand gerade in dem Augenblick der großen Erderschütterung vom Jahre 1647, bei welcher viele tausend Menschen ihren Untergang fanden, ein junger auf ein Verbrechen angeklagter Spanier, namens Jeromino Rugera, an einem Pfeiler des Gefängnisses, in welches man ihn eingesperrt hatte, und wollte sich erhenken." Man versucht heute, wo unter

so vielen archaisierenden Stilübungen auch eine Renaissance der Novelle versucht wird, einen solchen Satz nachzuschreiben, wie er unerbittlich starr geschmiedet das Erdbeben in Chili einleitet. Aber es bleibt angemaßte Kraft und nachgemachte Einfachheit neben dieser natürlichen Schwere und Bestimmtheit. Auch Kleist gleitet zuweilen in subjektiven Wendungen aus, wenn er selbst mit einer Berichtigung oder einem Ausdruck des Staunens das Wort ergreift, aber im allgemeinen beschränkt er sich auf die Zurückhaltung des Berichtes. Das Zuständliche, Landschaftliche, Idyllische, was er früher das Arkadische nannte, darf es zu keiner unbeaufsichtigten Vegetation bringen, und vor allem wird das lyrische Element, der deutschen Erzählung so überaus schädlich, mit einer Strenge ausgeschlossen, die niemals einen Takt oder eine Pause auf die seelische Resonnanz des Lesers einrichtet. Das zusammengepreßte Gefühl, dem kaum das Atmen erlaubt ist, darf zwischen den Zeilen zittern; aber der Vortrag bleibt in der monumentalen Ruhe, und diese Epik zeigt sich fast noch spröder, männlicher als seine Dramatik. Kleists bedeutendste Erzählungen sind wenigstens in ihrer Anlage während der Königsberger Zeit entstanden; wundervoll hüllt sich eine milde liebebereite Gesinnung in die Strenge der Form und der sittlichen Anschauung. Gebrechlich ist die Einrichtung dieser Welt, das klingt immer als pessimistisches Grundmotiv, aber unzerbrechlich der Mensch, der in der reinen Kraft des Gemütes ruht. Michael Kohlhaas und die Marquise von O. wetteifern mit der Wirkung von Tragödien, wenn sie auch nicht im gewöhnlichen Sinne tragisch enden. Beide sind vergewaltigt worden, das Weib an seiner Ehre, der Mann an seinem Recht, beide erheben sich unüberwindlich, sobald sie mit sich selbst im Reinen sind. Die starke Natur des Mannes, die reine Natur des Weibes behaupten sich nur

aus der eigenen Kraft gegen die Zerbrechlichkeit der Welt, sie behalten das Recht, weil sie das Rechtsgefühl haben, was für Kleist den eigentlichen Dämon, das Absolute im Menschen bedeutet. Die schwere, prunklose, manchmal schwerfällige Darstellung, auf die äußerste Plastik gebracht, enthält tiefe Bekenntnisse des Dichters, der sein seelisches Ergießen wie kein anderer auf einen festen kristallenen Zustand bringen konnte. Verwirrt mir mein Gefühl nicht! Das ist seine Bitte an die Götter. Und die Seele antwortet sich selbst mit der stolzen Berufung auf eben dieses Gefühl als die leicht zu trübende, aber nie zu verschüttende Kraftquelle des Menschen. Auserwählt sind nur die würdig Aufstehenden, die Starken und Freien. Niemand glaubt stärker an das „Primat des Willens", an den Schopenhauerschen Welthebel und Inhalt als der vom Leben hin und her gestoßene Kleist, und er feiert die Weihe der Kraft, ohne mystische Hülfe, rein aus der menschlichen Natur.

Mit seherischer Gewißheit hat Kleist das Schicksal Preußens vorausgesehen, seinen Sturz und seine Rettung durch die Erhebung des Nationalgeistes, oder wie er lieber sagte, durch die Kraft der Herzen. Den „Aufruf an mein Volk" hatte er schon erdacht, sieben Jahre bevor Friedrich Wilhelm III. ihn sich abzwingen ließ. Seine Bewunderung neigt sich vor der Königin Luise, seine Hoffnung geht zu der Steinschen Reformpartei, die das Volk vom Absolutismus mündig sprechen und seine lebendigen Kräfte organisieren will. Die Sommerwochen vor Jena verbrachte Kleist in dem Seebad Pillau; er hatte sich von der Regierung zur Verfügung stellen lassen, um seinen Nerven durch eine Kur aufzuhelfen, die ihn seine Schwäche nicht einmal durchführen ließ. Aber trotz diesem gegenwärtigen Übel war seine Situation günstiger als je vorher oder nachher. Segen über dem Hofe, der Regierung, seinen Gönnern und seiner

Familie hatte er sich durch anerkannte Pflichterfüllung wieder gerechtfertigt, die literarische Kampagne war nachhaltig, mit genügenden Reserven vorbereitet. Der unglückliche Krieg schlug alle Aussichten, wenigstens auf schnelle Erfüllung, zu Boden, aber die allgemeine Not erdrückte ihn nicht, sie gab ihm neue Spannkraft und Gesundheit. Es war keine Zeit, seine eigenen Leiden zu hegen. Im Januar 1807 brach Kleist von Königsberg auf, in Berlin wurde er mit zwei Kameraden, ebenfalls früheren Offizieren, von den Franzosen verhaftet. Wir wissen, daß Kleist nach Dresden gehen wollte, ohne seine genaueren Absichten zu kennen. Zogen ihn seine literarischen Pläne nach der Stadt, wo er bisher das angenehmste Lebensklima gefunden hatte, oder trieb es ihn damals schon, sich in „die Arme der Begebenheiten" zu werfen? In seinen Briefen, die sich auf die französische Kontrolle einrichten mußten, beteuert er selbstverständlich vollkommene Unschuld. Die Verhafteten wurden nach Fort Joux im Jura geschickt und dort in engster Gefangenschaft gehalten. Im April transportierte man sie nach Chalons an der Marne, unter erheblich milderen Bedingungen als Gefangene auf Ehrenwort. Trotz allen Widerwärtigkeiten der Lage hat dieser Zwischenfall, wie alle Aufrüttelungen von außen auf Kleist nur günstig gewirkt. Seinen Kameraden gibt er ein Beispiel der Ruhe, ihre Wünsche vertritt er, des Französischen vollkommen mächtig, bei dem Kommandanten des Forts, und er erhält sich auch innerliche Fassung genug, um arbeiten zu können. Kleist ist mit größeren Übeln vertraut als mit diesem durch Willkür oder Mißverständnis verhängtem, dem männliche Haltung begegnen kann. Wenn er sich in seine innere Fruchtbarkeit versenkt und seine literarischen Projekte fördert, so ist ihm zuweilen, als ob er den Aufenthalt kaum gewechselt habe. Die ungewisse Dauer der Gefangenschaft

macht ihn allmählich ungeduldig, und ihn erbittert besonders die Unsicherheit ihrer Rechtslage, die von den Franzosen mit allzu bedenklichem Formelsinn geprüft wird. Schon nach dem Transport war jeder Schatten von Lebensgefahr geschwunden, aber man weiß nicht, ob man die drei Arrestanten als Kriegs- oder Staatsgefangene ansehen soll, und bis diese Frage entschieden ist, erhalten sie weder das Traktament der einen noch der anderen Klasse. Seine Freunde und Gönner in Berlin setzt Kleist zu seiner Befreiung in Bewegung. Ulrike, wie immer die Tätigste, verlangt von dem Gouverneur Berlins General Clarke in einem überaus würdigen Schreiben Gerechtigkeit für ihren Bruder, der friedlich nach Dresden gehen wollte zum Zwecke literarischer und künstlerischer Beschäftigung, und der auf diesem Gebiet sich bereits einen Namen erworben habe. Auch Marie von Kleist muß ihren Einfluß aufgeboten haben, während er selbst sich noch direkt mit dem Prinzen August und dem Kriegsminister von Angern in Verbindung setzt. Es scheint, daß dieser, durch seine Verwandtschaft mit Kleists Leidensgefährten Sauvain besonders interessiert, die Auslieferung durchgesetzt hat. Sie geschah unter günstigeren Bedingungen, als Kleist nach den ersten Erfahrungen erwarten konnte. Die drei wurden nachträglich mit Traktament und Reisediäten auf den Fuß von kriegsgefangenen Offizieren gesetzt und nach Berlin entlassen, wo sie sich bei dem französischen Gouverneur zu melden hatten. Im August 1807 traf Kleist in der eroberten vom Hofe verlassenen Hauptstadt ein; in Cottbus begrüßte er seine Verwandten, um sich dann eilig nach Dresden zu begeben, wo Rühle von Lilienstern, sein literarischer Sachwalter während der Gefangenschaft, ihn erwartete.

Du übst, du guter, lieber Junge, mit deiner Beredsamkeit eine wunderliche Gewalt über mein Herz aus, und ob ich dir gleich die ganze Einsicht in meinen Zustand selber gegeben habe, so rückst du mir doch zuweilen mein Bild so nahe vor die Seele, daß ich darüber, wie vor der neuesten Erscheinung von der Welt, zusammenfahre. Ich werde jener feierlichen Nacht niemals vergessen, da du mich in dem schlechtesten Loche von Frankreich auf eine wahrhaft erhabene Art, beinahe wie der Erzengel seinen gefallnen Bruder in der Messiade, ausgescholten hast. Warum kann ich dich nicht mehr als meinen Meister verehren, o du, den ich immer noch über Alles liebe? — Wie flogen wir vor einem Jahre einander, in Dreßden, in die Arme! Wie öffnete sich die Welt unermeßlich, gleich einer Rennbahn, vor unsern in der Begierde des Wettkampfs erzitternden Gemüthern! Und nun liegen wir, übereinander gestürzt, mit unsern Blicken den Lauf zum Ziele vollendend, das uns nie so glänzend erschien, als jetzt, im Staube unsres Sturzes eingehüllt! Mein, mein ist die Schuld, ich habe dich verwickelt, ach, ich kann dir dies nicht so sagen, wie ich es empfinde. — Was soll ich, liebster Pfuël, mit allen diesen Thränen anfangen? Ich mögte mir, zum Zeitvertreib, wie jener nackte König Richard, mit ihrem minutenweisen Falle eine Gruft aushöhlen, mich und dich und unsern unendlichen Schmerz darin zu versenken. So umarmen wir uns nicht wieder! So nicht, wenn wir einst, von unserm Sturze erholt, denn wovon heilte der Mensch nicht! einander, auf Krücken, wieder begegnen. Damals liebten wir ineinander das Höchste in der Menschheit; denn wir liebten die ganze Ausbildung unsrer Naturen, ach! in ein Paar glücklichen Anlagen, die sich eben ent-

wickelten. Wir empfanden, ich wenigstens, den lieblichen Enthusiasmus der Freundschaft! Du stelltest das Zeitalter der Griechen in meinem Herzen wieder her, ich hätte bei dir schlafen können, du lieber Junge; so umarmte dich meine ganze Seele! Ich habe deinen schönen Leib oft, wenn du in Thun vor meinen Augen in den See stiegest, mit wahrhaft mädchenhaften Gefühlen betrachtet. Er könnte wirklich einem Künstler zur Studie dienen. Ich hätte, wenn ich Einer gewesen wäre, vielleicht die Idee eines Gottes, durch ihn empfangen. Dein kleiner, krauser Kopf, einem feisten Halse aufgesetzt, zwei breite Schultern, ein nerviger Leib, das Ganze ein musterhaftes Bild der Stärke, als ob du dem schönsten jungen Stier, der jemals dem Zevs geblutet, nachgebildet wärest. Mir ist die ganze Gesetzgebung des Lykurgus, und sein Begriff von der Liebe der Jünglinge, durch die Empfindung die du mir geweckt hast, klar geworden. Komm zu mir! Höre, ich will dir was sagen. Ich habe mir diesen Altenstein lieb gewonnen, mir sind die Abfassung einiger Rescripte übertragen worden, ich zweifle nicht mehr, daß ich die ganze Probe, nach jeder vernünftigen Erwartung bestehen werde. Ich kann ein Differentiale finden, und einen Vers machen; sind das nicht die beiden Enden der menschlichen Fähigkeit? Man wird mich gewiß, und bald, und mit Gehalt anstellen, geh mit mir nach Anspach, und laß uns der süßen Freundschafft genießen. Laß mich mit allen diesen Kämpfen etwas erworben haben, das mir das Leben wenigstens erträglich macht. Du hast in Leipzig mit mir getheilt, oder hast es doch gewollt, welches gleichviel ist; nimm von mir ein Gleiches an! Ich heirathe niemals, sei du die Frau mir, die Kinder, und die Enkel! Geh nicht weiter auf dem Wege, den du betreten hast. Wirf dich dem Schicksal nicht unter die Füße, es ist ungroßmüthig, und

zertrit dich. Laß es an Einem Opfer genug sein. Erhalte dir die Ruinen deiner Seele, sie sollen uns ewig mit Lust an die romantische Zeit unsres Lebens erinnern. Und wenn dich einst ein guter Krieg in's Schlachtfeld ruft, deiner Heimath, so geh, man wird deinen Werth empfinden, wenn die Noth drängt. — Nimm meinen Vorschlag an. Wenn du dies nicht thust, so fühl ich, daß mich niemand auf der Welt liebt. Ich mögte dir noch mehr sagen, aber es taugt nicht für das Briefformat. Mündlich ein Mehreres.

Berlin, d 7t Januar, 1805 Heinrich v. Kleist.

An Otto August Rühle v. Lilienstern

(Königsberg, Dezember 1805)

Mein lieber, trefflicher Rühle. Ich drücke dich von ganzem Herzen an meine Brust. Du hast mir mit deinem letzten Briefe, den du mir unverdient (weil ich dir auf den vorletzten nicht geantwortet) geschrieben eine recht innige Freude gemacht. Warum können wir nicht immer bei einander sein? Was ist das für ein seltsamer Zustand, sich immer an eine Brust hinsehnen, und doch keinen Fuß rühren, um daran niederzusinken. Ich wollte, ich wäre eine Säure oder ein Alkali, so hätt' es doch ein Ende, wenn man aus dem Salze geschieden wäre. Du bist mir noch immer so werth als nur irgend etwas in der Welt, und solche Zuschriften, wie die deinige, sie wecken dies Gefühl so lebhaft als ob es neugebohren würde; aber eine immer wiederkehrende Empfindung sagt mir, daß diese Brief-Freundschafft für uns nicht ist, und nur in so fern, als du auch etwas von der Sehnsucht fühlst, die ich nach dir, d. h. nach der innigen Ergreifung deiner mit allen Sinnen, inneren und äußeren, spüre, kann ich mich von deinen Schriftzügen, schwarz auf weiß, in leiser Umschlingung

ein wenig berührt fühlen. Wie sehr hat mich die Nachricht erfreut, die du mir von unserm Freunde Pfuël giebst, die Nachricht, daß das Corps, bei welchem er steht, vor die Stadt rückt, in welcher zugleich der Feind und sein Mädchen wohnt! Er ist nicht das erste, ruhmlechzende Herz, das in ein stummes Grab gesunken ist; aber wenn der Zufall die ersten Kugeln gut lenkt, so sieht er mir wohl so aus, (und seine Lage fordert ihn ziemlich dringend dazu auf) als ob er die ertränkte Ehre, wie Shakespear sagt, bei den Locken heraufziehen würde. Dir, mein trefflicher Rühle, hängt sie noch an den Sternen; und du wirst den Moment nicht versäumen, sie mit einem dreisten Griff herunter zu reißen, schlüge dich ihr prächtig-schmetternder Fall auch zu Boden. Denn so wie die Dinge stehn, kann man kaum auf viel mehr rechnen, als auf einen schönen Untergang. Was ist das für eine Maasregel, den Krieg mit einem Winterquartier und der langmüthigen Einschließung einer Festung anzufangen! Bist du nicht mit mir überzeugt, daß die Franzosen uns angreifen werden, in diesem Winter noch angreifen werden, wenn wir noch vier Wochen fortfahren, mit den Waffen in der Hand drohend an der Pforte ihres Rückzuges aus Östreich zu stehen. Wie kann man außerordentlichen Kräften mit einer so gemeinen und alltäglichen Reaction begegnen? Warum hat der König nicht gleich, bei Gelegenheit des Durchbruchs der Franzosen durch das Fränkische, seine Stände zusammenberufen, warum ihnen nicht, in einer rührenden Rede (der bloße Schmerz hätte ihn rührend gemacht) seine Lage eröffnet. Wenn er es bloß ihrem eignen Ehrgefühl anheim gestellt hätte, ob sie von einem gemißhandelten Könige regiert sein wollen, oder nicht, würde sich nicht etwas von Nationalgeist bei ihnen geregt haben. Und wenn sich diese Regung gezeigt hätte, wäre dies nicht die

Gelegenheit gewesen, ihnen zu erklären, daß es hier gar nicht auf einen gemeinen Krieg ankomme. Es gelte Sein, oder Nichtsein; und wenn er seine Armee nicht um 300000 Mann vermehren könne, so bliebe ihm nichts übrig, als bloß ehrenvoll zu sterben. Meinst du nicht, daß eine solche Erschaffung hätte zu Stande kommen können? Wenn er alle seine goldnen und silbernen Geschirre hätte prägen lassen, seine Kammerherrn und seine Pferde abgeschafft hätte, seine ganze Familie ihm darin gefolgt wäre, und er, nach diesem Beispiel, gefragt hätte, was die Nation zu thun willends sei. Ich weiß nicht, wie gut oder schlecht es ihm jetzt von seinen silbernen Tellern schmecken mag; aber dem Kaiser in Ollmütz, bin ich gewiß, schmeckt es schlecht. — Ja, mein guter Rühle, was ist dabei zu thun. Die Zeit scheint eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen zu wollen, und wir werden davon nichts, als bloß den Umsturz der alten erleben. Es wird sich aus dem ganzen cultivirten Theil von Europa ein einziges, großes System von Reichen bilden, und die Throne mit neuen, von Frankreich abhängigen, Fürsten-Dynastien besetzt werden. Aus dem Östreichschen, bin ich gewiß, geht dieser glückgekrönte Abendtheurer, falls ihm nur das Glück treu bleibt, nicht wieder heraus, in kurzer Zeit werden wir in Zeitungen lesen: „man spricht von großen Veränderungen in der deutschen Reichs-Verfassung"; und späterhin: „es heißt, daß ein großer, deutscher (südlicher) Fürst an (die) Spitze der Geschäffte treten werde". Kurz, in Zeit von einem Jahre, ist der Kurfürst von Bayern, König von Deutschland. — Warum sich nur nicht Einer findet, der diesem bösen Geiste der Welt die Kugel durch den Kopf jagt? Ich mögte wissen, was so ein Emigrant zu thun hat. — Für die Kunst, siehst du wohl ein, war vielleicht der Zeitpunct noch niemals günstig; man hat immer ge-

ſagt, daß ſie betteln geht; aber jetzt läßt ſie die Zeit verhungern. Wo ſoll die Unbefangenheit des Gemüths herkommen, die ſchlechthin zu ihrem Genuß nöthig iſt, in Augenblicken, wo das Elend jeden, wie Pfuël ſagen würde, in den Nacken ſchlägt. Übrigens verſichre ich dich, bei meiner Wahrheit, daß ich auf dich für die Kunſt rechne, wenn die Welt einmal wieder, früh oder ſpät, frei athmet. Schreibe bald wieder, und viel. H. K.

An Otto Auguſt Rühle v. Lilienſtern

(Königsberg), d. 31ᵗ (Auguſt 1806)

Mein liebſter Rühle,

Wenn ich bisher mit meinen Antworten über die Maaßen zögerte, ſo thateſt du wohl ein Übriges, und ergriffſt von ſelbſt die Feder, um den auseinander gehenden Kranz unſrer Freundſchafft zu umwickeln, auch wohl ein neues Blümchen noch obenein hinzuzuthun; doch diesmal läßt du gewähren, und deinethalben, ſcheint es, könnt' er auf immer auseinander ſchlottern. Nun, mein guter Junge, es hat nichts zu ſagen, und ich küſſe dich. Dieſer Kranz, er ward beim Anfang der Dinge gut gewunden, und das Band wird ſchon, auch ohne weiteres Zuthun, ſo lange aushalten, als die Blumen. Wenn du dich im Innern ſo wenig veränderſt, als ich, ſo können wir einmal, wenn wir uns früh oder ſpät wiederſehen, zu einander: guten Tag! ſagen, und: wie haſt du geſchlafen? und unſere Geſpräche von vor einem Jahre, als wären ſie von geſtern, fortſetzen. Ich habe durch die Kleiſten den letzten Theil deiner Liebens- und Lebensgeſchichte erhalten. Liebe, mein Herzensjunge, ſo lange du lebeſt; doch liebe nicht, wie der Mohr die Sonne, daß du ſchwarz wirſt! Wirf, wenn ſie auf oder untergeht, einen freudigen Blick

zu ihr hinauf, und laß dich in der übrigen Zeit von ihr in deinen guten Thaten bescheinen, und stärken zu ihnen, und vergiß sie. Der Gedanke will mir noch nicht aus dem Kopf, daß wir noch einmal zusammen etwas thun müssen. Wer wollte auf dieser Welt glücklich sein. Pfui, schäme dich, mögt' ich fast sagen, wenn du es willst! Welch eine Kurzsichtigkeit, o du edler Mensch, gehört dazu, hier, wo Alles mit dem Tode endigt, nach etwas zu streben. Wir begegnen uns, drei Frühlinge lieben wir uns: und eine Ewigkeit fliehen wir wieder auseinander. Und was ist des Strebens würdig, wenn es die Liebe nicht ist! Ach, es muß noch etwas Anderes geben, als Liebe, Glück, Ruhm etc x, y, z, wovon unsre Seelen nichts träumen.

Es kann kein böser Geist sein, der an der Spitze der Welt steht; es ist ein bloß unbegriffener! Lächeln wir nicht auch, wenn die Kinder weinen? Denke nur, diese unendliche Fortdauer! Myriaden von Zeiträumen, jedweder ein Leben, und für jedweden eine Erscheinung, wie diese Welt! Wie doch das kleine Sternchen heißen mag, das man auf dem Syrius, wenn der Himmel klar ist, sieht? Und dieses ganze ungeheure Firmament nur ein Stäubchen gegen die Unendlichkeit! O Rühle, sage mir, ist dies ein Traum? Zwischen je zwei Lindenblättern, wenn wir Abends auf dem Rücken liegen, eine Aussicht, an Ahndungen reicher, als Gedanken fassen, und Worte sagen können. Komm, laß uns etwas Gutes thun, und dabei sterben! Einen der Millionen Tode, die wir schon gestorben sind, und noch sterben werden. Es ist, als ob wir aus einem Zimmer in das andere gehen. Sieh, die Welt kommt mir vor, wie eingeschachtelt; das kleine ist dem großen ähnlich. So wie der Schlaf, in dem wir uns erholen, etwa ein Viertel oder Drittel der Zeit dauert, da wir uns, im Wachen, ermüden, so wird, denke ich, der Tod, und aus einem ähnlichen

Stunde, ein Viertel oder Drittel des Lebens dauern. Und grade so lange braucht ein menschlicher Körper, zu verwesen. Und vielleicht giebt es für eine ganze Gruppe von Leben noch einen eignen Tod, wie hier für eine Gruppe von Durchwachungen (Tagen) einen. — Nun wieder zurück zum Leben! So lange das dauert, werd ich jetzt Trauerspiele und Lustspiele machen. Ich habe der Kleisten eben wieder gestern Eins geschickt, wovon du die erste Scene schon in Dresden gesehen hast. Es ist der zerbrochene Krug. Sage mir dreist, als ein Freund, deine Meinung, und fürchte nichts von meiner Eitelkeit. Meine Vorstellung von meiner Fähigkeit ist nur noch der Schatten von jener ehemaligen in Dresden. Die Wahrheit ist, daß ich das, was ich mir vorstelle, schön finde, nicht das, was ich leiste. Wär ich zu etwas Anderem brauchbar, so würde ich es von Herzen gern ergreifen: ich dichte bloß, weil ich es nicht lassen kann. Du weißt, daß ich meine Carriere wieder verlassen habe. Altenstein, der nicht weiß, wie das zusammenhängt, hat mir zwar Uhrlaub angeboten, und ich habe ihn angenommen; doch bloß um mich sanfter aus der Affaire zu ziehen. Ich will mich jetzt durch meine dramatische Arbeiten ernähren; und nur, wenn du meinst, daß sie auch dazu nicht taugen, würde mich dein Urtheil schmerzen, und auch das nur bloß weil ich verhungern müßte. Sonst magst du aber über ihren Werth urtheilen, wie du willst. In drei bis vier Monaten kann ich immer ein solches Stück schreiben; und bringe ich es nur à 40 Frid. d'or, so kann ich davon leben. Auch muß ich mich im Mechanischen verbessern, an Übung zunehmen, und in kürzerer Zeit, besseres liefern lernen. Jetzt habe ich ein Trauerspiel unter der Feder. — Ich höre, du, mein lieber Junge, beschäfftigst dich auch mit der Kunst? Es giebt nichts Göttlicheres, als sie! Und nichts Leichteres zugleich;

und doch, warum ist es so schwer? Jede erste Bewegung, alles Unwillkührliche, ist schön; und schief und verschroben Alles, so bald es sich selbst begreift. O der Verstand! Der unglückseelige Verstand! Studiere nicht zu viel, mein lieber Junge. Deine Übersetzung des Racine hatte treffliche Stellen. Folge deinem Gefühl. Was dir schön dünkt, das gieb uns, auf gut Glück. Es ist ein Wurf, wie mit dem Würfel; aber es giebt nichts Anderes. — Und nun noch eine Commission. Ich verliere jetzt meine Diäten. Die rückständigen sollen mir aber noch ausgezahlt werden. Sei doch so gut, und gehe auf die fränkische Salarien-Kasse, bei Hardenberg, und erinnere, daß man sie schickt. Aber thu es gleich. Adieu. Grüße Schlotheim. Was macht der Pfuel?

H. K.

An Ulrike v. Kleist

(Königsberg), d. 24t (Oktober 1806)

Meine theuerste Ulrike,

Wie schrecklich sind die Zeiten! Wie gern mögt' ich, daß du an meinem Bette säßest, und daß ich deine Hand hielte; ich fühle mich schon gestärkt, wenn ich an dich denke! Werdet ihr flüchten? Es heißt ja, daß der Kaiser den Franzosen alle Hauptstädte zur Plünderung versprochen habe. Man kann kaum an eine solche Raserei der Bosheit glauben. Wie sehr hat sich Alles bestätigt, was wir vor einem Jahre schon voraussahen. Man hätte das ganze Zeitungsblatt von heute damals schon schreiben können. Habt Ihr Nachrichten von Leopold und Pannwitz? Vom Regiment Möllendorff sollen ja nur drei Offiziere übrig geblieben sein. Vierzig tausend Mann auf dem Schlachtfelde, und doch kein Sieg! Es ist entsetzlich. Pfuel war, kurze Zeit vor dem Ausbruch des

Krieges, Adjudant bei dem General Schmettau geworden, der bei Saalfeld geblieben ist. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Auch von Rühlen habe ich seit drei Wochen keine Nachricht erhalten. Sie standen beide bei dem Corps des Prinzen Hohenlohe, das, wie es heißt, eingeschlossen und von der Elbe abgeschnitten ist. Man kann nicht ohne Thränen daran denken. Denn wenn sie alle denken, wie Rühle und Pfuel, so ergiebt sich keiner. Ich war vor einiger Zeit willends, nach Berlin zu gehen. Doch mein immer krankhafter Zustand macht es mir ganz unmöglich. Ich leide an Verstopfungen, Beängstigungen, schwitze und phantasiere, und muß unter drei Tagen immer zwei das Bett hüten. Mein Nervensystem ist zerstört. Ich war zu Ende des Sommers fünf Wochen in Pillau, um dort das Seebad zu gebrauchen; doch auch dort war ich bettlägrig, und bin kaum fünf oder sechsmal ins Wasser gestiegen. Die Präsidentinn hat mir noch ganz kürzlich etwas für dich aufgetragen, mein Kopf ist aber so schwer, daß ich dir nicht sagen kann, was? Es wird wohl nicht mehr, als ein Gruß gewesen sein. Sie hat durch den Kriegsrat Schäffner etwas von dir erfahren, von dem du, glaub' ich, eine Anverwandte gesehen und gesprochen hast. Übrigens geht es mir gut. Wenn ich nur an dir nicht Unrecht gethan hätte, mein theuerstes Mädchen! Ich bin so gerührt, wenn ich das denke, daß ich es nicht beschreiben kann. Schreibe mir doch, wenn Ihr, wie ich fast glaube, nach Schorin gehen solltet. Denn Minette wird doch schwerlich die Franzosen in Frankfurt abwarten. Vielleicht käme ich alsdann auch dahin. Kein besserer Augenblick für mich, euch wiederzusehen, als dieser. Wir sänken uns, im Gefühl des allgemeinen Elends, an die Brust, vergäßen, und verziehen einander, und liebten uns, der letzte Trost, in der That, der dem Menschen in so fürchterlichen Augen-

blicken übrig bleibt. Es wäre schrecklich, wenn dieser Wütherich sein Reich gründete. Nur ein sehr kleiner Teil der Menschen begreift, was für ein Verderben es ist, unter seine Herrschafft zu kommen. Wir sind die unterjochten Völker der Römer. Es ist auf eine Ausplünderung von Europa abgesehen, um Frankreich reich zu machen. Doch, wer weiß, wie es die Vorsicht lenkt. Adieu, meine theuerste Ulrike, ich küsse dir die Hand. Zweifle niemals an meiner Liebe und Verehrung. Empfiehl mich allen meinen theuren Anverwandten, und antworte mir bald auf diesen Brief.

H. v. Kleist.

An Ulrike v. Kleist

Königsberg d. 6 Decb. 6

Meine liebe, vortreffliche, Ulrike,

dein Brief vom 9t Novbr. den ich erst, Gott weiß, wie es zugeht, heute erhalten habe, hat mir, so isolirt wie ich von allen meinen Freunden lebe, gleich, als ob sie alle untergegangen wären, ganz unendliche Freude gemacht. Liebe, Verehrung, und Treue, wallten wieder so lebhaft in mir auf, wie in den gefühltesten Augenblicken meines Lebens. Es liegt eine unsägliche Lust für mich darin, mir Unrecht von dir vergeben zu lassen; der Schmerz über mich wird ganz überwältigt von der Freude über dich. Mit meinem körperlichen Zustand weiß ich nicht, ob es besser wird, oder ob das Gefühl desselben bloß vor der ungeheuren Erscheinung des Augenblicks zurücktrit. Ich fühle mich leichter und angenehmer, als sonst. Es scheint mir, als ob das allgemeine Unglück die Menschen erzöge, ich finde sie weiser und wärmer, und ihre Ansicht von der Welt großherziger. Ich machte noch heute diese Bemerkung an Altenstein, diesem vortrefflichen Mann, vor dem sich meine

Seele erst jetzt, mit völliger Freiheit, entwickeln kann. Ich habe ihn schon, da ich mich unpäßlich fühlte, bei mir gesehen; wir können wie zwei Freunde mit einander reden. An unsere Königinn kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor Kurzem mit nichts beschäfftigt schien, als wie sie beim Tanzen, oder beim Reiten, gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der K(önig) vernachläßigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält. Von dem, was man sonst hier hoffen mag, oder nicht; und was man für Anstalten trifft; kann ich dir, weil es verboten sein mag, nichts schreiben. Der Gen. Kalkreuth nimt den Abschied. Der Gen. Rüchel, der dem Könige, daß er hergestellt sei, angekündigt, und seine Dienste angeboten hat, hat seit acht Tagen noch keine Antwort erhalten. Auch Hardenberg, hör ich, will dimittiren. Altenstein weiß noch nicht, ob er wieder in fremde Dienste gehen, oder sich, mit einem kleinen Vermögen, in den Privatstand zurückziehen soll. Brause habe ich zu meiner größten Freude hier gesprochen. Pfuel hat er in Cüstrin noch gesprochen, von Rühle weiß er nichts, Leopold war nicht unter den Todten und Bleßirten, die er mir nannte. Deine Nachrichten wären mir noch weit interessanter gewesen, wenn ich sie nicht so spät erhalten hätte. Versäume nicht, mir, sobald du etwas von den Unsrigen erfährst, es mitzutheilen. Besonders lieb wäre es mir, wenn du mir etwas von der Kleisten sagen könntest, die ich für todt halten muß, weil sie mir nicht

schreibt. Nach Schorin komme ich, so bald es mir möglich sein wird. Vielleicht habe ich doch den besten Weg eingeschlagen, und es gelingt mir, dir noch Freude zu machen. Das ist einer meiner größten Wünsche! Lebe wohl und grüße Alles.

H. v. Kleist.

An ?

(Chalons sur Marne, Juni 1807)

Was soll jetzt aus meiner Sache werden, da, wie ich höre, auch Berlin verlassen wird, nachdem A. es längst verlassen hat? Sie sehen, daß alle Ihre Bemühungen für mich gänzlich überflüßig gewesen sind. Von Tage zu Tage habe ich immer noch, dem Versprechen gemäß, das Ihnen der Sen. Clarke gegeben hat, auf eine Ordre zu meiner Befreiung gewartet; doch statt dessen sind ganz andre Verfügungen wegen unsrer angekommen, die mir vielleicht alle Hoffnung dazu benehmen. Welch ein unbegreifliches Misverständniß muß in dieser Sache obwalten. Wenn sich niemand für mich interessirte, weder Sie, noch, noch A., so bliebe mir noch ein Ausweg übrig. Doch so werde ich mich wohl mit dem Sedanken bekannt machen müssen, bis ans Ende des Krieges in dieser Sefangenschaft aushalten zu müssen. Und wie lange kann dieser Krieg noch dauern, dieser unglückliche Krieg, den vielleicht gar nicht einmal ein Friede beendigen wird? Was sind dies für Zeiten. Sie haben mich immer in der Zurückgezogenheit meiner Lebensart für isolirt von der Welt gehalten, und doch ist vielleicht niemand inniger damit verbunden, als ich. Wie trostlos ist die Aussicht, die sich uns eröffnet. Zerstreuung, und nicht mehr Bewußtsein, ist der Zustand, der mir wohl thut. Wo ist der Platz, den man jetzt in der Welt einzunehmen sich bestreben könnte, im Augenblicke, wo alles

seinen Platz in verwirrten Bewegungen verwechselt? Kann man auch nur den Gedanken wagen, glücklich zu sein, wenn alles in Elend darniederliegt? Ich arbeite, wie Sie wohl denken können, doch ohne Lust und Liebe zur Sache. Wenn ich die Zeitungen gelesen habe, und jetzt mit einem Herzen voll Kummer die Feder wieder ergreife, so frage ich mich, wie Hamlet den Schauspieler, was mir Hekuba sei? Ernst, schreiben Sie mir, ist nach K(önigsberg) zurück gegangen. Es freut mich, weil es das einzige war, was ihm in dieser Lage übrig blieb. Doch unersetzlich ist es, daß wir uns nicht, er und B. in Dreßden haben sprechen können. Der Augenblick war so gemacht, uns in der schönsten Begeisterung zu umarmen; wenn wir noch zwei Menschenalter lebten, kömmt es nicht so wieder. Hier in Chalons lebe ich wieder so einsam, wie in K(önigsberg). Kaum merke ich, daß ich in einem fremden Lande bin, und oft ist es wie ein Traum, 100 Meilen gereiset zu sein, ohne meine Lage verändert zu haben. Es ist hier niemand, dem ich mich anschließen möchte: unter den Franzosen nicht, weil mich ein natürlicher Widerwille schon von ihnen entfernt, der noch durch die Behandlung, die wir jetzt erfahren, vermehrt wird; und unter den Deutschen auch nicht. Und doch sehnt sich mein Herz so nach Mittheilung. Letzthin saß ich auf einer Bank, einer öffentlichen, aber wenig besuchten Promenade, und es fing schon an finster zu werden, als mich jemand, den ich nicht kannte, mit einer Stimme anredete, als ob sie P(fuel) aus der Brust genommen gewesen wäre. Ich kann Ihnen die Wehmuth nicht beschreiben, die mich in diesem Augenblick ergriff. Und sein Gespräch war auch ganz so tief und innig, wie ich es nur einzig auf der Welt an ihm kennen gelernt habe. Es war mir, als ob er bei mir säße, wie in jenem Sommer vor drei Jahren, wo wir in jeder Unterredung immer wieder

auf den Tod, als den ewigen Refrain des Lebens zurück kamen. Ach, es ist ein ermüdender Zustand, dieses Leben, recht, wie Sie sagten, eine Fatigue. Erfahrungen rings, daß man eine Ewigkeit brauchte, um sie zu würdigen, und, kaum wahrgenommen, schon wieder von andern verdrängt, die eben so unbegriffen verschwinden. In einer der hiesigen Kirchen ist ein Gemälde, schlecht gezeichnet zwar, doch von der schönsten Erfindung, die man sich denken kann; und Erfindung ist es überall, was ein Werk der Kunst ausmacht. Denn nicht das, was dem Sinn dargestellt ist, sondern das, was das Gemüth durch diese Wahrnehmung erregt, ist das Kunstwerk. Es sind ein Paar geflügelte Engel, die aus den Wohnungen himmlischer Freude niederschweben, um eine Seele zu empfangen. Sie liegt mit Blässe des Todes übergossen auf den Knieen, der Leib sterbend in den Armen der Engel zurückgesunken. Wie zart sie das Zarte berühren: mit den äußersten Spitzen der rosenrothen Finger nur das liebliche Wesen, das der Hand des Schicksals jetzt entflohen ist. Und einen Blick aus sterbenden Augen wirft dies auf sie, als ob es in Gefilde unendlicher Seligkeit hinaus sähe. Ich habe nie etwas Rührenderes und Erhebenderes gesehen.

An Ulrike v. Kleist

Endlich, meine vortreffliche Ulrike, ist, wahrscheinlich auf deine wiederholte Verwendung, der Befehl vom Gen. Clarke zu meiner Loslassung angekommen. Ich küsse dir die Stirn und die Hand. Der Befehl lautet, daß ich, auf Ehrenwort, eine vorgeschriebene Straße befolgen, und mich in Berlin beim Gen. Clarke melden soll, der mich sprechen will. So mancherlei Gedanken mir dies auch erregt, so würde ich doch sogleich meine Reise antreten, wenn ich

nicht unpäßlich wäre; wenn man nicht die Unedelmüthigkeit hätte, mir die Diäten zu verweigern, die ich mir jedoch noch auszuwirken hoffe; und wenn ich nicht einen Wechsel vom Buchhändler Arnold aus Dreßden erwarten müßte, für ein Manuscript, das Rühle daselbst verkauft hat, und von dem er mir geschrieben hat, daß er um diese Zeit abgehen würde. Alle diese Gründe sind Schuld daran, daß sich meine Abreise vielleicht noch 14 Tage oder 3 Wochen verspäten wird; doch da sich der Frieden jetzt abschließt, und nach dem Abschluß auch die Auswechselung der Gefangenen sogleich vor sich gehen muß, so ergiebt sich vielleicht alsdann eine so viel wohlfeilere Gelegenheit, abzureisen, wenn gleich der Aufenthalt bis dahin hier so viel kostspieliger wird, da ich keinen Sold mehr beziehe.

Die Absicht dieses Briefes ist, dir, nach der Mittheilung dieser Nachricht einen Vorschlag zu machen. Die Kl(eisten) hat mich versichert, daß die Pension von der K(önigin) nach dem Abschluß des Friedens wieder ihren Fortgang nehmen würde. Da jedoch hierin wenig Sicherheit liegt: denn wer steht uns für einen neuen Krieg? so ist der Plan, diese Pension, bei der nächsten Gelegenheit, in eine Präbende zu verwandeln; und hierin läge dann schon mehr Sicherheit. Wir wollen einmal annehmen, daß uns das Glück auf diese Art günstig wäre; daß ich vor der Hand die Pension, und in einiger Zeit, statt ihrer, die Präbende erhielte: was ließe sich wohl damit anfangen?

Ich versichre dich, meine theuerste Ulrike, daß mir deine Lage, und das Schmerzhafte, das darin liegen mag, so gegenwärtig ist, als dir selbst. Ich weiß zwar, daß du dich in jedem Verhältniß, auch in dem abhängigsten, würdig betragen würdest; doch die Forderungen, die dein innerstes Gefühl an dich macht, kannst du nicht erfüllen, so lange du nicht frei bist. Ich selbst kann in keiner Lage glücklich

ſein, ſo lange ich es dich nicht, in der deinigen, weiß. Ohne mich würdeſt du unabhängig ſein; und ſo mußt du (ich fühle die Verpflichtung auf mich, was du auch dagegen einwenden mögeſt) du mußt es auch wieder durch mich werden. Wenn ich mit Äußerungen dieſer Art immer ſparſam geweſen bin, ſo hatte das einen doppelten Grund: einmal, weil es mir zukam, zu glauben, daß du ſolche Gefühle bei mir vorausſetzeſt, und dann, weil ich dem Übel nicht abhelfen konnte.

Doch jetzt, dünkt mich, zeigt ſich, ein Mittel ihm abzuhelfen; und wenn du nicht willſt, daß ich mich ſchämen ſoll, unaufhörlich von dir angenommen zu haben, ſo mußt du auch jetzt etwas von mir annehmen. Ich will dir die Penſion, und das, was in der Folge an ihre Stelle treten könnte, es ſei nun eine Präbende, oder etwas Anderes, abtreten. Es muß, mit dem Reſt deines Vermögens, für ein Mädchen, wie du biſt, hinreichen, einen kleinen Haushalt zu beſtreiten. Laß dich damit, unabhängig von mir, nieder; wo, gleichviel; ich weiß doch, daß wir uns über den Ort vereinigen werden. Ich will mich mit dem, was ich mir durch meine Kunſt erwerbe, bei dir in die Koſt geben. Ich kann dir darüber keine Berechnung anſtellen; ich verſichre dich aber, und du wirſt die Erfahrung machen, daß es mich, wenn nur erſt der Frieden hergeſtellt iſt, völlig ernährt. Willſt du auf dieſe Verſicherung hin nichts thun, ſo lebe die erſte Zeit noch bei Schönfeld, oder in Frankfurt, oder wo du willſt; doch wenn du ſiehſt, daß es damit ſeine Richtigkeit hat, alsdann, mein liebſtes Mädchen, verſuche es noch einmal mit mir. Du lieſeſt den Rouſſeau noch einmal durch, und den Helvetius, oder ſuchſt Flecken und Städte auf Landkarten auf; und ich ſchreibe. Vielleicht erfährſt du noch einmal, in einer ſchönen Stunde, was du eigentlich auf der Welt ſollſt. Wir werden glück-

lich sein! Das Gefühl, mit einander zu leben, muß dir ein Bedürfniß sein, wie mir. Denn ich fühle, daß du mir die Freundinn bist, du Einzige auf der Welt! Vergleiche mich nicht mit dem, was ich dir in Königsberg war. Das Unglück macht mich heftig, wild, und ungerecht; doch nichts Sanfteres, und Liebenswürdigeres, als dein Bruder, wenn er vergnügt ist. Und vergnügt werde ich sein, und bin es schon, da ich den ersten Forderungen, die meine Vernunft an mich macht, nachkommen kann. Denke über Alles dies nach, meine theuerste Ulrike; in Berlin, wo ich dich noch zu finden hoffe, wollen wir weitläufiger mit einander darüber reden. In drei Wochen spätestens muß ich hier abgehen können; und in der fünften bin ich dann in deinen Armen. Adieu, grüße Sleißenberg. Dein Heinrich, Chalons, d. 14 Juli (1807).

Während Kleists Gefangenschaft hatte Rühle den Amphitryon an einen Dresdener Buchhändler verkauft, das Erdbeben in Chili war Cotta für das Morgenblatt angeboten und von dem mächtigsten deutschen Verleger zurückbehalten worden, der später auch die Penthesilea übernahm, um dann mit einer plötzlichen Wendung alle Verfolger gegen den Aufgegebenen zu hetzen. Kleist wollte sich an einem Orte aufhalten, wo der Buchhandel nicht darnieder lag, und seine Lieblingsstadt Dresden, vor den Napoleonischen Kriegen durch Sachsens undeutsche Politik verschont, bot ihm die besten Aussichten als ein reger Verkehrsplatz literarischen und künstlerischen Lebens, der sich noch bis nach 1866 einige partikularistische Selbständigkeit bewahren sollte. Caspar Friedrich, jetzt neu entdeckt als einer unserer hervorragendsten Landschafter, und Ferdinand Hartmann, auch in Weimar akkreditiert, standen Kleist und

seinem Kreise als bildende Künstler nahe. Ludwig Tieck hatte sich dort niedergelassen, Adam Müller hielt ästhetische und literarische Vorlesungen, Gotthilf Heinrich Schubert sprach über die Nachtseiten der menschlichen Natur als Vertreter einer sehr romantischen und sehr beliebten Halbwissenschaft, deren Probleme den Dichter des Käthchen mächtig anzogen. Es war keine geschlossene romantische Partei, die dort wie kurz vorher in Jena herrschte, kein Konventikel von Priestern und Verschwörern, sondern es hatte sich, wie es in Kriegszeiten öfter geschieht, auf einer geschützten Insel aus ständigen und zufließenden Elementen schnell eine Gemeinschaft gebildet, die erregbar und anschmiegsam künstlerische Interessen mit weltlichen Zerstreuungen hübsch zu verbinden wußte. Die Berührung von Literatur und Gesellschaft schuf kurzlebige Zirkel, in denen Poesie, Galanterie und Philosophie wohl etwas durcheinander gingen. Man wußte sich auch mit ernsten Dingen zu amüsieren, man pflegte etwas von der Lebenskunst, die die Umgebung schwerer Zeiten hervorbringt. Es war nur ein locker gefurchter Boden, den Kleist hier betrat, aber er wurde zum ersten Male nicht nur beobachtet, sondern gefeiert und verwöhnt. Wie er Ludwig Tieck kennen lernte oder im Körnerschen Hause verkehrte, wo er ein Verhältnis zu der hübschen Pflegetochter Julie Kunze angesponnen hat, so bewegte er sich auch in aristokratischen Kreisen, hauptsächlich im Salon des österreichischen Gesandten Grafen Buol-Schauenstein. Durch diesen lernte er Friedrich Gentz, den mächtigsten Publizisten der Zeit, kennen, der wieder der Meister seines neuen Freundes Adam Müller war. Damit hatte er zwei sehr einflußreiche Propheten und Parteigänger für sich, die mit Hülfe Buols gewiß imstande waren, den im eigenen Vaterlande noch Unbekannten in die österreichische Sphäre zu verpflanzen.

Niemals hat Kleist eine stärkere Wendung zum Süden hin genommen, und trotz aller politischen Erbitterung gegen den Rheinbundfürsten blieben seine schönsten Erinnerungen immer mit Dresden verwachsen. Jener gewählten aber mehr zusammengewehten als zusammengewachsenen Gesellschaft fehlte der große Mann, dem eine leichte Erregbarkeit huldigen konnte, und der interessante märkische Junker kam in Mode. In diesen Dresdener Monaten, während Napoleon zu Erfurt mit den Besiegten Feste feierte, hat er wohl stark aber nicht nachhaltig in die Breite gewirkt, so daß von dem kurzen Glanz seines Auftretens nicht mehr als eine Legende zurückblieb, voll von falscher Erinnerung oder böswilliger Auslegung. Auch in den Bemerkungen gutgesinnter Freunde scheint sich ihm etwas anzuheften wie ein Spott über den Herrn von Kleist, der einen Sommer in Dresden berühmt war. Dieser Ruhm Kleists ist von Adam Müller gemacht worden; als er nach Dresden kam, hatte er schon einen Namen als Dichter des Amphitryon.

Adam Müller gehört zu den interessanten Figuren, die in unserem geistigen Leben den Typus des Abbé ersetzen, vielseitig gebildet, elastisch, geistreich, Mystiker und Weltmann, ein Enthusiast des romantischen Lebensideals, ein Schwärmer für die Autorität des Feudalstaates, der bei aller Hingebung wie Friedrich Gentz nie ohne persönliche Zwecke handelte. Der frühere protestantische Theologe war zum Katholizismus übergetreten, wie der geborene Preuße auch mit allen seinen Neigungen für Österreich optierte. Einen Einfluß auf Kleists literarische Produktion hat er nicht ausgeübt, die einem unergründlichen Eigensinn und Eigenwillen entsprang; es war eben der männliche, gewaltige und gewaltsame Genius, der den weiblichen an sich zog. Adam Müller sah bewundernd zu Kleist empor wie zu der

Tat seiner Gedanken. „Mein Gemüt ist großen und auch den künftigen viel größeren Arbeiten Kleists gewachsen, aber sagen kann ich es nicht. An Mut der Gedanken, an Umsicht des Geistes weiche ich nicht, aber an Mut der Stimme und der Worte, an Resignation des Lebens und bildender Kraft erkenne ich ihn für meinen Meister." So schwärmt er vor Gentz in seinem geistreichen romantischen Jargon. Adam Müller weidete sich mit Entzücken am Amphitryon, seine katholisierenden Neigungen setzten das Erlebnis der Alkmene mit der unbefleckten Empfängnis gleich, und er begrüßte dieses Werk als eine Verkündigung der hohen schönen Zeit, in der sich endlich die Einheit alles Glaubens, aller Liebe und die große innere Gemeinschaft aller Religionen auftun würde. Dieser sein Kleist sollte die Romantik vollenden, der in Wahrheit mit der romantischen Schule so wenig wie mit irgend einer anderen verwachsen war. Wenn obendrein ein künstlerischer Sieg über Frankreich verkündet wurde, so vergaß man den Anteil des der Romantik mißliebigen Molière an einem Stück, für das er nicht einmal seine ganze Kraft eingesetzt hatte.

Der deutsche Nachdichter hat sich allerdings gegen seine Vorlage so unabhängig benommen wie dieser gegen seine Vorgänger Plautus oder Rotrou. Indem Kleist seine ganze Gemütskraft in die Figuren der Alkmene und des Jupiter hineinfüllte, zerbrach er den zierlichen Renaissancerahmen einer höfischen Komödie mit ihren neckenden Amoretten. Den Duft des Siècle Louis XIV. hat er in eine unbefangen antikisierende Zeitlosigkeit aufgelöst, und wie er die parodistische Grazie fortwährender Anspielung einschränkt, so versucht er auch nicht, mit den Verführungskünsten des Originals zu wetteifern, die ihm nicht gegeben sind. Molière ist amüsanter, gefälliger, Kleist schwerer, umständlicher; dafür gewinnt er an Tiefe, und auch an Plastik, indem er für den

unindividuellen vom Zwang der Situation lösenden Witz einen derben norddeutschen Humor mit reicherer Geberde einsetzt. Den Schimpf- und Prügelszenen zwischen Merkur und Sosias folgt Kleist mit ziemlicher Treue, um sich erst im dritten Akte das ungeheure Problem der Alkmene selbständig anzueignen, das in der reinen Komik des französischen Klassikers keinen Raum zu Entfaltung finden konnte. Aus einer liebenswürdigen Fürstin im galanten Stil wird eine Hausfrau, die mit den Mägden Wolle spinnt, eine untrübbar Reine und Ganze, eine von den groß Liebenden mit der Kleistschen Bitte an die Götter: Verwirrt mir mein Gefühl nicht. So geht Alkmene der Penthesilea und dem Käthchen voran. Die reinste Frau hat Jupiter ausgewählt, sie zu prüfen und zu verwirren, bis sie wohl die Vermessenheit der Hingabe an einen Einzigen, Sterblichen empfindet, sie aber doch preist als den Weg des Weibes zum Allempfinden, zur Gottheit, die an solchen Heiligen der Erde Wohlgefallen findet. Gewiß geht Kleist auf einer Parallele zur unbefleckten Empfängnis, besonders wenn die Geburt des Herkules mit biblischen Worten verkündet wird, aber Alkmene ist keine Jungfrau, Jupiter kein heiliger Geist, und wenn wir echte Kleistsche Mystik suchen, so ist es die Vermenschlichung des obersten Gottes, der um Liebe bettelt. Wir begegnen da fast der Gottheit des Angelus Silesius, die ohne den Menschen „nicht ein Nu" kann leben. Wie Kleist überhaupt rein aus der Erbschaft des Gemütes sich des öfteren mit der älteren deutschen Mystik berührt, so wenn Penthesilea eine Vorstellung des Paracelsus erneuernd ihren tötlichen Willen zum Dolche schleift. Für den Urdramatiker Kleist war selbst der Gott nicht groß genug, um wie Molières Jupiter über dem Drama zu stehn. Wie alle seine Dramen hat auch diese Bearbeitung dialektischen Geist, die Form eines Prozesses, der zugleich nach beiden Seiten gegen

Alkmene und Amphitryon geführt wird. Alkmene empfängt nach der Prüfung die Gnade, und Amphitryon darf nach der Läuterung wieder er selbst sein. Goethe fand sein Schicksal grausam, wie das der Alkmene peinlich, so daß er den Schluß als „klatrig" ablehnte. Nach seiner Einsicht schieden sich Antikes und Modernes auf diesem Wege mehr, als daß sie sich vereinigten. Wenn man die beiden entgegengesetzten Enden eines lebendigen Wesens durch Kontorsion zusammenbringt, so gibt das noch keine neue Art von Organisation, sondern allenfalls ein wunderliches Symbol wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Gewiß hat Kleist eine Posse und eine Tragödie geschrieben, die sich gegenseitig abwechseln, ohne sich zu durchdringen, während Molière bei geringeren Ansprüchen und geringerer Tiefe eine stilistische Einheit geschaffen hat. Aber wie konnte Goethe die Lebenswärme, die elementare Natur der Alkmene nicht fühlen, nachdem er Wilhelm Schlegels im Motiv verwandten „Jon", ein fürchterliches Schulstück, begünstigt und die Vorlesung von Tiecks „Genoveva" sehr gutwillig ertragen hatte? Goethe hat Kleist nicht übersehen; man bemerkt sogar bei ihm ein Bedürfnis, über den seltsamen Dichter zu sprechen, sich einen Eindruck fortzureden oder fortzuschreiben. Es ist von vorn herein, als ob er dem märkischen Junker als einer beängstigend nordischen Erscheinung mit geradezu physischer Antipathie begegnet, wie erschreckt von der dunklen Larve eines unheimlichen kranken Genius, mit der vielleicht gewisse Schreckgespenster aus dem Chaos seiner Jugend heraufstiegen.

Durch Adam Müller hatte Goethe auch das Manuskript des Zerbrochenen Kruges empfangen, den er schätzte, ohne ihn zu lieben. Es ist ein Widerspruch, wenn er der ganzen Darstellung nachrühmt, daß sie sich mit gewaltsamer Gegenwart aufdrängt, und wenn er andererseits das Stück dem

unsichtbaren Theater zuschiebt. Ganz richtig durchschaut er in der stationären Prozeßform Kleists dialektische Veranlagung, aber er legt den Hauptakzent auf das, was ihm Eigensinn und Manier scheint, statt auf das ungeheure plastische Vermögen, mit dessen Anerkennung ein Bericht von ihm an Müller begonnen hat. Jedenfalls findet man kein Wort der Freude des Theaterdirektors, der ohne Kotzebue nicht haushalten konnte, an diesem strotzenden Humor der deutschesten Art von Komödie, an dieser reichen derben malerischen Laune wie auf einer Kirmeß des Jan Steen oder Adrian Ostade, bei der ordentlich getrunken, geprügelt und auch etwas gestohlen wird. Wie später das Weimarer Publikum bei der Aufführung versagte, so versäumt es auch Goethe, der einst Auerbachs Keller geschrieben hatte, sich an der pantagruelischen Fülle und Falstaffschen Behaglichkeit des Helden zu ergötzen. Gewiß hat die Handlung, von vorn herein entschieden, einen zähen Fluß der Retardation, sie schleppt sich auch mit einer Überfülle der Charakteristik, aber wie unermüdlich und glücklich spielt Kleists Erfinderlaune, wenn er den unflätigen, unappetitlichen Kerl von Dorfrichter mit dem Pferdefuß fortwährend umwendet, damit wir ihn von allen Seiten sehen, einen Phantasten von reicher Einbildung, der seine Lügen groß hätschelt und zu väterlicher Freude gerührt wird, wenn sie ihm wie frech lebendige Kinder wieder begegnen. Der Mann spielt mit sich wie mit den anderen, unverschämt oder unterwürfig, listig oder grob, Dummkopf oder Schlaukopf, Tyrann oder Märtyrer, lateinischer Rechtsgelehrter oder schlichter Bauer, durch Dutzende Rollen, aber mit sich selbst immer in schönster Übereinstimmung, von der Berechtigung seiner Gelüste tief durchdrungen, im glücklichen Besitz einer geschlossenen Weltanschauung, die bei jedem anderen entweder unschädliche Dummheit oder dieselbe natürliche Gemeinheit voraussetzt.

Das ganze deutsche Lustspiel hatte so viel Laune und Behagen noch nicht aufgebracht als mit diesem bäuerlichen Nachkommen Falstaffs, dem er selbständig mit eigenem Blut und eigenem Witze folgt.

Den Zerbrochenen Krug las Kleist bei dem österreichischen Gesandten vor. Die Penthesilea, die Marquise von O war vollendet, Michael Kohlhaas wurde in Dresden abgeschlossen. Vielleicht hat er auch an eine Wiederaufnahme des Robert Guiscard gedacht. Reicher als er in diesem Moment ist kaum je ein Dichter aufgetreten. Mit vollen Händen wollte er geben nach langen Lehrjahren, aufgetaucht aus dunkler Verborgenheit, aus abenteuerlichem Mißgeschick mit dem ungestillten Ehrgeiz, dem nun freie Bahn gegeben wurde. Alle Hoffnungen, ohne Ausnahme, schienen sich ihm zu erfüllen; die Ernte war reif, und er wollte sie ganz für sich haben. Wie Klopstock, Lessing, Balzac reizte es ihn, sein eigener Buchhändler zu werden, diesen unnützen Zwischenhändler und Parasiten auszuschalten. Wie er sich zum Bauern oder zum Lehrer der Philosophie geträumt hat, so sieht er sich auch als großen Verleger, als einen Fugger oder Medici des Buchhandels, deren Geschäftsprinzipien er befolgen wird. Für seine Ulrike stellt er wahrhaft Balzacsche Rechnungen auf. Sein Auskommen wird ihm aus einer doppelten Quelle zufließen, aus der Schriftstellerei und der Buchhandlung. Natürlich soll Ulrike, anders fangen seine Unternehmungen nie an, ein kleines Kapital beisteuern, wie es Pfuel und Rühle getan haben. Dafür wird er sie reich machen und alle ihre Opfer tausendfach vergelten. „Wie wär's also, mein teuerstes Mädchen, wenn du statt meiner als Aktionär in den Buchhandel träteſt, der von jener Schriftstellerei ganz abgesondert ist? Du hast immer gewünscht, dein Vermögen in einer Unternehmung geltend zu machen; und eine günstigere Gelegenheit ist kaum möglich, da der Vorteil, nach einem

mäßigen mittleren Durchschnitt 22 p. C. ist. — — Wenn du vor der Hand auf alles dieses nicht eingehen willst, so bleibt es beim Alten, d. h. bei der Verzinsung und Zurückzahlung des Kapitals. Ich sagte es nur, weil ich wünsche, dir einen Vorteil verschaffen zu können, und weil eine Art von Ungerechtigkeit darin liegt, dir das Geld zu 5 p. C. zu verzinsen, während es mir 4mal so viel abwirft. Nichts ist mir unangenehmer, als daß du ganz abgesondert bist von der literarischen Welt, in dem Augenblick, da dein Bruder zum zweiten Male darin auftritt. Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn du hier wärst. Eben jetzt wird in der Behausung des österreichischen Gesandten, der selbst mitspielt, ein Stück von mir, das noch im Manuskript ist, gegeben, und du kannst wohl denken, daß es in den Gesellschaften, die der Proben wegen zusammenkommen, Momente gibt, die ich dir, meine teuerste Ulrike, gönne; warum läßt sich besser fühlen, als angeben." In der Nachschrift erzählt Kleist, daß er schon vorher, also jedenfalls bei der ersten Vorlesung des Zerbrochenen Krugs, von den zwei niedlichsten Händen in Dresden, die vermutlich Julie Kunze gehört haben, mit einem Kranz gekrönt worden sei.

Zu Kleists Glück sollte sich der Plan einer Buchhandlung nicht verwirklichen, da die Konzession nicht erteilt wurde, die der Appellationsrat Körner in Aussicht gestellt hatte. Dagegen trat das Kunstjournal „Phoebus" ins Leben, von Adam Müller und Kleist redigiert, der nun doch, wie er mit Genugtuung bemerkt, wieder Geschäftsmann wurde, allerdings in einer angenehmeren Atmosphäre als in Königsberg. Die Zeitschrift sollte Bestrebungen der Literatur und der bildenden Kunst zusammenfassen. Mit überschwänglichem Zutrauen sah Kleist sogleich den Erfolg von Schillers Horen überflügelt; er schwelgte in Subskribenten, die nicht kamen, und in Mitarbeitern, die nur versprachen oder

auswichen. Ihn durfte der lokale Erfolg bei der ihm gewogenen Dresdener Gesellschaft täuschen, der sich durchaus nicht über den Erscheinungsort verbreitete, obwohl Kleist in überaus liebenswürdigen und gewandten Werbebriefen seine einflußreichen Gönner im Vaterlande, wie den Freiherrn vom Stein, Auerswald, Altenstein, anging, obwohl er einflußreiche Buchhändler wie Cotta noch vor ihrer Zustimmung als Verbündete ansprach. Die sehr prächtig ausgestattete Zeitschrift, von Ferdinand Hartmann geschmückt, trat mit dem Anspruch auf Vornehmheit auf. Die Aristokratie und Diplomatie in Dresden, von seiner Persönlichkeit gewonnen, hielt Kleist für mächtige Förderer, und die deutschen Fürsten, die als Freunde oder Feinde Napoleons nach dem Friedensschluß mit Rußland und Preußen kaum zum Aufatmen gekommen waren, sollten mit kostbaren Exemplaren auf Velinpapier bedacht werden. Eins der seltenen Exemplare des Phoebus kostet heute mehr als das ganze Unternehmen seinen Herausgebern eingebracht hat, überaus wertvoll durch die Erstdrucke Kleistscher Werke, darunter das Fragment des Guiscard, das aus dem Gedächtnis niedergeschrieben für die Nachwelt gerettet wurde. Das erste Heft erschien im Januar 1808, schon im Mai erwies sich das Unternehmen als Selbstverlag unhaltbar; mühselig durch den Sommer geschleppt wurde es nach mehreren vergeblichen Angeboten von einem Dresdener Buchhändler zweiten Ranges übergenommen und begraben.

Die etwas schwülstige Ankündigung der Herausgeber bewährte keine Werbekraft. Kleists stolzen aber nicht ebenso geschickten Distichen, die Phoebus den Bringer des Tags anrufen, fehlte für einen Prolog die Gefälligkeit und Geläufigkeit, die sich leicht mitteilt und schmeichelt. Er hatte auf die Mitarbeit der Goethe, Wieland, Johannes Müller und Schlegels gerechnet, aber die Ankündigung, die mit

Goethes Namen operiert, mußte in dieser Hinsicht schon einen verklausulierten Mißerfolg zugeben. Die berühmten Männer blieben alle aus, in ihren Umgebungen machte man sich über den seltsamen zugleich anspruchsvollen und demütigen Ton lustig, den das neue auf sehr willkürliche Aussichten gegründete Journal anschlug. Auf den Knieen seines Herzens hatte Kleist dem Obersten der Olympier seinen Phoebus mit der Penthesilea überreicht. Verehrung und Liebe eines Mannes, Stolz und Bescheidenheit haben diesen Brief diktiert. Goethe, der damals noch die unbedenklichen Schmeicheleien eines Zacharias Werner mit spöttischer Selassenheit annahm, der das Brauchbare des ihm so verdächtigen wie amüsanten Großkophtas geduldig zu verwerten suchte, hat diese echten starken Töne aus der lautersten Seele nicht gehört. Vielleicht war es damals unmöglich, ihn ohne Diplomatie zu behandeln, auf die er sich einließ, auch wenn er sie bemerkte. Kleist konnte diplomatisch sein, der Redakteur des Phoebus bewirbt sich um den ersten deutschen Schriftsteller mit feinster Urbanität; wenn er aber von seinen Dichtungen spricht, so bringt er es im stolzen Vertrauen auf seine Sache und auf den Großen, den er liebt, nur bis zu der Gradheit, die sich auf keine Empfänglichkeit einrichtet. Da Goethe sich mit der Aufführung des Zerbrochenen Kruges beschäftigt, verleugnet Kleist die natürliche Bestimmung seiner Dramen, stellt sie über die mangelhafte Kultur des Theaters, der Goethe ein halbes Leben mühevoller Arbeit im Großen und Kleinen hingeopfert hat. Goethe hat die Dresdener, wie er sie nennt, mit einer Schroffheit abgelehnt, als ob sie ihm verdächtig waren oder verdächtig gemacht worden waren. „Denn ob ich gleich Adam Müller sehr schätze", schreibt er an Knebel, „und von Kleist kein gemeines Talent ist, so merkte ich doch nur allzu geschwind, daß ihr Phoebus

in eine Art von Phébus übergehen würde; und es ist ein probates Sprichwort, das man nur nicht oft genug vor Augen hat: der erste Undank ist besser als der letzte."

Goethe schloß sonst auch mit widerstrebenden Mächten, gern ein Bündnis, wenigstens auf Zeit wie mit der älteren und der jüngeren Romantik, und er pflegte die neueroberten Kulturzonen seinem Imperium einzuordnen. Hier schien er nichts Fruchtbares, Verwertbares, Einzutauschendes zu erwarten, und in seinem Sinne, in dem eines Verwalters, Ordners und Mehrers hatte er wenigstens im Moment vielleicht Recht. Kleist gehört nicht zu seinem Reich wie auch zu keinem anderen, niemandes Schüler, Anhänger oder Nachfolger, eine inkommensurable Größe, um Goethes Lieblingswort zu brauchen. Unsere großen Männer scheinen alle an demselben Werke gearbeitet zu haben, sie wirken nicht nur als Künstler, sondern auch als vorbildliche Typen, die uns auf ein gemeinsames ideales Ziel der Bildung weisen. Kleist gehört gar nicht zu den Förderern dieser dauernden Renaissance als ein Mann, der nie den Göttern der Vergangenheit oder der Gegenwart gedient, der nie eine Erziehungstendenz oder eine Humanitätsidee vertreten hat. Kein Künstler hat seine Welt so mit den eigensten subjektiven Empfindungen gebaut und begrenzt, und es ist, als ob unsere Kultur mit ihrer scholastischen Erbschaft noch nicht die reine Unbefangenheit erworben habe, um mit einem Schöpfer zu verkehren, der weder Moralist noch Ästhetiker noch Historiker, sondern ohne jeden Nebenberuf und Nebenzweck nur Künstler war. Kleist wird von den Philologen nach seinen Quellen gefragt, nach seinen Vorgängern und Vorbildern, aber alles, was wir erfahren, scheint in seinem Fall so aufschlußlos, belanglos, als ob wir die Böcklin und Rodin über den Ursprung einer Farbe oder Bewegung verhörten. Kleist

führt eine ganz eigene Palette mit Farben, die vor ihm und nach ihm keiner gebraucht hat. Kleist hat etwas ganz jugendlich Anfängliches, und mit dem Vertrauen eines Kindes wohnt er in seinen Visionen, die er mit einer ungeheuren Bestimmtheit aufnimmt. Daher die Abwesenheit aller typischen Formen des Gedankens und der Rede und ein gewisser Mangel an Mitteilbarkeit und Geläufigkeit. Nie spricht der Geist bei ihm für sich allein, nie sucht er eine andere Zustimmung als die eigene, und seine Personen wollen sich verstehen, nicht verstanden werden. Sie haben etwas unverschämt Bestimmtes, einen schroffen Befehlston, der eben mit so gutem Gewissen nur aus dem Bewußtsein, wirklich zu existieren, kommen kann. Bedürfen die Figuren des modernen Dramas im allgemeinen einer Blutzufuhr, so leiden die seinen an einem Überfluß, und man möchte ihnen zuweilen einen Aderlaß wünschen. Kleists Phantasie schafft immer eine selbstverständliche Welt, weil sie unbekümmert um Überlieferungen, jeden Boden real macht, auf den sie tritt. Aber er bewohnt sie ganz allein und erfüllt sie ganz allein. Man könnte ihn mit dem Atlas vergleichen, der wieder die Erdkugel auf die Schulter nimmt, obgleich dieses Geschäft viel sicherer und müheloser durch die Gravitation besorgt wird.

Wenn Kleist auch in den Entwicklungsjahren, mit seinem eigenen Dämon unbekannt, den ihm so unangemessenen Optimismus Wielands angenommen, wenn er für Schiller und gerade den der Liebesepisoden geschwärmt hat, wenn er später das Goethesche Kunstreich entdeckte und auch von Bestrebungen der Romantik, ganz gewiß von Novalis, berührt wurde, mit seiner bewußten Selbständigkeit hört jede Folgsamkeit und Dienstbarkeit auf. Er untersteht am wenigsten den Gesetzen der literarischen Gravitation. Seine Werke haben mit anderen keine Blutsverwandtschaft. Der junge Goethe

gehört zu Sturm und Drang, er war mit einer ganzen Kohorte ausgerückt, die eine Zeitstimmung, eine nationale Leidenschaft vertrat. Schillers Jugendstücke riefen wieder die nationale Leidenschaft auf; man kann aus ihnen sehr genau die Elemente herausrechnen, die sich während des 18. Jahrhunderts als Fundamente der bürgerlichen Emanzipation gebildet haben. Die Klassiker, wie sie sich auch wandeln, fassen Bestrebungen, Gesinnungen, Gesittungen zusammen, sie vertreten eine Kulturtendenz, sie bauen auf der Tradition in die Zukunft hinein, zugleich theoretisch und praktisch. Es ist mit der Familie der Romantiker nicht anders, die die Zeitseele kultiviert bis zur schwächenden Buhlerei von Phantasie und Empfindung, um einen Ausdruck von Friedrich Schlegel zu brauchen, aber ihr Begriff der Universalpoesie, ihr Ästhetizismus und Historizismus, verwandt mit philosophischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, hat trotz destruktiven Tendenzen geistiges Neuland urbar gemacht, das wir heute noch bewohnen. Kleist hat gute Kameraden, Förderer und Propheten gehabt, bedeutender und zahlreicher, als man ihm früher zuschrieb, aber mit seiner Sache steht er immer allein, er gehört zu denen, die immer tragen, die die ganze Last allein anheben, die nie getragen worden sind. In unserer literarischen Landschaft ruht er als der erratische Block, der eine eigene und ganz andre Geschichte hat als seine Umgebung.

Es ist das Größte an den Großen, daß sie nicht ohne typische Formen bilden können, daß sie im Namen ihres Jahrhunderts oder auch eines Jahrtausends sprechen aus der Empfänglichkeit und Umfänglichkeit eines Ingeniums, das sich über einen ungeheuren seelischen Komplex ausdehnt. Goethe, wenn er sich historisch betrachtete, hätte sich in seine Elemente auflösen und jedes seinem ursprünglichen Inhaber zustellen können. Was ist denn an dem

ganzen Wicht original zu nennen? Zu diesen Großen gehört Kleist nicht, die eine Kultur beginnen oder abschließen; gewiß hat er mehr spezifisches Talent als Schiller, ein stärkerer Plastiker und Dramatiker; dem Einzelnen kann er mehr sein, aber im Bewußtsein der Nation muß er sich mit einem geringeren Raum begnügen. Sein Werk ist persönlicher, abgeschlossener, unzugänglicher; man verkehrt mit ihm nicht gelegentlich, begegnet ihm nicht zufällig in weit ausgebreiteter Wirksamkeit, man muß sich seiner Gewalt mit Haut und Haaren ergeben, um seine eigentümliche Unschuld zu empfinden und das liebliche Rasen seiner Schwärmerei. Mit einem, der immer Dämon ist, kann man nur gründlich verkehren; man muß ihm gefangen in das Land folgen, das nur ihm gehört, und in dem nur seine Sprache gilt. Gewiß hätte auch Kleist sich aus dieser Starrheit gelöst, die im Prinzen von Homburg zu schmelzen beginnt, weil er sich unter dem Druck der Zeit mit historisch gewordenen Gesinnungen, mit gegebenen Gemütsbedürfnissen amalgamiert. Bis ihn das Rassebewußtsein und das Vaterlandsgefühl aufruft, lebt seine Dichtung bei aller Objektivität der bändigenden Form ein ausschließlich persönliches Schicksal, und dieser Egozentrismus hat ihre Wirkung begrenzt oder wenigstens aufgehalten. Einen großen Manieristen nennt ihn Ludwig Tieck, und Goethe fand an ihm etwas Mißgestaltetes, Barbarisches, weil er in seinem Schaffen die Bildungselemente, die sicheren Erwerbungen der Kultur vermißte.

Heute können wir Kleist gerade von diesem Gesichtspunkt aus in die Entwicklung einordnen. Man hat ihn den Dionysischen genannt, und das Wort trifft zu, wenn man ihn gleich darauf auch den Apollinischen nennt. Kleists Werk hat keine leitende oder klärende Tendenz, aber seine Kunst verteidigt von selbst die aus jüngeren dumpfen Zuständen gerettete In-

spiration gegen das Bewußtsein des Individuums, wie später Nietzsche die Herrschaft der Historie als das kraftlähmende Bewußtsein der Gesamtheit zu erschüttern sucht. Als der Dichter an Vernunft und Wissenschaft verzweifelt war, erhob sich ihm allein die Kunst zu einer Vorbedeutung und Versprechung höherer Kulturen, und aus der Schroffheit und Unbändigkeit seines Werkes erblüht eine Art von Unschuld und Vertrauen, die uns zu sagen scheint, daß wenn wir sorglos und stark aus den tiefsten Wurzeln des Instinktes zu leben wagten, einst noch aus uns eine reinere, leichtere Menschheit von nackter Anmut entstehen müßte. Hier berührt sich Kleists Schaffen mit Schillers Ästhetik und mit Hölderlins Zukunftsträumen. Die Schönheit eines früheren Pflanzenglücks ist in den Geist hinauf geflüchtet; was Natur gewesen, wurde Ideal. Die Reflexion hat die Grazie, die Anmut unbewußter Notwendigkeit verdrängt, und wir müssen noch einmal vom Baum der Erkenntnis essen, um wieder jung und unschuldig zu werden. Im Gleichnis von den Marionetten hat Kleist diesen Gedanken in seiner praktischen Art ausgesprochen, um fast wörtlich genau denselben Schluß wie Hölderlin zu finden; vor allem aber hat er, der nie die Götter Griechenlands suchte noch sich in irgend ein anderes poetisches Exil begab, diese Unschuld besessen, diese Unbefangenheit des Gemütes, die auch vor dem poetischen Zeugungsakt nicht versagt. Diese höchste Gesundheit, die Schiller durch den Willen ersetzen möchte, und die sich Hebbel nur anmaßt, war Kleist allein neben Goethe verliehen. Seine ungeheuer einheitliche, undurchdringliche Natur war fest gegen den Zwiespalt eines Jahrhunderts, das sein Alter zu fühlen begann und das viele seiner Lieder einem unbestimmt lockenden Verjüngungstrieb sang. Seine Menschen wohnen wirklich in dem dritten Reich, das die Ibsens suchen, diese alte Menschen, die sich unter der

Last von Weltjahrtausenden nach dem Gipfel des Gedankens schleppen, um die verheißene Schönheit und Herrlichkeit zu sehen. Kleist ist Ibsens stärkster Antagonist, und wir können uns einbilden, daß wir seine Figuren schon in dem rhythmisch bewegten Reigen einer neuen heroisch idyllischen Menschheit erblicken.

Goethe hat sich in Kleists seelisches Klima gar nicht hineingefühlt; ihm blieb er immer ein nordisches Phantom aus Schärfe und Hypochondrie. Bei dem reinsten Vorsatz aufrichtiger Teilnahme, die er bewiesen zu haben meint, erregte ihm dieser Dichter Schauder und Abscheu wie ein von Natur wohl intentionierter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Als Kleist ihm seine Penthesilea sandte, erschien dem letzten Homeriden dieser ganz freie und willkürliche Umgang mit der Antike wie ein barbarischer Einbruch in ein heiliges und sorgsam gepflegtes Gebiet. Gegen Kleist selbst äußerte er sich noch mit Zurückhaltung und Schonung. Mit der Penthesilea könne er sich noch nicht befreunden; sie sei aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewege sich in einer so fremden Region, daß er sich erst hinein finden müsse. „Auch erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig sein sollte, so wäre es besser, man schwiege gar), daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese, der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Ver-

zeihen Sie mir mein Geradezu: es zeugt von meinem aufrichtigen Wohlwollen." Vor Anderen hat Goethe sich entsetzt oder belustigt über die komischen Amazonen ausgesprochen, die sich den Busen abreißen, über die unmögliche Elefanten- und Hundekomödie. Sein Brief war der Bescheid eines Theaterdirektors, allein mit praktischen Gesichtspunkten beschäftigt, die die poetische Wucht dieses Wunders oder Ungeheuers nicht beachten. Das Lied, die Klage war überhört worden, und Kleists Seele, die sich ihm angeboten hatte, wurde in ihrer Liebe und Scham blutig gekränkt. Kleist antwortete Goethe, wie später einem anderen Theaterdirektor, nämlich Iffland, durch Invektiven gegen seine Persönlichkeit und sein Privatleben, die schlimmer als boshaft sind, und wenn er der Weimarischen Exzellenz eine Forderung zugehen ließ, so mußte sich bei Goethe für immer die Überzeugung von der pathologischen Beschaffenheit eines Menschen festsetzen, den er bei reinstem Vorsatz gefördert hatte. Der Zerbrochene Krug war in Weimar gegeben worden, in der Hauptrolle schlecht besetzt und ganz wider seine Natur in drei Akte geteilt. Es gab einen unerhörten Theaterskandal, den uns der Regisseur Genast in seinen Erinnerungen beschrieben hat. Bei Kleist stand es fest, daß Goethe ihn absichtlich herbeigeführt habe; für ihn gab es keine Rückkehr mehr zu dem angebeteten, verlästerten Idol, vor dem er sich einmal auf die Knie seines Herzens geworfen hatte.

Kleists Hauptwerk nach dem Guiscard war verworfen worden, auf dem der ganze Glanz und Schmerz seiner Seele lag. Die einzelnen Unmöglichkeiten oder Geschmacklosigkeiten liegen klar zutage, dieses ewige Hin- und Herschieben des Kampfes mit gegenseitigem Gefangennehmen, diese in ihrer Umständlichkeit allzu gefährlichen Berichte aus dem Munde einer Jungfrau über die Fortpflanzung der Amazonen, die

die Parodie herausfordern. Aber es gehört entweder höchster olympischer Unwille oder arme Plattheit, dickköpfiger Unverstand dazu, um vor der Glut dieses tragischen Scheiterhaufens kühl zu bleiben, um dieser in singenden Flammen schmachtenden Seele ihre Forderung nicht zu erfüllen:

Gläubt ihr, so bin ich euch, was ihr nur wollt; recht nach der Lust Gottes,
Schrecklich und lustig und weich: Zweiflern versink' ich zu nichts.

Die rasende Jungfrau Penthesilea ist des Dichters Seele selbst in ihrer bezaubernd reinen Kraft, mit ihrer tiefen, dunklen Leidenschaft, mit ihrem übermäßigen Schamgefühl, das einmal verletzt die Grazie zur Furie macht, mit der entfesselten Maßlosigkeit, die zerstören muß, wenn sie sich nicht an selbstverschwendender Hingebung sättigen kann. Penthesilea zerreißt den Achill aus Liebe. Ihr „ist die Brust so voll Gesang, ein Lied jedweder Saitengriff auf ihn" heißt es in einem später getilgten Verse. Achill ist Goethe, ist das unerreicht gebliebene Ideal aus den Tagen des Robert Guiscard, und Kleist wollte eine edle Niederlage besingen, den Heroismus prächtigen Falles, oder wie Adam Müller sagt, den Sieg des menschlichen Gemüts über kolossalen herzzerschneidenden Jammer. Am Unmöglichen war er zerschellt, es blieb ihm noch möglich, ein wundervolles Lied seines Sturzes zu schreiben. Penthesilea ist der Klagegesang zur Bestattung seines höchsten Traumes, in dem sich der Jüngling unter den Olympiern am Tische der Unverletzlichen, heiter Waltenden gesehen hatte. Im Tale des Skamander kämpfen Amazonen, Griechen, Trojaner, aber warum sie in die Schlacht gezogen sind, die sich in eben nicht glücklichen Wiederholungen hin und her zerrt, das wird uns ganz gleichgültig. Das wirkliche Schlachtfeld ist des Dichters Seele. Seine Leidenschaft braucht das Toben des Kampfes,

sie jauchzt mit den klirrenden Schwertern und Lanzen, schmettert mit den Trompeten, brüllt mit den Hunden und Elefanten, wimmert mit den Sterbenden; seine brünstige Seele verlangt nach Fleisch und Blut, und aus den Wunden sprießen dunkle Rosen. Das wollüstig blutrünstige Stück kann so lieblich wie grausam sein. Kleine Hände hat die schlanke Amazone, und zerflossenen Rosenglanz breiten sie über das gewitterdunkle Antlitz des Achill, dieses leutnantsmäßigen, sportfreudigen, frechen und zarten Prinzen, der viele Weiber kennt, aber solchen Liebeskampf noch nicht erlebt hat. Dieser eine Schlachttag ist wie Kleists zusammengefaßtes Leben, ein unaufhörliches Fallen und Aufstehen, grenzenlose Kampfeslust und demütige Ergebung, wütendes Aufbäumen und Zerbrechen, schwellendes Ichgefühl und süße, tiefe Ohnmacht, ein Vorgenuß des Todes. Mit sadistischer Brunst, die Kleist in der Überarbeitung gelindert hat, zerreißt Penthesilea die Glieder des ermordeten Geliebten, ihr Wahnsinn schlägt die Zähne in seine weiße Brust, tötet den Toten, schändet den Tempel des göttlichen Leibes. Kleist zelebriert hier einmal die schwarze Messe der erotischen Mystik, er genießt die Wollust der Grausamkeit, die den Mord zum höchsten Liebesbeweis, den Selbstmord zum höchsten Selbstgenuß macht, aber trotz dem spitzfindigen Eigensinn einer mystischen Dialektik, die das Bild des Liebeskampfes durchführen muß, behält er eine gewaltige heidnische Kraft, die selbst die äußerste Raserei nicht stammeln läßt, und noch auf das Unsagbare ihren bildnerischen Stempel drückt. Wohl ist Penthesilea seine trunkene Seele, von Scham und Begierde gehetzt, aber sie ist auch die schlanke Amazone auf weißem Zelter, Jungfrau, Kriegerin, Königin, körperlich ganz vorhanden, mit aller Strenge gebildet, starrend fest wie Erz oder Marmor. Nie ist Kleists Stil blühender und zugleich plastischer gewesen, seine Sprache erhascht Bilder,

die noch den flüchtigsten Moment auffangen, die Verse scheinen bacchisch zu rasen, aber das trunkene Lied führt apollinischer Geist zur Klarheit. Das eben ist das Große an Kleist, daß seine Kunst auch noch über den Rausch gebietet.

Die Worte des Prometheus, die der junge Goethe in titanischem Schöpferdrang den alten Göttern zugerufen hatte, konnte Kleist ihm jetzt mit demselben Trotze zurückgeben: Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde, ein Geschlecht, das mir gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich, und dein nicht zu achten, wie ich. Der Penthesilea folgte das Käthchen von Heilbronn als Schwester desselben Blutes mit einer Notwendigkeit, die Kleist gegen den ihm herzlich ergebenen österreichischen Dramatiker Joseph von Collin als eine mathematische bezeichnet. Wer das Käthchen liebt, dem kann die Penthesilea nicht ganz unbegreiflich sein; sie gehören wie das + und — der Algebra zusammen, sie sind ein und dasselbe Wesen, nur unter entgegengesetzten Bedingungen gedacht. Der tiefste Ursprung des Käthchen ist in dieser klaren Rechenschaft festgelegt, wahrscheinlich dämmerte ihre Figur vor Kleists Phantasie schon während der Königsberger Zeit auf, als er die Amazone rasen ließ. Wir hätten hier das Gesetz der Seelenwanderung, unter dem Ibsens Produktion steht, die Erzeugung einer Figur durch die andere zu ihrer Berichtigung oder Ergänzung, Widerlegung oder Steigerung. Die hochzeitliche Stimmung dieses Liebesdramas soll aus dem Verlöbnis Kleists mit Körners Pflegling Julie Kunze geflossen sein, aber sie ist auch in den Schroffensteinern und dem Prinzen von Homburg. Wie dem auch sei, die Grundstimmung, ein bestimmter Empfindungskomplex war schon früher als innerliches Erlebnis des Dichters vorhanden, der sein Geschlecht vertauschen konnte, wie sich

überhaupt die natürliche Zeugungskraft des Genius an der Hervorbringung elementarer weiblicher Figuren abschätzen läßt. Der Schwung des Pathos oder der Satire, Formenglanz oder ideale Hoheit, der befehlende Wille und alles, was das einseitige männliche Prinzip ausmacht, kommt ihnen nicht bei.

Das kleine tapfere Mädchen mit der gequälten, geprüften und erhörten Liebe zu einem großen Herrn mochte Kleist aus der englischen Ballade vertraut sein, der sich schon Herder angenommen hatte. In Dresden empfing er manche Anregung, die die anfängliche Konzeption, Stoff zutragend, Anschauungen bildend, nährte. Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß Kleist von einem schlechten Roman Jung-Stillings gewisse Motive der Traumerfüllung, der Hellseherei, der Korrespondenz von Visionen empfangen hat. Die Lehre Mesmers vom tierischen Magnetismus behandelte ein Lieblingsproblem der Zeit, zu dem das unterirdische Dämonium Kleists besonders hingezogen werden mußte. Dresden war ein Zentrum der okkultistischen Bewegung, und der liebenswürdige, gläubige S. H. Schubert erzählt uns in seinen Erinnerungen, mit welcher Teilnahme die stärksten Intellektuellen seinen Vorlesungen über die Nachtseiten der menschlichen Natur folgten. Kleist ist ihm besonders im Gedächtnis geblieben. „Dieser merkwürdige Geist, mit naturkräftigen, zugleich aber wie von einem schmerzhaften inneren Weh gebundenen Schwingen, war, wenn ich nicht irre, damals soeben aus der Gefangenschaft, in welcher ihn die französischen Gewalthaber in Berlin gehalten, frei geworden und, seiner alten Neigung zu diesem friedlichen Ruheorte folgend, nach Dresden gegangen. Hier war er in einen geselligen Kreis getreten, in welchem ein Gemüt wie das seine gar bald sich neu gestärkt und freudig fühlen mußte." Es waren die Männer des Phoebus selbst, Kleist, Müller, Rühle,

Pfuel, die ihren Mitarbeiter zu der Veranstaltung einer regelmäßigen Vorlesung nötigten, und Schubert erzählt noch, wie Kleist gar nicht satt werden konnte an der Mitteilung okkulter Erscheinungen, und wie er immer mehr aus ihm herauslockte. Kleist, der Dichter, handelt wie Ibsen; was er an Anregungen aufnimmt, wird vollständig verzehrt und das Sedankliche lebt als Anschauung wieder auf. Nie ist Kleist der ganzen Anschauungswelt der Romantik näher gekommen als mit diesem mittelalterlichen Ritterschauspiel; er benutzt mit größter Vollständigkeit ihren ganzen Apparat, ihren Kulissenzauber wie Vehmgericht, Gottesurteil, Ritterburg, Wald, Höhle, Kloster, Herberge, aber die Nähe zeigt auch die Verschiedenheit. Es ist nicht die mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält, es gibt keine Verschwommenheit, keine trügerischen Nebel und Irrlichter, sondern Kleist tritt vor helle wache Augen, und er setzt seine Welt vor das Tagesbewußtsein aus derselben Bestimmtheit, die etwa das Dorf des Zerbrochenen Kruges angelegt hat mit Schulzenfeld, Karpfenteich und Gottesacker. Das Wunder oder das Wunderbare spielt mit, aber es rührt, wie Hebbel sagt, nicht an den Menschen. Trotz einigen Unbeholfenheiten und Widersprüchen, Verzerrungen und Auswüchsen, das Stück ist gesund, wie Kleist darauf besteht, daß seine Heldin gesund sei an Leib und Seele, und ein Kind recht nach der Lust Gottes.

Der Bluthochzeit des Achill mit Penthesilea folgt die fröhliche des Grafen Wetter mit Käthchen, und so hat Kleist die Geschlechtsart des Weibes voll ausgemessen, von der heroischen Verleugnung bis zu dem rückhaltlosen und nicht minder heroischen Eingeständnis. Dasselbe Kind, das im Harnisch der Amazone raste, geht durch das märchenhafte Ritterschauspiel, barfuß im kurzen Röckchen, den Strohhut auf dem Kopf, das glücklichste, stärkste Geschöpf

im Kleiſtſchen Sinn, weil es nie gegen ſein Gefühl handelt, weil es ſeinem Artriebe mit der Gläubigkeit folgt, die Befehle vom Himmel empfängt. Es iſt derſelbe Trieb, der Pentheſilea hinter Achill hetzte, nur daß die holde Scham hier in der Liebe ſterben darf. Sie gehört ihrem Grafen im Traum wie im Wachen, durch einen magnetiſchen Rapport verbunden, durch hypnotiſche Suggeſtion nachgezogen, aber der vielumſtrittene Somnambulismus bedeutet für Kleiſt keine fremd eingreifende, den Willen unterbindende Macht, ſondern vielmehr den tiefſten Verkehr mit ſich ſelbſt, das Zurückſinken der Seele auf geheimſte Quellen, und das Übernatürliche iſt das tief Natürliche.

Wie ein rotwangiges Erdenkind tritt uns das Märchen am hellen Sommertag entgegen. Dieſe junge Dichtung hat Mittagsglanz, Waldduft, unverwelkliche Friſche und Unbefangenheit des Gemüts, einen reinen ſeeliſchen Hauch, wie wir ihn ſonſt nur in der allerdings weiteren Atmoſphäre des Götz atmen können. Es hat denſelben freien Gang, es lebt ſich mit derſelben unabſichtlichen Behaglichkeit aus, die ſich um die ſtrengen Forderungen der Technik nicht kümmert. Das Stück hat einen noch volleren Märchencharakter beſeſſen, bevor Kleiſt, ganz gegen ſeine Gewohnheit einer mißverſtandenen Anregung Ludwig Tiecks nachgebend, einige phantaſtiſche Züge, beſonders an der Figur der Kunigunde, tilgte. Wie im Guckkaſten erſcheinen und ſchwinden die Szenen, große und kleine Brocken, nie gegeneinander gemeſſen und gewogen. Dieſes Theater hat die ganz deutſche, von Goethe nicht ohne Sympathie beklagte Tendenz, ſich zum Naturſchauplatz auszubreiten. Und Kleiſt hat auch ſpäter im „Prinzen von Homburg" ſeinen Hausrat wieder zuſammengezogen. Seine politiſchen und literariſchen Hoffnungen gingen damals auf Öſterreich, wo man ihm offenbar ſehr beſtimmte Ausſichten gemacht hat. Die bunt wechſelnde

Szenerie des Ritterschauspiels mag Kleist zugunsten des Wiener Publikums gepflegt haben, das viel sehen will und sich an der reinen Maschinerie des Theaters gern erbaut. Das Stück hat einen Anflug von vorstädtischem Charakter, es mischt verschiedene geradezu parodistisch übertriebene Stile wie ein Puppenspiel, das durch Jahrhunderte langen Verkehr mit einem naiven Publikum gefärbt worden ist. Vater Theobald klagt vor den hohen heimlichen Herren der Vehme in einem wilden Bombast, der verliebte Graf haucht zärtliche Seufzer wie ein bebänderter Rokokoschäfer, um dann wieder junkerhaft schroff, sogar brutal dreinzufahren; der Kaiser umschreibt sein halb vergessenes Liebesabenteuer mit den steifen Wendungen eines hier durchaus komischen Kurialstils. Wie in einer Raimundschen Zauberposse wird viel hochtrabende Mythologie verbraucht, und wie in dem ganzen Genre traditioneller Schwulst mit volksmäßigster Naivetät abwechselt, so ist jede Äußerung Käthchens kindlichste Klarheit und fröhlichste Natur bis zum neckenden Spott. Kleist zeigt sich in sie so verliebt wie in seine Penthesilea, er umwirbt und umbuhlt sie mit immer neuen Prüfungen, die er allzu hartnäckig ausdehnt; er reißt ihr die Kleider von der Seele, bis sie von wollüstiger Schönheit triefend dasteht wie die „mit Ölen gesalbte Braut des Perserkönigs", und sein gewalttätiges Herrentum senkt sich endlich voll Gnade über das reine Magdtum, das in der erlösenden Umarmung des Mannes sterben soll.

Wie Kleist später an Cotta schrieb, traute er sich zu, jedes Jahr ein Stück von dieser romantischen Gattung zu liefern. Aber kaum hatte er das Käthchen nach Wien geschickt, so empfing Collin schon die Hermannsschlacht mit der dringenden Aufforderung, dem romantischen Ritterschauspiel das patriotische Drama voranzustellen, das auf den Augenblick berechnet sei. Es war der geschichtliche Moment,

von dem Tallayrand prophetisch gesagt hat: c'est le commencement de la fin. Zum ersten Male war Napoleon auf den Widerstand einer reinen Volkskraft, einer fanatisirten Nation gestoßen. Palafox mit seinen Guerillabanden hielt Saragossa gegen die Franzosen zum Staunen Europas und Deutschlands, das die schmähliche Kapitulation großer und wohlversehener preußischer Festungen erlebt hatte. Die Spanier gaben den Besiegten eine Lehre, und Kleist weihte ihrem Helden ein Lied, das heiß wie Glut zum Himmel dringt. Seine literarischen und geschäftlichen Pläne waren in Dresden gescheitert, der drohende, der erwünschte Krieg verschlang die letzten Aussichten auf ihre Ausführung. Erst in dem Napoleon verbündeten Rheinbundstaat hat Kleists Muse die Rüstung angelegt. Als Offizier war er Kosmopolit und Friedensschwärmer gewesen. Während der Würzburger Reise, als die Franzosen die Citadelle einschlossen, bewahrte er eine spöttische Neutralität, als ob der Handel der republikanischen Truppen mit den Kaiserlichen sein Deutschtum noch nichts anginge. Der Haß gegen Napoleon stammt aus der Schweizer Zeit, als der Kanton Bern sich dem „Alterweltskonsul" auslieferte, womit Rousseaus und seine künftige zum Ideal erhobene Heimat für ihn entweiht wurde. Preußens plötzlicher Fall hat ihm wohl Prophezeiungen von düsterer Visionskraft eingegeben, aber kein Lied entrissen, das Selbstbesinnung und Hoffnung braucht. Erst in Dresden, wo trotz der Napoleonischen Politik des Hofes eine patriotische Konspiration bestand, wo frühere Offiziere, Gelehrte, Schriftsteller zusammenkamen, die nach Dahlmanns Wort in dieser Napoleonischen Welt nichts mit sich anzufangen wußten, hat er poetisch Partei ergriffen, indem er seinem Kohlhaas den etwas willkürlichen Schluß anfügte, um Brandenburgs Zukunft zu verherrlichen und den wortbrüchigen Sachsen prophetisch zu züchtigen. Wir

wissen, wie grenzenlos Kleist hassen konnte, einer von den wenigen großen Deutschen, die sich zu keiner Bewunderung des Kaisers verführen ließen, dieses „aus der Hölle entstiegenen Vatermördergeistes", der in dem Tempel der Natur herumschleicht und an allen Säulen rüttelt. Wenn er am Boden lag, war es Zeit, ihn zu bewundern. Mit einem prachtvollen Rassestolz, der keine Gründe braucht, ruft Kleist zur Verteidigung der germanischen Gemeinschaft auf, die, wie er kurz nachher für die „Germania" schreibt, wenn nicht zu retten, nur mit Blut, vor dem die Sonne verdunkelt, zu Grabe gebracht werden soll. Barbar war er, Barbar mußte man jetzt sein.

Seine Hermannsschlacht ist ein wilder Kampfruf und zugleich eine kurze Anleitung, den Feind gleichviel mit welchem Mittel zu vernichten, ein gut chauvinistisches Werk, in dem der Haß zum Amte und die Rache zur Tugend wird, aber trotz mancher Flüchtigkeit der eiligen Entstehung immer noch ein Kunstwerk. Allein die feine Figur des Varus, als Vertretung einer überlegenen Kultur in Sachlichkeit und Gerechtigkeit gehalten, gibt ihr diesen Rang. Wieder hat Kleist sich eine eigene ganz bestimmte Welt geschaffen; es ist nicht das Deutschland des Tacitus mit dieser Gleichgültigkeit gegen Anachronismen, es ist auch nicht die gegenwärtige Napoleonische Satrapie trotz den Anspielungen auf den Tugendbund und die Rheinbundsfürsten, trotz der Verteilung der deutschen Kraft auf Marbod und Hermann, die für Österreich und Preußen eintreten. Aber Kleist gibt aus seiner immer naiven unvermittelten Anschauung eine Natur und ein Volk, das hinter dem poetischen Kaiserreich des Käthchen gewiß um anderthalb Jahrtausende zurückliegt. Niemals huldigt die Dichtung einer schmeichlerisch schwärmenden Deutschtümelei, sie hat vielmehr den harten Patriotismus, der die eigenen Landsleute nicht schont, der die Idee der Deutschheit über

die einzelnen unvollkommenen Erscheinungen der Deutschen setzt. Auch Hermann ist kein strahlender Held, kein Cid, kein Siegfried, kein Dunois, sondern ein Realpolitiker, der richtige Mann am richtigen Platz, und wie die Schlacht am Teutoburger Wald, nur recht unvollkommen skizziert, sich als ein listiger Überfall und als ein Schlachten vollzieht, so enthält sich das Stück auch aller Rütli-Feierlichkeit, die sich erst über die reinen Absichten des Unternehmens vergewissert. Hermann ist der Mann, den Kleist seinen vor lauter Humanität und Reflexion entarteten Deutschen wünscht, der Mann der tiefen patriotischen und religiösen Leidenschaft, die aber die Herrschaft über sich selbst behält und die Notwendigkeit mit den Möglichkeiten vergleicht. Es bleibt ewig merkwürdig, mit welcher Sicherheit der dichtende märkische Junker seinen größten Landsmann und Standesgenossen vorgeahnt und vorgezeichnet hat. Hermann trägt seine Pläne in sich allein wie Bismarck, dem es auch nicht darauf ankam, in seinen verborgenen Absichten mißverstanden und selbst verachtet zu werden. Hermann betölpelt den Varus wie Bismarck den anderen Napoleon, er redigiert die Fama von den Untaten der Römer wie Bismarck die Emser Depesche, und nach allen Mitteln hinhaltender List braucht er als letztes die offene Auslieferung seiner Pläne und seiner Persönlichkeit an Marbod, wie auch Bismarck verfuhr. Er ist schroff und hochfahrend, dann spöttisch, humoristisch, liebenswürdig, ein Meister in der Kunst der Menschenbehandlung wie Bismarck, er hat dieselbe soldatische Religion, die nach feinster Vorbereitung die Entscheidung dem deutschen Gotte überläßt, und wenn dem Cherusker beim Bardengesang der süßen Alten einmal die unterdrückte Leidenschaft übers Haupt schlägt, gleicht er auch noch Bismarck, der nach ungeheuren Erschütterungen in Tränen ausbrechen konnte. Der einzige

Fehlzug, der seinem Charakter widerspricht, ist der kindische Zweikampf mit Fust, ein Produkt des Chauvinismus, der sich erst sättigen kann, wenn er den besiegten Feind auch zu einer Kriegsbeute degradiert hat. Ein politischer Kopf wie Varus müßte sich eigentlich befriedigt sagen, daß Leute, die ihr Leben mit nichtiger Eifersucht aufs Spiel setzen, trotz diesem Erfolge auf die Dauer nicht zu fürchten sind.

„Ich schenke es den Deutschen", mit diesen Worten bot Kleist das patriotische Drama an, nur war niemand da, der das gefährliche Geschenk haben wollte. Von Österreich wurde eine schnelles Losschlagen erwartet, aber die Mobilmachung vollzog sich mit der alten verhängnisvollen Langsamkeit, so daß Napoleon Zeit gewann, sich von Spanien frei zu machen und mit bayrischer Hilfe seine blitzschnelle Offensive die Donau hinauf zu führen. Der sächsische Hof wich aus Dresden, das Korps Bernadottes wurde aus der offenen Stadt zurückgezogen; unter diesen Umständen, mit der Stimmung der sächsischen Armee vertraut, hoffte Kleist auf eine Yorksche Tat, auf ihren Abfall zur Sache Österreichs, die die deutsche geworden war. „Die Freiheit Europas hat sich unter die Fahnen Österreichs geflüchtet." So schreibt Friedrich Gentz als publizistischer Vorkämpfer, und Kleist, seiner Natur nach, zeigte sich allzu bereit, den Kaiserstaat und den Kaiser selbst zu idealisieren. Durchaus zuverlässige, früher übersehene Aussagen sprechen dafür, daß der Dichter der Hermannsschlacht schon von Dresden aus in den Gang der Ereignisse eingriff, daß er an einer heimlichen Verbindung teilnahm, die die Kriegsbewegung auch auf das norddeutsche Gebiet hinüber werfen wollte. Die Zeichen mehrten sich. Jérômes lustiges westfälisches Königreich wurde durch eine Verschwörung bedroht, zu der der Freiherr vom Stein heimlich aufmunterte; die Tyroler Schützen hatten vom 11. bis zum 13. April 1809 die Franzosen und

Bayern am Iselberg fast vernichtet, und am Ende desselben Monats ritt der Major von Schill mit seinen Husaren von Berlin ab. Es kam alles darauf an, ob Preußen sich mitreißen lassen würde, aber der halbierte und ausgesogene Staat war noch zu keiner Aktion fähig, gewiß nicht mit einem Friedrich Wilhelm III., der Stein eben auf Verlangen Napoleons entlassen hatte und die drohende Rückenstellung des mit Frankreich verbündeten Rußland fürchten mußte. Da der Norden sich nicht regte, da Kleists Hoffnungen auf ein „Pendant der spanischen Geschichte" schnell zu Boden fielen, ging er zu dem kämpfenden Österreich über. Friedrich Gentz und Friedrich Schlegel hatten sich dem Hauptquartier der böhmischen Armee unter Erzherzog Karl als publizistische Mitstreiter angeschlossen. Eine ähnliche Verwendung muß Kleist für sich erwartet haben, da er sich mittelbar oder unmittelbar, mit der Feder oder dem Schwerte, in die Arme der Begebenheiten werfen wollte. Einmal heißt es, daß die österreichische Gesandtschaft, die sein Freund Buol nach Prag führt, ihn sich förmlich attachiert habe. Aber Kleist hat wohl wieder zu weit gesehen, und es scheint dann, daß er dem Zuge der Ereignisse in der Hoffnung auf irgend eine Tätigkeit folgt. Hatte doch auch sein Freund Pfuel als Hauptmann im österreichischen Dienst Aufnahme gefunden. „Lebe inzwischen wohl, wir mögen uns wiedersehen oder nicht, dein Name wird das letzte Wort sein, das über meine Lippen geht, und meine erster Gedanke (wenn es erlaubt ist) von jenseits wieder zu dir zurückkehren. Adieu, Adieu!" Diesen Abschiedsgruß rief Kleist seiner Ulrike schon aus dem Böhmischen zu, nachdem er am 29. April von Dresden aufgebrochen war.

Er verließ es mit dem damals erst vierundzwanzigjährigen Friedrich Dahlmann, den die Wucht der Ereignisse ebenfalls mitriß. Der ausgezeichnete Historiker aus der

alten Hanſeſtadt Wismar, der ſich ſpäter als feſter Politiker bewähren ſollte, hat uns einen anſchaulichen und glaubwürdigen Bericht über dieſe Wanderung hinterlaſſen. Am 13. Mai war Napoleon in Wien eingezogen, aber die Nordarmee unter Erzherzog Karl ſtand noch unverſehrt auf dem linken Donauufer. Kleiſt und Dahlmann, in der Richtung auf Wien, hatten Prag flüchtig berührt und in Znaim, von wo ſie jedenfalls nicht weiter konnten, ſich länger aufgehalten. Wie ſein Begleiter erzählt, betrieb Kleiſt auf der Reiſe mit unabläſſiger Ausdauer das Kriegsſpiel trotz allen Spöttereien gegen ein Exerzitium, dem noch kein Moltke ſein hiſtoriſches Anſehen gegeben hatte. In Stockerau, ſüdlich Znaim, ganz von ihrer Paſſion beſchäftigt, hätten die Beiden faſt die Kanonenſchüſſe überhört, die am 21. Mai von Aſpern her dröhnten. Sie eilten auf das Schlachtfeld, und Kleiſts Anſtern wollte es, daß er wieder einmal als Spion verhaftet wurde. Um wenigſtens ſeine Geſinnung zu legitimieren, zog er die Gedichte hervor, in denen er Kaiſer Franz zum Retter der deutſchen Sache ausgerufen hatte. Viel Erfolg fand dieſe Poeſie bei den Schnauzbärten nicht, wie ſein Bewunderer Dahlmann ingrimmig feſtſtellen mußte. „Dieſe tapferen ehrlichen Leute betrachteten jedes politiſche Gedicht als eine unberufene vorwitzige Einmiſchung, und als ſie nun vollends hinter Kleiſts Namen kamen, machten ſie ihm mit einer unglaublichen Geringſchätzung der preußiſchen Waffentaten geradezu die Übergabe von Magdeburg durch ſeinen Verwandten (den General von Kleiſt) zum Vorwurf.“ Indeſſen die öſterreichiſche Regierung hat publiziſtiſche Hülfe immer zu ſchätzen gewußt. Nach dem Siege von Aſpern ſtiegen Kleiſts reelle Ausſichten ſo hoch wie ſein patriotiſcher Enthuſiasmus. Seine Miſſion war gegeben. Nachdem der Unüberwindliche ſeinen Überwinder gefunden hatte,

zweifelte er keinen Augenblick mehr, daß Preußen und mit ihm das ganze Norddeutschland mobil machen würde. Jetzt mußte der große Volkskrieg losbrechen, zu dem er in der Hermannsschlacht alle deutschen Stämme aufgerufen hatte.

Mit seinem Freunde Dahlmann eilte Kleist nach Prag zurück, um eine Wochenschrift „Germania" zu gründen, die hauptsächlich dazu dienen sollte, das noch zögernde Norddeutschland für den Krieg zu entflammen. „Was dieses Blatt enthalten soll, können Sie leicht denken; es ist nur ein Gegenstand, über den der Deutsche jetzt zu reden hat." So schreibt Kleist an Friedrich Schlegel, der um seine Mitarbeiterschaft angegangen wurde, und der seinen Einfluß bei der Regierung einsetzen sollte, um von dem Grafen Stadion, dem österreichischen Stein, die Zulassung dieses Blattes zu erwirken. Durch seinen Freund und Förderer Buol war Kleist bei dem Grafen Kolowrat, dem Souverneur von Prag, eingeführt worden, in diesem Hause las er die der Germania bestimmten Beiträge unter stürmischer Begeisterung vor. Die kriegerische Zeitschrift sollte der erste Atemzug der deutschen Freiheit sein. Sie sollte alles aussprechen, was während der letzten unter dem Druck der Franzosen verseufzten Jahre in den Brüsten wackerer Deutschen hatte verschwiegen werden müssen: alle Besorgnis, alle Hoffnung, alles Elend und alles Glück. „Hoch auf dem Gipfel der Felsen soll sie sich stellen und den Schlachtgesang herabdonnern ins Tal. Dich, o Vaterland, will sie singen; und deine Heiligkeit und Herrlichkeit; und welch ein Verderben seine Wogen auf dich herabwälzt." Kleists Kriegsgesänge sind die schärfsten und grimmigsten, die die Zeit der Freiheitskriege hervorgebracht hat. Aber es hätte sich schwerlich der kongeniale Meister gefunden, der diese Leidenschaft des Hasses auf fließende Töne bringen konnte. Das Volk verlangt ein leichteres, gemütvolleres, sangbareres Pathos.

Als das „Kriegslied der Deutschen" und „Germania an ihre Kinder" 1813 in der patriotischen Zeitschrift „Das erwachte Europa" erschienen, da wurden diese Monumente des nationalen Ingrimms von den Kennern bewundert, aber ihre wilden Strophen waren zu gewaltige Brocken, um gleich den Liedern von Arndt, Schenkendorff, Körner in Umlauf zu kommen. Kleist schrieb den „Katechismus der Deutschen", um ihnen den Begriff des größeren Vaterlandes beizubringen. In den satirischen Briefen zielte er auf Feigheit, Verrat, Eigennutz der Rheinbündlerei, und mit dem Zorne Dantes warf er die Gleichgültigen in die unterste Hölle. Wie er Palafox gehuldigt hatte, um Worte der Bewunderung ringend, so feierte er Erzherzog Carl, den Sieger von Aspern und seinen erhabenen Bruder Franz I., der sich durch die Kriegserklärung zum ehrwürdigen Vormund der Deutschen eingesetzt habe. Wenn Hermann zögerte, so war es Marbod. Durch Kleists Manifeste geht ein großdeutsches und ein demokratisches Bewußtsein. Wie er schon nach Jena den „Aufruf an mein Volk" für Preußen vorgeschrieben hat, so will er jetzt die zähe Masse zu wilder Bewegung anpeitschen, und die Reformen des Grafen Stadion weit überflügelnd verspricht er den siegreich Heimkehrenden als Lohn eine neue Reichsverfassung. Die Nationalerhebung, die Kleist predigt, kann nur in der nationalen Freiheit enden. Wenn die Germania erschienen wäre, der gute Kaiser Franz hätte sie ganz bestimmt nur bis zum Siege geduldet, und Kleist hätte mit wieder sehenden Augen einem Regime gegenüber gestanden, das noch schwerer zu beseitigen war als die französische Fremdherrschaft.

Österreichs Niederlage erstickte die Zeitschrift noch vor ihrer Geburt. Am 5. und 6. Juli wurde Wagram geschlagen, fünf Tage darauf der Waffenstillstand in Znaim geschlossen, dem sehr schnell der Friede von Schönbrunn folgte, das Ende

jeder Hoffnung auf absehbare Zeit. Am 17. Juli schreibt Kleist an Ulrike über den furchtbaren Zusammenbruch, der auch seine ganze Tätigkeit vernichtet hat; er wundert sich, daß er ihn überleben konnte. Dann verschwindet Kleist wie immer nach ungeheuren Anstrengungen und vernichtenden Niederlagen. Im Kloster der Barmherzigen Brüder zu Prag soll er Monate lang an einer schweren Krankheit darnieder gelegen haben. Ein Gerücht von seinem Tode kam nach Norddeutschland, und Wilhelm Grimm beklagt das Abscheiden des von ihm bewunderten Genius. Der Aufenthalt Kleists in dem Kloster hat sich nicht einmal feststellen lassen. Ein geschwätziger Literat fabelt von einer Dosis Arsenik, deren Bestimmung man so gut auf Kleist selbst wie auf Napoleon beziehen kann. Das eine wie das andere darf man ihm zutrauen. Was er ergreifen werde, schreibt Kleist an Ulrike, wisse er nicht; denn wenn es auch ein Handwerk wäre, so würde bei dem, was die Welt nun erfahren wird, nichts herauskommen. Das ist in schlichten prosaischen Worten die Stimmung, die Kleists „Letztes Lied" singt, sein schönstes, klangvollstes Gedicht, das nach Wagram entstand. Der Sänger legt die Leier tränend aus den Händen. In dieser Zeit, für diese Zeit läßt sich nicht mehr dichten.

Ende November 1809 erscheint der Totgesagte in Frankfurt a. O., um Geld aufzunehmen und Verfügungen zu treffen, die sich auf seinen Anteil an dem Familienhause beziehen. Eine kurze Nachricht an die abwesende Ulrike spricht von der bevorstehenden Rückkehr ins Österreichische; sie macht den Eindruck, daß es sich um ein wichtiges Unternehmen handelt, dessen Zweck sich brieflich nicht mitteilen läßt. Man ist geneigt, an eine politische Mission zu denken, die wiederum in den Zeitumständen wenig Wahrscheinlichkeit findet kurz nach dem Frieden von Schönbrunn, da

Napoleon als Friedenspreis die habsburgische Kaisertochter einhandelt. Die nächsten geschäftlichen Mitteilungen vom Januar 1810 gehen aus Frankfurt a. M. und Gotha an Cotta und Collin; sie betreiben die Drucklegung und Aufführung des Käthchens von Heilbronn. Was Kleist im Gebiete des Rheinbundes zu schaffen hatte, entzieht sich auch der leichtesten Vermutung. Wir wissen nur, daß er am 29. Januar von Gotha nach Berlin reiste, wo der Mann, der Patriot, der Dichter noch einmal mit gesammelter Kraft sich erhebt, um schließlich in einem Kampfe die Waffen sinken zu lassen, dem er keinen erstrebenswerten Preis mehr zuerkennt.

An Ulrike v. Kleist

Ich habe versucht, meine theuerste Ulrike, dir zu schreiben; doch meine Lage ist so reich, und mein Herz so voll des Wunsches, sich dir ganz mitzutheilen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen und enden soll. Schreibe mir doch, ob ich nach Wormlage kommen darf, um dich zu sprechen? Oder ob wir uns nicht, auf halbem Wege, irgendwo ein Rendezvous geben können? Ich sollte denken, dies letztere müßte möglich sein. Ich will dich zu bewegen suchen, zu einer Buch- Karten- und Kunst-Handlung, wozu das Privilegium erkauft werden muß, 500 Rthlr zu 5 p. C. auf 1 Jahr herzugeben. Adam Müller (ein junger Gelehrter, der hier im Winter, mit ausgezeichnetem Beifall, öffentliche Vorlesungen hält) Rühle und Pfuel (dem sein Bruder das Geld dazu hergiebt) sind die Interessenten. Dir alle Gründe darzuthun, aus welchen die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit dieser Unternehmung hervorgeht, ist schriftlich unmöglich. Rühle, der mit dem Prinzen jetzt hier ist, und der Pfueln, durch den Unterricht, den dieser

dem Prinzen giebt, eine Pension von 600 Rthlrn verschafft hat, ist von einer praktischen Geschicklichkeit, alles um sich herum geltend zu machen, die bewundrungswürdig und selten ist. Der Herzog würde ihm sehr gern, nach Verlauf der Erziehungsperiode, einen Posten in seinem Lande geben; doch da sein unerlaßliches Bedürfniß ist, frei zu sein, so will er Alles an dieses Jahr setzen, um es für die übrige Lebenszeit zu werden. Er ist es daher auch eigentlich, der an die Spitze des ganzen Geschäffts treten wird; ein Umstand, der, dünkt mich, nicht wenig für die Sicherheit seines Erfolgs spricht. Er sowohl, als ich, haben jeder ein Werk drucken lassen, das unsern Buchhändlern 6mal so viel eingebracht hat, als uns. Vier neue Werke liegen fast zum Druck bereit; sollen wir auch hiervon den Gewinn Andern überlassen, wenn es nichts als die Hand danach auszustrecken kostet, um ihn zu ergreifen? Die 1200 Rthlr, die das Privilegium kostet, können nie verloren gehen; denn misglückt die Unternehmung, so wird es wieder verkauft; und die Zeiten müßten völlig eisern sein, wenn es nicht, auch im schlimmsten Fall, einen größeren Werth haben sollte, als jetzt. Die ganze Idee ist, klein, und nach liberalen Grundsätzen, anzufangen, und das Glück zu prüfen; aber, nach dem Vorbild der Fugger und Medicis, Alles hineinzuwerfen, was man auftreiben kann, wenn sich das Glück deutlich erklärt. Erwäge also die Sache, mein theuerstes Mädchen, und wenn du dich einigermaßen in diesen Plan, der noch eine weit höhere Tendenz hat, als die merkantilische, hineindenken kannst, so sei mir zu seiner Ausführung behülflich. Ich kann dir, wie schon erwähnt, nicht Alles sagen, was ich auf dem Herzen habe, du müßtest selbst hier sein, und die Stellung, die wir hier einnehmen, kennen, um beurtheilen zu können, wie günstig sie einer solchen Unternehmung ist. Fast mögte ich dich

dazu einladen! Ich würde dich in die vortrefflichsten Häuser führen können, bei Haza's, beim Baron Buol (Kaisl. Östr. Gesandten) beim App. Rath Körner u. s. w. Häuser, in deren jedem ich fast, wie bei der Kl(eisten) in Potsdam, bin. Zwei meiner Lustspiele (das Eine gedruckt, das Andere im Manuscript) sind schon mehrere Male in öffentlichen Gesellschaften, und immer mit wiederholtem Beifall, vorgelesen worden. Jetzt wird der Gesandte sogar, auf einem hiesigen Liebhaber-Theater, eine Aufführung veranstalten, und Fitt (den du kennst) die Hauptrolle übernehmen. Auch in Weimar läßt Goethe das Eine aufführen. Kurz, es geht Alles gut*, meine liebste Ulrike, ich wünsche bloß, daß du hier wärest, und es mit eignen Augen sehen könntest. Schreibe mir auf welche Art wir es machen, daß wir uns auf einen Tag sprechen, und sei versichert, daß ich ewig dein treuer Bruder bin, H. v. Kl. Dßd., d. 17t Septb. 7.

* Kürzlich war ich mit dem östr. Gesandten in Töplitz: bei Genz, wo ich eine Menge großer Bekanntschaften machte. — Was würdest du wohl sagen, wenn ich eine Directions-Stelle beim Wiener Theater bekäme? — Grüße Alles in Wormlage.

An Henriette Hendel-Schütz?

(Dresden, Spätherbst 1807.)

Unbeschreiblich rührend ist mir alles, was Sie mir über die Penthesilea sagen. Es ist wahr, mein innerstes Wesen liegt darin, und Sie haben es wie eine Seherin aufgefaßt: der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele. Jetzt bin ich nur neugierig, was Sie zu dem Käthchen von Heilbronn sagen werden, denn das ist die Kehrseite der Penthesilea, ihr andrer Pol, ein Wesen, das eben so mächtig ist durch gänzliche Hingebung, als jene durch Handeln.

Daß Ihnen, wie Sie in R's Brief sagen, das letzte, in seiner abgerißnen Form höchst barbarische Fragment der Pentheſilea, worin sie den Achill totschlägt, gleichwohl Thränen entlockt hat, ist mir, weil es beweist, daß Sie die Möglichkeit einer dramatischen Motivirung denken können, selbst etwas so Rührendes, daß ich Ihnen gleich das Fragment schicken muß, worin sie ihn küßt und wodurch jenes allererst rührend wird. Diese Ihre Neigung, sich auf die Parthei des Dichters zu werfen, und durch Ihre eigne Einbildung geltend zu machen was nur halb gesagt ist, bestimmt mich mir öfter das Vergnügen zu machen, Ihnen im Laufe meiner Arbeiten abgerißne Stücke derselben zuzusenden. Um alles in der Welt möchte ich kein so von kastrirten Varianten strotzendes Manuscript niemanden mittheilen, der nicht von dem Grundsatz ausginge, daß Alles seinen guten Grund hat. Doch Ihnen, die sich den Text mitten aus allen Correkturen, in voller Autorität, als wäre er groß Fraktur gedruckt, herausklauben, macht es mir Vergnügen zu zeigen, wo mein Gefühl geschwankt hat.

Ich habe die Pentheſilea geendigt, von der ich Ihnen damals, als ich den Gedanken zuerst faßte, wenn Sie sich deſſen noch erinnern, einen so begeisterten Brief schrieb. Sie hat ihn wirklich aufgegeſſen, den Achill, vor Liebe. Es ist hier schon zweimal in Gesellschaft vorgeleſen worden, und es sind Thränen geflossen, soweit als das Entsetzen, das unvermeidlich dabei war, zuließ. Ich werde einige Blätter aus der Pentheſilea vom Schluß zusammenraffen und diesem Brief einlegen. Für Frauen scheint es im Durchschnitt weniger gemacht als für Männer, und auch unter den Männern kann es nur einer Auswahl gefallen. Pfuels kriegerisches Gemüth ist es eigentlich, auf das es durch und durch berechnet ist. Als ich aus meiner Stube mit der Pfeife in der Hand in seine trat und ihm sagte: Jetzt ist sie tod,

traten ihm zwei große Thränen in die Augen. (Sie kennen seine antiken Minen —.) Wenn er die letzten Szenen liest, so sieht man den Tod auf seinem Antlitz. Er ist mir so lieb dadurch geworden, und so Mensch.

Ob es bei den Forderungen, die das Publikum an die Bühne macht, gegeben werden wird, ist eine Frage, die die Zeit entscheiden muß. Ich glaube es nicht und wünsche es auch nicht, solange die Kräfte unserer Schauspieler auf nichts geübt, als Naturen wie die Kotzebueschen und Iffland-schen nachzuahmen, sind. Wenn man es recht untersucht, so sind zuletzt die Frauen an dem ganzen Verfall unserer Bühne Schuld, und sie sollten entweder gar nicht ins Schauspiel gehen, oder es müßten eigne Bühnen für sie, abgesondert von den Männern, errichtet werden. Ihre Anforderungen an Sittlichkeit und Moral vernichten das ganze Wesen des Drama, und niemals hätte sich das Wesen der griechischen Bühne entwickelt, wenn sie nicht ganz davon ausgeschlossen gewesen wären.

An Christoph Martin Wieland

Dreßden, d. 17t Dec. 7

Pirnsche Vorstadt, Rammsche Sasse, N. 123

Mein verehrungswürdigster Freund,

Mein Herz ist, wie ich eben jetzt, da ich die Feder ergreife, empfinde, bei dem Gedanken an Sie noch eben so gerührt, als ob ich, von Beweisen Ihrer Güte überschüttet, Osmanstädt gestern oder vorgestern verlassen hätte. Sie können mich, und die Empfindung meiner innigsten Verehrung Ihrer, noch viel weniger aus dem Gedächtniß verloren haben, da Ihnen die göttliche Eigenschafft, nicht älter zu werden, mehr als irgend einem andern Menschen zu Theil geworden ist. Im März dieses Jahres schrieb ich Ihnen

zweimal vom Fort de Joux, einem festen Schloß bei Neufchâtel, wohin ich durch ein unglückliches, aber bald wieder aufgeklärtes, Mißverständniß, als ein Staatsgefangener abgeführt worden war. Der Gegenstand meines Briefes war, wenn ich nicht irre, der Amphitryon, eine Umarbeitung des Molieríschen, die Ihnen vielleicht jetzt durch den Druck bekannt sein wird, und von der Ihnen damals das Manuscript, zur gütigen Empfehlung an einen Buchhändler, zugeschickt werden sollte. Doch alle Schreiben, die ich von jenem unglücklichen Fort erließ, scheinen von dem Commendanten unterdrückt worden zu sein; und so gieng die Sache einen ganz anderen Gang. Jetzt bin ich willends mit Adam Müller, dem Lehrer des Gegensatzes, der hier, während mehrerer Winter schon, ästhetische, von dem Publico sehr gut aufgenommene, Vorlesungen gehalten hat, ein Kunstjournal herauszugeben, monatsweise, unter dem Titel, weil doch einer gewählt werden muß: Phöbus. Ich bin im Besitz dreier Manuscripte, mit denen ich, für das kommende Jahr, fragmentarisch darin aufzutreten hoffe; einem Trauerspiel, Penthesilea; einem Lustspiel, der zerbrochne Krug (wovon der Sh. Rth v. Göthe eine Abschrift besitzt, die Sie leicht, wenn die Erscheinung Sie interessirt, von ihm erhalten könnten); und einer Erzählung, die Marquise von O.. Adam Müller wird seine ästh. und phil. Vorlesungen geben; und durch günstige Verhältnisse sind wir in den Besitz einiger noch ungedruckter Schriften des Novalis gekommen, die gleichfalls in den ersten Heften erscheinen sollen. Ich bitte Sie, mein verehrungswürdigster Freund, um die Erlaubniß, Sie in der Anzeige als Einen der Beitragliefernden nennen zu dürfen; Einmal, in der Reihe der Jahre, da Sie der Erde noch, und nicht den Sternen angehören, werden Sie schon einen Aufsatz für meinen Phöbus erübrigen können; wenn Sie gleich Ihrem

eigenen Merkur damit karg sind. Ferner wünsche ich, daß Sie den H. Hoffrath Böttiger für das Institut interessiren mögten; es sei nun, daß Sie ihn bewegten, uns unmittelbar mit Beiträgen zu beschenken (wir zahlen 30 Th. p⟨ro⟩ B⟨ogen⟩) oder auch nur, diese junge litterarische Erscheinung im Allgemeinen unter seinen kritischen Schutz zu nehmen. Ich werde zwar selbst deshalb meinen Antrag bei ihm machen; doch ein Wort von Ihnen dürfte mich leicht besser empfehlen, als alle meine Dramen und Erzählungen. Ich wollte, ich könnte Ihnen die Pentheſilea so, bei dem Kamin, aus dem Stegreif vortragen wie damals den Robert Guiskard. Entsinnen Sie sich dessen wohl noch? Das war der stolzeste Augenblick meines Lebens. Soviel ist gewiß: ich habe eine Tragödie (Sie wissen, wie ich mich damit gequält habe) von der Brust heruntergehustet; und fühle mich wieder ganz frei! In Kurzem soll auch der Robert Guiskard folgen; und ich überlasse es Ihnen, mir alsdann zu sagen, welches von beiden besser sei; denn ich weiß es nicht. — Wo ist denn Louis? Was macht Ihre vortreffliche Tochter Louise? und die übrigen Ihrigen? — Vielleicht, daß ich in Kurzem mit Rühle, dem Gouverneur des Prinzen Bernhard, zu Ihnen komme, und mich völlig wieder in Ihrem Gedächtniß auffrische, wenn die Zeit doch mein Bild bei Ihnen ein wenig verlöscht haben sollte. Erfreuen und beehren Sie bald mit einer Antwort Ihren treuen und gehorsamen Heinrich von Kleist.

An Johann Wolfgang v. Goethe

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimrath,

Ew. Excellenz habe ich die Ehre, in der Anlage gehorsamst das 1t Heft des Phöbus zu überschicken. Es ist auf

den „Knieen meines Herzens" daß ich damit vor Ihnen erscheine; mögte das Gefühl, das meine Hände ungewiß macht, den Werth dessen ersetzen, was sie darbringen.

Ich war zu furchtsam, das Trauerspiel, von welchem Ew. Excellenz hier ein Fragment finden werden, dem Publicum im Ganzen vorzulegen. So, wie es hier steht, wird man vielleicht die Prämissen, als möglich, zugeben müssen, und nachher nicht erschrecken, wenn die Folgerung gezogen wird.

Es ist übrigens eben so wenig für die Bühne geschrieben als jenes frühere Drama: der Zerbrochene Krug, und ich kann es nur Ew. Excellenz gutem Willen zuschreiben, mich aufzumuntern, wenn dies letztere gleichwohl in Weimar gegeben wird. Unsre übrigen Bühnen sind weder vor noch hinter dem Vorhang so beschaffen, daß ich auf diese Auszeichnung rechnen dürfte, und so sehr ich auch sonst in jedem Sinne gern dem Augenblick angehörte, so muß ich doch in diesem Fall auf die Zukunft hinaussehen, weil die Rücksichten gar zu niederschlagend wären.

Herr Adam Müller und ich, wir wiederholen unsre inständigste Bitte, unser Journal gütigst mit einem Beitrag zu beschenken, damit es ihm nicht ganz an dem Glanze fehle, den sein, ein wenig dreist gewählter, Titel verspricht. Wir glauben nicht erst erwähnen zu dürfen, daß die, bei diesem Werke zum Grunde gelegten Abschätzungsregeln der Aufsätze, in einem Falle keine Anwendung leiden können, der schlechthin für uns unschätzbar sein würde. Gestützt auf Ew. Excellenz gütige Äußerungen hierüber, wagen wir, auf eine Mittheilung zu hoffen, mit der wir schon das 2t Heft dieses Journals ausschmücken könnten. Sollten Umstände, die wir nicht übersehen können, dies unmöglich machen, so werden wir auch eine verzugloſe, wenn es sein kann, mit umgehender Post gegebene, Erklärung hierüber als eine Gunstbezeugung aufnehmen, indem diese uns in den Stand

ſetzen würde, wenigſtens mit dem Druck der erſten, bis dahin für Sie offenen, Bogen vorzugehn.

Der ich mich mit der innigſten Verehrung und Liebe nenne

Ew. Excellenz

gehorſamſter

Heinrich von Kleiſt.

Dreßden. d. 24ᵗ Jan. 1808

Pirnſche Vorſtadt, Rammſche Saſſe, N. 123.

An Heinrich Joſeph v. Collin

Theuerſter Herr von Collin,

Das Käthchen von Heilbronn, das, wie ich ſelbſt einſehe, nothwendig verkürzt werden muß, konnte unter keine Hände fallen, denen ich dies Geſchäfft lieber anvertraute, als den Ihrigen. Verfahren Sie ganz damit, wie es der Zweck Ihrer Bühne erheiſcht. Auch die Berliner Bühne, die es aufführt, verkürzt es; und ich ſelbſt werde vielleicht noch, für andere Bühnen, ein Gleiches damit vornehmen. — Wie gern hätte ich das Wort von Ihnen gehört, das Ihnen, die Pentheſilea betreffend, auf der Zunge zu ſchweben ſchien! Wäre es auch gleich ein wenig ſtreng geweſen! Denn wer das Käthchen liebt, dem kann die Pentheſilea nicht ganz unbegreiflich ſein, ſie gehören ja wie das + und — der Algebra zuſammen, und ſind Ein und dasſelbe Weſen, nur unter entgegengeſetzten Beziehungen gedacht. — Sagen Sie mir dreiſt, wenn Sie Zeit und Luſt haben, was Sie darüber denken; gewiß! es kann mir nicht anders, als lehrreich und angenehm ſein. — Hier erfolgt zugleich die Quittung an die K. K. Theaterkaſſe. Ich ſchicke ſie Ihnen theuerſter Herr von Collin, weil es mir an Bekanntſchafften in Wien fehlt, und die Güte, die Sie für

mich zeigen, mich zu dieser Freiheit aufmuntert. Besorgen Sie gefälligst die Einziehung des Honorars, und senden Sie es mir, da es Papiere sind, nur mit der Post zu, wenn sich keine andre sichre und prompte Gelegenheit findet. — Schlagen Sie es doch in ein Couvert ein, an den Baron v. Buol, hiesigen K. K. Chargé d'affaire, so ersparen wir das Postgeld. — Ich verharre mit der innigsten Hochachtung,

Herr von Collin,

Dreßden, d. 8t Decmbr. 1808. Ihr

Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse, ergebenster

N. 123. Heinrich von Kleist.

An Heinrich Joseph v. Collin

Theuerster Herr von Collin,

Die 300 fl. Banknoten sind in Berlin angekommen. Ich habe sie zwar noch nicht erhalten; doch kann ich Ihnen die Quittung darüber, nebst meinem ergebensten Dank zustellen.

Ihre muthigen Lieder östr. Wehrmänner haben wir auch hier gelesen. Meine Freude darüber, Ihren Namen auf dem Titel zu sehen (der Verleger hat es nicht gewagt sich zu nennen) war unbeschreiblich. Ich auch finde, man muß sich mit seinem ganzen Gewicht, so schwer oder leicht es sein mag, in die Waage der Zeit werfen; Sie werden inliegend mein Scherflein dazu finden. Geben Sie die Gedichte, wenn sie Ihnen gefallen, Degen oder wem sie wollen, in öffentliche Blätter zu rücken, oder auch einzeln (nur nicht zusammenhängend, weil ich eine größere Sammlung herausgeben will) zu drucken; ich wollte, ich hätte eine Stimme von Erz, und könnte sie vom Harz herab, den Deutschen absingen.

Vor der Hand sind wir der Franzosen hier los. Auf die erste Nachricht der Siege, die die Österreicher erfochten, hat Bernadotte sogleich mit der sächsischen Armee, Dreßden verlassen, mit einer Eilfertigkeit, als ob der Feind auf seiner Ferse wäre. Man hat Kanonen und Munitionswagen zertrümmert, die man nicht fortschaffen konnte. Der Marsch, den das Corps genommen hat, geht auf Altenburg, um sich mit Davoust zu verbinden; doch wenn die Österreicher einige Fortschritte machen, so ist es abgeschnitten. Der König und die Königinn haben laut geweint, da sie in den Wagen stiegen. Überhaupt spricht man sehr zweideutig von dieser Abreise. Es sollen die heftigsten Auftritte zwischen dem König und Bernadotte vorgefallen sein, und der König nur, auf die ungeheuersten Drohungen, Dreßden verlassen haben. Indeß ist alles darauf gespannt, was geschehen wird, wenn die Armee über die Gränze rücken soll. Der König soll entschlossen sein, dies nicht zu thun; und der Geist der Truppen ist in der Tat so, daß es kaum möglich ist. Ob er alsdann, den Franzosen so nahe, noch frei sein wird? — ist eine andere Frage. — Vielleicht erhalten wir einen Pendant zur Geschichte von Spanien. — Wenn nur die Österreicher erst hier wären!

Doch, wie steht's, mein theuerster Freund, mit der Hermannsschlacht? Sie können leicht denken, wie sehr mir die Aufführung dieses Stücks, das einzig und allein auf diesen Augenblick berechnet war, am Herzen liegt. Schreiben Sie mir bald: es wird gegeben; jede Bedingung ist mir gleichgültig, ich schenke es den Deutschen; machen Sie nur, daß es gegeben wird.

Mit herzlicher Liebe und Hochachtung,

Dreßden, d. 20t April 1809. Ihr

Willsche Sasse, Löwenapotheke. Heinrich v. Kleist

N. S. Das sächsische Corps ist auf Wägen plötzlich

nach Plauen und von da, wie es heißt, nach Zwickau aufgebrochen. Was dies bedeuten soll, begreift niemand. — Im Preußischen ist, mit der größten Schnelligkeit, Alles auf den Kriegsfuß gesetzt worden. d. 23t

An Ulrike v. Kleist

Noch niemals, meine theuerste Ulrike, bin ich so erschüttert gewesen, wie jetzt. Nicht sowohl über die Zeit — denn das, was eingetreten ist, ließ sich, auf gewisse Weise, vorhersehen; als darüber daß ich bestimmt war, es zu überleben. Ich gieng aus D(reßden) weg, wie du weißt, in der Absicht, mich mittelbar oder unmittelbar, in den Strom der Begebenheiten hinein zu werfen; doch in allen Schritten, die ich dazu that, auf die seltsamste Weise, contrecarrirt, war ich genöthigt, hier in Prag, wohin meine Wünsche gar nicht giengen, meinen Aufenthalt zu nehmen. Gleichwohl schien sich hier, durch B(uol), und durch die Bekanntschafften, die er mir verschaffte, ein Wirkungskreis für mich eröffnen zu wollen. Es war die schöne Zeit nach dem 21t und 22t Mai, und ich fand Gelegenheit, einige Aufsätze, die ich für ein patriotisches Wochenblatt bestimmt hatte, im Hause des Grf. v. Kollowrat, vorzulesen. Man faßte die Idee, dieses Wochenblatt zu Stande zu bringen, lebhaft auf, Andere übernahmen es, statt meiner, den Verleger herbeizuschaffen, und nichts fehlte, als eine höhere Bewilligung, wegen welcher man geglaubt hatte, einkommen zu müssen. So lange ich lebe, vereinigte sich noch nicht soviel, um mir eine frohe Zukunft hoffen zu lassen; und nun vernichten die letzten Vorfälle nicht nur diese Unternehmung — sie vernichten meine ganze Thätigkeit überhaupt.

Ich bin gänzlich außer Stand zu sagen, wie ich mich jetzt fassen werde. Ich habe Sleißenberg geschrieben, ein

Paar ältere Manuscripte zu verkaufen; doch das eine wird wegen seiner Beziehung auf die Zeit, schwerlich einen Verleger und das andere, weil es keine solche Beziehung hat, wenig Interesse finden. Kurz, meine theuerste Ulrike, das ganze Geschäfft des Dichtens ist mir gelegt; denn ich bin, wie ich mich auch stelle, in der Alternative, die ich dir so eben angegeben habe.

Die große Noth, in der ich mich nun befinde, zwingt mich, so ungern ich es thue, den Kaufmann Ascher in Dreßden, dem ich zu Johanny mit einer Schuld verfallen bin, um Prolongation des Termins zu bitten. Es bleibt mir nichts Anderes übrig, wenn ich mir auch nur, bis ich wieder etwas ergriffen habe, meine Existenz fristen will. In Verfolg dieser Maasregel bitte ich dich, mir die 272 Rthlr, oder was aus den Pfandbriefen der Tante Massow herauskommen mag, in Conv⟨entions⟩ Münze nach Prag zu schicken. Ich bitte dich, es sobald als möglich ist, zu thun, um mich aus Prag, wo ich sonst gar nicht fort könnte, frei zu machen. Was ich ergreifen werde, wie gesagt, weiß ich nicht; denn wenn es auch ein Handwerk wäre, so würde, bei dem, was nun die Welt erfahren wird, nichts herauskommen. Aber Hoffnung muß bei den Lebenden sein. — Vielleicht, daß die Bekanntschafften, die ich hier habe, mir zu irgend etwas behülflich sein können. — Adieu, lebe wohl, und erfreue bald mit einer Antwort deinen Bruder

Prag, d. 17t Juli, 1809. Heinrich v. Kl.

Kleine Seite, Brückengasse,
Nmr. 39.

Im Anfang des Februar 1810 war Kleist nach Berlin zurückgekehrt; er hatte in Dresden eine glänzende kurze Rolle gespielt, die ihm die Anhänglichkeit einzelner Kenner

einbrachte, aber nicht die Neigung des Publikums und ebensowenig die Zustimmung der großen Persönlichkeiten und offiziellen literarischen Mächte, der die öffentliche Meinung respektvoll nachgibt. Seinem Namen und Wirken, das hauptsächlich die im Phoebus mitgeteilten Fragmente vertreten mußten, haftete der Ruf der Exzentrizität an oder ein Schein der Illegitimität, wie er auf jeden Genius fällt, dessen Thronforderung erst von wenigen fanatischen und nicht allzu mächtigen Parteigängern anerkannt wird. Die Kriegsereignisse hatten ihn mitgerissen und zu einer patriotischen Mission berufen, die wir nur würdigen können, so weit sie der Dichter vertritt. Was Kleist als politischer Emissär getrieben und geleistet hat, das bleibt im Dunkeln, wenn die wenigen und spät aufgetauchten Nachrichten sich nicht noch durch irgend eine glückliche Entdeckung zu einer genaueren Vorstellung zusammenschließen sollten. Kleist selbst mußte über diese unkontrollierbare Periode seines Lebens schweigen im Interesse der eigenen Sicherheit und der verbündeten Helfer, die in Nord und Süd zu einer Konspiration gegen Napoleon zusammen gewirkt hatten. Als der Verschwundene und Totgesagte in Berlin wieder auftauchte, nun zum dritten Male nach seltsamen Unternehmungen und Abenteuern, da hatte er seine ganze Existenz noch einmal aufzubauen. Diesmal schien es, als ob die Gesinnung einer veränderten Zeit, als ob die Heimaterde, neuer Hoffnungen trächtig, neuer Wärme bedürftig, auch ihn tragen sollte.

Am Ende des Jahres 1809 hatte das Königspaar seinen Einzug in Berlin gehalten. Das gefallene Preußen, das an seiner Wiederaufrichtung arbeitete, besaß nun an der von den Franzosen verlassenen Hauptstadt wieder den natürlichen Schwerpunkt, der die geistigen und sittlichen, die aufbauenden Kräfte an sich zog. Steins großes Reformwerk war nach seiner Entlassung und Flucht von Harden-

berg übernommen worden, in seiner Wichtigkeit dem politisch ungeschulten Bürgertum noch unübersehbar, in seinen liberalen Tendenzen dem größten Teil des Adels verhaßt, aber nach den Tagen der Verzweiflung, der Stumpfheit oder Gleichgültigkeit hatte die Empfindung der gemeinsamen Not, Verantwortung und Pflicht das nationale Bewußtsein gefestigt oder eigentlich erst hervorgebracht. Der Ruhm Friedrichs war wenigstens für das gebildete Bürgertum das Panier eines häufig akademischen und klassisch gefärbten Patriotismus, der einen Cäsar und Solon in wiedergekehrter Leibhaftigkeit verehren durfte; das neue Gemeingefühl brauchte keine Bildung, keinen vergleichenden Historicismus, es hatte aus dem Erlebnis des Sturzes, aus dem Schmerzempfinden an allen Gliedern eine neue körperliche Selbstverständlichkeit gewonnen.

Es war eine schöne und berechtigte Poetisierung der harten Tatsachen, daß eine Zeit, die nach Kleists Wort nur aus der Kraft der Gemüter neu erstehen konnte, zum Symbol ihrer Vergewaltigung und Schmach, ihres Duldens und Hoffens eine Frau erwählte, die, ursprünglich unbesorgt und leichtsinnig, allen den Weg der Läuterung vorangegangen war. Die Patrioten, die sich nach Wiederherstellung der Regierung in Berlin trafen, fühlten sich als die Ritter der von dem Gewalthaber am unmittelbarsten und härtesten getroffenen Königin. Nach seinem Nationalhelden Friedrich verehrte Preußen nun eine Nationalheilige und Märtyrerin. An ihrem letzten Geburtstage durfte Kleist ihr vor dem gesamten Hofe das Sonett überreichen, das sie zu Tränen rührte. Wenn auch der König von dem entlaufenen Offizier noch nichts wissen wollte, die Gunst der Königin war Kleist sofort wieder gesichert durch die Fürsprache seiner Cousine Marie von Kleist und der sehr einflußreichen Frau von Berg, Mutter der Oberhofmeisterin.

Kleist war nun dreiunddreißig Jahre alt; Brentano nennt ihn in dieser Zeit des Wiederauftretens einen untersetzten Mann „mit einem erlebten, runden, stumpfen Kopf, gemischt launigt, kindergut, arm und fest". Man wird ihm nun nicht mehr vorgeworfen haben, daß er „Verse" machte. Seine Männlichkeit hatte sich erprobt, die Gruppe der Patrioten muß nähere Kenntnis von seinem Verhalten während der Freischärlerzeit der Schill und Braunschweig-Ols gehabt haben; er gehörte in ihrem engeren Bunde zu den Persönlichkeiten, die für die langsam sich vorbereitende Entscheidung gezählt wurden. Wie er Gneisenau sehr lebhaft für sich einnahm, so knüpfte er mit dem verbannten Arndt Beziehungen an, wenn dieser heimlich bei dem patriotischen Buchhändler Reimer einkehrte. Kleists soziale Stellung war wieder vollkommen intakt; wenn er sich nach der Überreichung des Sonetts an die Königin Luise Aussichten auf eine Hofcharge machte, so war diese Hoffnung nicht übertrieben angesichts seines Verkehrs in den Hofkreisen, in der Aristokratie und besonders im Salon des Fürsten Radziwill, der den Faust komponiert hat. Auch die Häuser offizieller Persönlichkeiten, des Finanzministers Altenstein, seines treuen Gönners, der aber im Juni entlassen wurde, und des patriotischen Barden Geheimen Staatsrats Staegemann erschlossen sich ihm zu freundschaftlichem Umgang. Adam Müller war schon ein Jahr zuvor von Dresden nach Berlin zurückgekehrt, von Versprechungen Altensteins angezogen, deren Verwirklichung er nun bei seinem Nachfolger, dem Staatskanzler Hardenberg, betrieb. Nachdem ihm die Aussicht auf den Ruheposten eines Kurators der Universität Frankfurt a. O. verloren gegangen war, suchte er mit der ihm eigenen Elastizität seine romantisch reaktionären Ideen und seine wissenschaftlich nicht ganz approbirte Persönlichkeit in die Gründung der neuen Univer-

sität Berlin hinein zu schmuggeln. Gelegentliche und flüchtige Beziehungen mit den dichtenden Standesgenossen Arnim und Fouqué wuchsen jetzt zu einer engeren Freundschaft zusammen. Kleist schlug sein Zelt im Lager der Berliner Romantik auf, nicht als literarischer Parteimann, Arnim hat die Distanz seiner Kunst immer gefühlt, sondern er wurde hauptsächlich durch patriotische Gesinnungsgemeinschaft, durch gesellschaftliche Zusammenhänge und rein menschliche Sympathien an sie herangezogen. Sie hatten gemeinschaftliche Gegner oder mindestens gemeinsame Abneigungen, wenn es gegen den kahlen Berliner Rationalismus ging, aber ein Eingänger wie Kleist hat sich um literarische Koterien wenig gekümmert. Seine Produktion in ihrer störrischen Eigentümlichkeit, wie Arnim sagt, widersetzte sich jedem Einfluß; die Strenge ihrer Form und ihre natürlich eigengewachsene Plastik duldete keine polemischen Spitzen, die sich schließlich immer gegen das Kunstwerk selbst kehren. Kleist konnte sich persönlich gereizt zu maßlosen Invektiven hinreißen lassen, aber dann war es ein Dolchstoß gegen den Privatmann, eine junkerliche Provokation und keine literarische Kritik. An dem lustigen Kriege, den die Romantik traditionsgemäß gegen Rationalismus und Philisterei führte, hat er direkt nie Teil genommen, wie er weder Schiller noch Wieland aufgesagt und trotz allem Haß sich die Bewunderung von Goethes Kunst gerettet hat. Kleist war eine zu empirische, an die eigenste Erfahrung zu eng gefesselte Natur, um sich von irgend einem Schlagwort führen zu lassen, von seinem eigenen Blute zu voll und zu bedrängt, um literarische Tendenzen mit romantischer Händelsucht und Fehdelust zu verfolgen. Sein Licht hat er nur von innen empfangen. Von dieser Selbstgenügsamkeit der eigenen Schwere haben auch die Freunde profitiert; es gibt nur noch einen Liliencron, der mit der-

selben Liebenswürdigkeit alles, was gute Kameraden und anständige Menschen geschrieben hatten, gut hieß.

Kleist wurde in Berlin nicht mit einem Trompetenstoß als der kommende Mann empfangen wie in Dresden, aber er trat auf einen viel tragfähigeren Boden und in ein ihm viel angemesseneres Klima. Die Heimat war nicht mehr dieselbe, der Flugsand des alten aberweisen Rationalismus schien verweht und die Erde aufgepflügt durch die Furchen des Leidens, in die sich die Keime einer neuen patriotischen Religiosität senkten. Das 18. Jahrhundert ging nun wirklich zu Grabe mit dem staatsfeindlichen Kosmopolitismus, der aus philisterhafter Enge ins Weite hinausschwärmte. Die Zeit und das Volk hatten eine bestimmte Aufgabe der innerlichen Stärkung vor der äußeren Kraftentfaltung, die die Fremdherrschaft brechen sollte. Es war eine stille Mobilmachung aller aufbauenden Kräfte; wer heute dachte, schrieb und forschte, tat es, um morgen zu fechten. Kleist wurde ganz in die alten Verhältnisse zurückgesetzt, die ihm Geburt und Stand anwiesen, aber sie hatten einen neuen Sinn für ihn bekommen, sie durften von ihm fordern, wo er sich einst trotzig versagt hatte. Der frühere Kosmopolit trug die Not und die Schuld des Landes mit einer Stärke in Liebe und Haß, der sich nur noch die Leidenschaft eines Arndt vergleichen kann. Kleist ist Literat, er trägt den Zivilrock, aber er fühlt sich mehr als Offizier denn früher, da er es wirklich gewesen war. Seine letzte große Dichtung, die in Berlin mindestens vollendet wurde, bedeutet die Versöhnung des Genius mit seinem Volkstum, mit der Heimat, mit dem Staate und den Pflichten, die die Geschichte auferlegt.

In seiner wilden Hermannsschlacht hatte Kleist die Urkraft der alten germanischen Rasse gefeiert, gleichsam als ein Freischärler, der außerhalb der regulären Armee focht.

Das war die Poesie der Keule mit der Devise: schlagt ihn tot! Das war die Stimmung von 1809, als es überall in Europa gegen Napoleon zuerst aufzuckte. Aber Palafox, Andreas Hofer, Schill, Dörnberg und der Herzog von Braunschweig hatten der ersten Armee Europas nur einige Schlappen und Stiche beibringen können, und wenn auch in Österreich die Landmiliz gegründet worden war, der gute Kaiser Franz gab lieber seine Tochter dem Eroberer zur Frau, als daß er mit einem Volkskrieg, wie Kleist wollte, auch das Volk entfesselt hätte. Kleist wird in Österreich Erfahrungen gemacht haben, die seine großdeutsche Leidenschaft bald ernüchterte, und er wird schon im Gefühl des Gegensatzes wieder zum Preußen geworden sein. Seine ganze Persönlichkeit nimmt wieder die Wendung zum Norden mit seiner schlichteren, ärmeren Geschichte, die mehr Vertrauen gibt. Als er um diese Erfahrungen gereift ins Vaterland zurückkehrte, das sich aus der Not zu erheben begann, mußte er sich mit dem engeren Begriff des Staates auseinandersetzen, dem er durch Geburt und Erziehung angehörte, und er knüpfte mit neuer Liebe das vom Freiheitsdrang der Jugend zerrissene Band. Das Genie fühlte den Boden, der es erzeugt hatte, und es stellte sich der Zeit zur Verfügung, die alle Kräfte des Geistes und des Herzens verlangen durfte. Solche Gesinnung hat der Prinz von Homburg, nicht nur eine Ode auf die preußische Armee wie die des Ewald von Kleist, sondern auch ein Preis des Genius, der auf Traumbahnen wandelnd, allein seinem Stern gehorchend, für die Gesamtheit Siege erficht. Wilhelm Grimm, ein treuer und viel verständnisvollerer Bewunderer als Arnim und Fouqué, hat die Gesinnung der Dichtung, für die auch der unpreußische Heine schwärmte, mit den entscheidenden Worten ausgeschöpft: ich habe niemals die Macht des Gesetzes und die Anerkennung des Höheren,

vor dem auch das Gesetz zerfällt, schöner dargestellt gefunden. Kleist spricht jetzt von seinem reifsten Werk mit einer Bescheidenheit, die gar keinen Ton mehr hat von der überschwänglichen Ankündigung des Robert Guiscard, als er sich den Kranz der Unsterblichkeit zusammenpflücken wollte. Die früher herausgeforderte Nachwelt kümmert ihn wenig, ihm kommt es auf die augenblickliche Wirkung an, und ohne irgend einen Rangunterschied behaupten zu wollen, stellt er sich kameradschaftlich neben Achim von Arnim, der sich gleichfalls auf dem „dürren aber reizenden Felde" vaterländischer, brandenburgischer Dramatik versucht hat.

Dieses Drama, das wie eine holde Frucht mit dem starken Dufte letzter Reife aus dem märkischen Sande aufgeblüht ist, beginnt mit einem Traum von Liebe und Ehrgeiz und schließt mit einer Wirklichkeit, die den Traum wiederholt. Dazwischen spielt die kleine Reiterschlacht, die den Grund zu Preußens Größe legte, und die Verurteilung des Prinzen wegen eines Fehls gegen die Disziplin, der doch den Sieg herbeigeführt hat. Es ist das Wunderbare an diesem verführerisch liebenswürdigen Werk, daß die Wirklichkeit eines brandenburgischen Kriegslagers sich so schlicht geben und doch in einen Nimbus von zartester Poesie einhüllen kann. Der Kurfürst verurteilt den Prinzen nicht zum Scherz, aber selbst an das Gesetz gebunden darf er erst Gnade üben, wenn es sich durch alle Köpfe durchgearbeitet hat, so daß die Exekution überflüssig wird. Sobald der Prinz das Gesetz anerkennt, wird ihm seine Tat mit dem Lorbeerkranz zurückgegeben, aber die Quelle der Tat war nicht das Gesetz, sondern die Inspiration des Somnambulen. Kleist, der Zerstreute, was ja meistens tiefe, isolierende Sammlung bedeutet, sagt hier nicht zum ersten Male mit zuvorkommender Abwehr, daß die Träumer nicht krank sind, sondern nur tief in sich selbst, und aus ihren Träumen stehen die Taten

auf, die niemand vorschreiben oder verhindern kann. Der Prinz ist ganz Inspiration, unbedachte Empfindung, fesselose Gemütskraft; er lebt viel stärker, inniger, schneller, unberechenbarer als die anderen um sich Schauenden, ein Braver in der Schlacht, ein Feiger vor dem eigenen Grabe. Dieses Zusammenbrechen der ganzen Männlichkeit vor der Drohung des Todes ist eine der kühnsten und tiefsten Wahrheiten, die sich je ein Dichter gegen geheiligte Konventionen des Heldentums erlaubt hat, die allein genügte, um den Erfolg des erst von Tieck veröffentlichten Dramas bei den Zeitgenossen unmöglich zu machen. Eben diese seelische Niederlage, die man einem brandenburgischen Offizier nicht gestatten wollte, bedeutet den tiefen Grund des Stückes, auf den sein Held fallen muß, um wieder würdig aufstehen zu können. In die Reihe der auserwählten Helden, der geborenen Schlangentöter tritt ein Jüngling, der erst zum Mann und zum Helden wird. Hier ist, wie auch Hebbel meint, durch den Todesschauer erreicht, was sonst der Tod selbst in der Tragödie bezweckt. Der Prinz, der ganz von der Phantasie lebt, hat das Aufhören der individuellen Persönlichkeit durchlebt, darum kann seine Phantasie wieder frei werden und beflügelt auffahren zu dem wundervollen Monolog: Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein. Übrigens macht Egmont im Kerker, allerdings mehr lyrisch als dramatisch eine analoge Wandlung durch, und wenn er das poetische Unglück hätte, von Alba begnadigt zu werden, würde man dem Helden von Gravelingen dieselben unheroischen Bedenklichkeiten gegen das offene Grab nachtragen müssen.

Die Auseinandersetzung und Einigung von Staat und Individualität hat die reifste, sicherste Kunst ganz in Handlung umgeschaffen, ohne einen Rest von bloßer Gedanklichkeit zu dulden. Kleists Dialektik bohrt nicht mehr mit

der alten eigensinnigen Schärfe, sie schwebt auf Flügeln empor wie ein anmutiges Spiel, das auch den schwersten Ernst in seine Heiterkeit emporzieht. Es gibt kein historisches Drama von einem freieren und leichteren Gang, der sogar das Preußentum zum Märchen macht ohne irgend eine willkürliche Idealisierung; es hat allen Duft, der sich dem harten Holze dieses Stammes abgewinnen läßt, es nimmt die melancholische Romantik vorweg, die heute für uns nach wiederholter poetischer Verklärung unter den Kiefern der Mark wohnt. Der „arme Kauz aus Brandenburg" hat sie aus seinem Gemüt hervorgeholt, die arme, nüchterne Heimat, die bisher mit ihren literarischen Ansprüchen zum Spott geworden war. Kleists Werk ist eine spontane Liebeserklärung an das leidende aber nicht mehr hoffnungslose Vaterland von seinem freiesten, unbändigsten Sohne. Darin summt fröhliche Kampfstimmung, eine neue Lebensfreude, genährt von der Erinnerung alter, von der Hoffnung neuer Taten, da herrscht eine Liebenswürdigkeit und Vornehmheit der Umgangsformen, wie sie die männliche Kameradschaft auf Tod und Leben hervorbringt, das volle Behagen an den prächtigen Menschen, die einen kräftigen Hieb und ein kräftiges Wort zu führen wissen. Wie den Kottwitz und den Hohenzollern mag Kleist manche Freunde angesehen haben, mit denen er heute heimlich über den Krieg debattierte, mit denen er morgen im Sattel sitzen würde, frisch auf zum fröhlichen Jagen! Das Stück hat ein flottes Marschtempo, einen frohen, hellen Fanfarenklang, es ist eine Verklärung bescheiden tüchtigen Preußentums, das ohne Phrase zu fechten und zu sterben wußte, während es heute nach hohen Mustern ohne sie nicht mehr zu leben weiß.

Jeder neue Anlauf in Kleists Leben ist nach Überwindung der inneren Lähmungen durch ein äußeres Mißgeschick

gebrochen worden. Der Minister Altenstein wurde zur Verfügung gestellt, weil er die Finanzreform des von den Kriegskontributionen fast ruinierten Staates nicht durchsetzen konnte; seine mächtigste Beschützerin Königin Luise starb am 19. Juli 1810. Die Widmung des Prinzen von Homburg ging nun an ihre Schwägerin die Prinzessin Wilhelm von Preußen aus dem Hause Hessen-Homburg, ohne da viel Sympathie zu finden. Wie die Fähnriche und Leutnants zehn Jahre nach Kleists Tod über den fragwürdigen Helden die Nase rümpften, als Ludwig Robert, Rahels Bruder, das Schauspiel in einer abschwächenden aber nicht illoyalen Bearbeitung zur Aufführung brachte, so verhielten sich die Nachkommen des Geschlechtes durchaus ablehnend gegen ihren poetisierten Ahnherrn, dem der Dichter das historische Dutzend Kinder und seine Frau „die Dicke" genommen hatte, ohne daß ein richtiges Idealbild des Heroismus aus ihm wurde.

Unser dramatischster Dramatiker hat nie eins seiner Stücke mit eigenen Augen gesehen, und es ist das Merkwürdigste, daß wir von ihm nie wie von Richard Wagner den verzweifelten Schrei der Sehnsucht nach den ungeborenen Kindern vernehmen. Kleist hat das Theater seiner Zeit, von dem er einmal die Frauen mit ihrem verweichlichenden Einfluß ausschließen wollte, ehrlich verachtet; er brauchte es, um von ihm zu leben, aber nicht um von ihm zu lernen. Kleist hat nie zu einer bestimmten Bühne Beziehungen unterhalten, nie mit Schauspielern verkehrt außer mit der literarisch interessierten Henriette Hendel-Schütz, die ihm einmal Szenen der Penthesilea pantomimisch vortrug. Es ist eine merkwürdige Eigenheit der deutschen Dramatiker, daß sie aus dem Verkehr mit der Bühne nichts gewinnen, daß das Handwerk selten zunimmt, während der unbesorgte Schwung fast immer an selbstkritischen Bedenken erlahmt. Diese

Regel bestätigt Kleist auf der anderen Seite, ein Autodidakt der Bühnenkunst, der aber rein aus innerlicher dramatischer Anschauung sein eigener Meister wurde. Das wirkliche Theater, das ihm so viel verdankt, hat ihm nichts, gar nichts gegeben. Der Zerbrochene Krug war in Weimar so schändlich durchgefallen, daß keine andere Bühne eine Wiederaufnahme wagte. Die Penthesilea entzog sich der Darstellung durch ihre eigene exzentrische Rücksichtslosigkeit gegen das wirkliche Theater, die Hermannsschlacht durfte aus politischen Gründen nicht gegeben werden. Es scheint, daß Kleist selbst in dieser Periode der Fruchtbarkeit, immer voll von neuen Plänen, den verlorenen Kindern nicht lange nachtrauert. Als er nach Berlin zurückkehrte, verfügte er über neuen reichen Besitz; das Käthchen von Heilbronn war noch nicht gedruckt und der Prinz von Homburg reifte schnell zur Vollendung. Wir wissen nicht einmal, ob das patriotische Drama im Salon des Fürsten Radziwill wirklich aufgeführt worden ist, von dem es den Weg zum Nationaltheater finden sollte. Diese Kleists größte Hoffnung wurde zertrümmert, als der Direktor Iffland ihm kurz nach dem Tode der Königin das Manuskript des Käthchen zurückschickte, das er augenscheinlich nicht gelesen hatte. Allein das romantische Ritterschauspiel, mit dem er sich in Berlin legitimieren wollte, hat noch zu Kleists Lebzeiten eine kurze Bühnenlaufbahn gehabt. Durch Collins Bemühungen war es am Theater an der Wien angenommen und im März 1810 während der Vermählungsfeierlichkeiten Napoleons mit Luise drei Tage hintereinander nicht ohne Beifall gegeben worden. Als E. T. A. Hoffmann in Bamberg, den man sich als einen interessanten Reformregisseur vorstellen darf, seinem geliebten Käthchen kurz vor des Dichters Tode eine schöne dekorative Ausstattung gab, mußte er schon in seinem damaligen Direktor

Franz von Holbein den rohen Stiefvater anklagen, der das Kleiſtſche Kind nach einer banalen Zurichtung förmlich adoptierte. Es hat noch über ſechzig Jahre gedauert, bis Kleiſt, hauptſächlich durch die Bemühungen der Meininger, ſein Eigentum aus den Händen des rückſichtsloſen und untreuen Verwalters wieder zurückerhielt.

Vergebens berief ſich Kleiſt auf die Feuerprobe, die ſein Käthchen in Wien beſtanden hatte. Die Iffländſche Nüchternheit wehrte ſich gegen jede Romantik, wenn es ſich nicht um den in Weimar ſanktionierten Zacharias Werner handelte. Adam Müller war ihm als Dichter und Schauſpieler im Phoebus zu Leibe gegangen, und Achim von Arnim hatte den angeſehenen von Hardenberg wie vom Könige gleich begünſtigten Direktor in den Heidelberger Jahrbüchern arg zerzauſt. Iffland hatte noch andere Gründe zu perſönlicher Ranküne. Während das Bürgertum, durch die immer zuſtimmende Kritik der Voſſiſchen und Spenerſchen Zeitung vertreten, an der Nationalbühne mit großer Genugtuung ſeine eigene Geſinnung zwiſchen Häuslichkeit und Aufgeklärtheit wiederfand, ſtanden die von ihm dramatiſch meiſt mißhandelten Offiziere gegen ſein Theater in einer Oppoſition, die ſich nur privilegierte Kreiſe erlauben durften. Es kam zu Theaterſkandalen, die gewiß nicht nur aus der literariſchen Tendenz der vom Adel unterſtützten märkiſchen Romantik hervorgingen, ſondern auch aus einer junkerlichen Überheblichkeit, die nach milden Reprimanden des Pardons immer gewiß war. Der Offiziersſtand hatte nach Jena und den Kapitulationen noch keinen Anſpruch auf Popularität, der immer nur nach glücklichen oder mindeſtens ehrenvollen Kriegen bewilligt wird. Iffland lehnte mit Kleiſt die ganze Gruppe ab, die man nicht im Gegenſatz zu ihm als die der Patrioten bezeichnen darf; denn in dieſer Hinſicht hatte auch er ſich während der Okkupation bewährt. Kleiſt ant-

wortete mit einer unerhörten Invektive gegen sein Privatleben, wie sie seine maßlose Gehässigkeit auch gegen den Theaterdirektor Goethe geschleudert hatte, und so war ihm jede Möglichkeit abgeschnitten, vor der wiedererwachenden Nation auf der bedeutendsten Bühne als ihr Dichter, ihr Tröster und Führer aufzutreten.

Die beiden letzten Berliner Jahre vor dem Selbstmord hat man früher unter dem Gesichtspunkt eines fortwährenden Niederganges betrachtet, bis neuere Forschungen festgestellt haben, daß sie zu den reifsten, von zähester männlicher Anstrengung erfüllten seines Lebens gehören. Kleist hat in diesen achtzehn Monaten den Prinzen von Homburg vollendet und überarbeitet, er überwacht die Drucklegung des Zerbrochenen Kruges und des Käthchen, gibt seine Erzählungen in zwei Bänden heraus, von denen der zweite ganz neu entstand, und schließlich liefert er noch das fertige Manuskript eines großen Romans an den Berliner Buchhändler Reimer, der sich seiner nach des mächtigen Cotta Abfall mit gutem Willen und schwachen Mitteln annahm. Der Roman ist in der Buchhandlung verloren gegangen, wahrscheinlich zu Makulatur geworden, einer der schwersten Verluste unserer Literatur. Vor allem hat man die Bedeutung der „Abendblätter" unterschätzt, die Kleist im Bunde mit Adam Müller, aber allein unter seiner Verantwortlichkeit vom Oktober 1810 an herausgab. Nach einer starken und auch tieferen Wirkung sind sie merkwürdig schnell aus der Erinnerung der Zeit verschwunden, und es hat einer förmlichen Wiederentdeckung bedurft, um ihnen den gebührenden Rang in der Geschichte des geistigen Berlin und namentlich seiner Presse zurückzugeben. Das kleine Quartformat und die äußere Unscheinbarkeit haben die Abendblätter mit den alten privilegierten Zeitungen, der Vossischen und Spenerschen,

gemeinsam, die nur dreimal in der Woche erschienen. Sie kündigten schon durch sechsmaliges Erscheinen einen Fortschritt an und bedrohten die in enger Bürgerlichkeit befangenen Blätter durch die Konkurrenz einer energischeren Kritik des öffentlichen Lebens. Sie reizten durch einen stärkeren politischen Nerv und drückten auf die öffentliche Meinung, die sonst nur friedsam beschwichtigt wurde, mit einer anderen polemischen Gewalt, wie sie nur von einer wirklich leitenden Persönlichkeit ausgehen kann. Die ästhetischen Ambitionen des eleganten und reich ausgestatteten Phoebus hatte Kleist als Redakteur aufgegeben, der hier vielmehr die Germania fortsetzte, allerdings mit der Vorsicht, die ihm die Zensur der Friedenszeit und die Aufsicht der französischen Diplomatie über ein ins Vasallentum heruntergedrücktes Land gebot. Aber in unfreien Zeiten nimmt die Feinhörigkeit der Lesenden außerordentlich zu, und wir wissen jetzt, daß schon der Sinn von Kleists Aufruf an die Herzen, in die schwere dunkle Sprache eines „Gebet des Zoroaster" eingehüllt, in seiner wirklichen Bedeutung erkannt wurde.

Kleist wandte sich nicht mehr an das literarische Publikum, sondern an das Volk, an sein Gewissen, an seine Scham, an seine Männlichkeit, die sich mit der ganzen Erbärmlichkeit der Zeit durchdringen sollte, um sich innerlich gegen sie zu rüsten, bis der Moment der Tat kam. Hinter Kleist und Adam Müller stand die mit dem Adel stark durchsetzte Gruppe der märkischen Romantiker und Patrioten, eine religiös gestimmte Partei, die Bestrebungen der Gerlach, der Stahl vorwegnimmt und ohne Gewaltsamkeit als Vorläuferin der Konservativen Partei bezeichnet werden kann, wenn man von dieser späteren Bildung die ihr fremden literarischen Interessen abzieht. Kleist stand diesem Kreise aus persönlichen und gesellschaftlichen Gründen

nahe, er wurde in die christlich-deutsche Tischgesellschaft aufgenommen, zu deren Gründung seine Freunde Arnim und Müller gegen Ende des Jahres 1810 aufriefen. Eine rein politische Vereinigung wäre in jener Zeit wie noch viel später unmöglich gewesen, es handelte sich um eine Gemeinschaft der Sympathien, um einen geselligen Zusammenschluß zueinander strebender Elemente aus dem Adel, dem Offiziersstand, von Künstlern, Gelehrten, Schriftstellern, Beamten, die wie Stägemann, Hardenbergs Vertrauensmann im Finanz- und Bankwesen, durchaus keiner feudalen Tendenz zu huldigen brauchten. Eine offene Kriegserklärung erging nur gegen die Philister und gegen die Juden, die getauft oder ungetauft draußen bleiben sollten. Trotz diesem Statut verkehrte Kleist bei seiner alten Freundin Rahel weiter, wie auch andere Mitglieder der Tischgesellschaft in die jüdischen Salons gingen, wenn sie sich gut unterhalten wollten.

Wir können überhaupt Kleist mit dieser Partei, wenn es eine war, nicht identifizieren. Seine großartige Unbefangenheit und Vorurteilslosigkeit ließ solche Dienstbarkeit nicht zu, und trotz allem Zureden eines verdienstvollen Forschers wird uns aus seinen Abendblättern nicht klar, daß er eine bestimmte Parteipolitik statt einer allgemeinen patriotischen führen wollte. Ihm kam es auf die Erweckung der Gemüter, auf die Hebung der sittlichen Kräfte an. Die romantische Religiosität, die so merkwürdig die Starrheit und Nüchternheit des preußischen Junkertums durchsetzt, lag ihm durch Blutsverwandtschaft näher als der abgelebte Berliner Rationalismus, aber trotz allen mystischen Neigungen war Kleist kein Christ in ihrem Sinn, und kein Gedanke von ihm, keine seiner Handlungen leitet uns zu der Vermutung, daß er sich dieser ersten Bildung einer „kleinen aber mächtigen Partei" zur Verfügung gestellt habe, um die stän-

dische Gliederung des Feudal- oder Patrimonialstaates mit den Privilegien des Adels gegen die Stein-Hardenbergschen Reformen zu verteidigen. Kleist war weder Politiker noch Nationalökonom; dem Bewunderer Steins, dem Freunde Altensteins, der in Königsberg bei dem Kriegsrat Scheffner, im Kreise von Kantianern und Adam Smith-Jüngern verkehrt hatte, mögen liberale Theorien noch am geläufigsten gewesen sein, aber der Dichter und Künstler, der in seinem gefühlsmäßig metaphysischen Bewußtsein überhaupt keine beengenden Theorien mehr ertrug, hatte nach den Tagen des autodidaktischen Dilettantismus jede Anhänglichkeit an irgend ein System abgeschüttelt. Wie seine Dichtung starr persönlich außerhalb aller literarischen Gemeinschaft steht, um weder zu einer romantischen Andacht in der verlorenen Waldkapelle noch zu einer menschlichen Verbrüderung im Tempel der Vernunft aufzurufen, so lebt er für sich von der eigensten Erfahrung, um ein Goethesches Wort zu gebrauchen, eine empirisch-pathologische Natur, die sich immer nur mit dem besonderen Fall und mit dem besonderen Manne auseinander setzt. Alles was Kleist angreift, wird höchst persönliche Angelegenheit, und seine Kämpfe, die eines Automanen verschärfen oder verschlimmern sich immer zu Duellen.

Es war Adam Müller, der in der Redaktion von Kleist unabhängig und zugleich unverantwortlich die Abendblätter zum Organ der Fronde gegen die Hardenbergschen Reformen machte, der damit das Unternehmen seines Freundes ruinierte, ihm die Existenz entzog, während er selbst heil ausging. Varnhagen nennt Adam Müller Kleists bösen Geist mit dem richtigen Instinkt des Menschenkenners, der die richtigen Gründe gar nicht braucht. Kleist vertraute Müller unbedenklich, wie immer der reine Künstler, der Fanatiker seiner Sache, dem geistreichen anschmiegenden

Enthusiasten vertraut, der ihm zuerst das Rätsel seines Wesens nennt, der empfangend und zustimmend ihm die Zukunft und Nachwelt vertritt. Der wandernde Literatur- und Staatsphilosoph, romantischer Sophist und Vorläufer der Restauration wie Gentz und Friedrich Schlegel, war nach Berlin gekommen, um sich irgendwie unterzubringen. Die Aussichten auf eine Anstellung an der neuen Universität Berlin zerschlugen sich dem ultramontanen Proselyten, der die alten geistlichen Universitäten Paris, Prag, Bologna als Muster wissenschaftlicher Pflegstätten empfohlen hatte. Wie sein Meister Gentz, der höchst bezahlte Publizist der Zeit, in Österreich verwöhnt, von England wegen seiner franzosenfeindlichen Propaganda reich dotiert, übte auch Adam Müller die Kunst, sich anzubieten, sich zu entziehen, sich halb zu verpflichten und sich immer mit einer gewissen Zweideutigkeit feil zu halten. Von der preußischen Regierung hatte er so viel Versprechungen erhalten, daß sie ihm ein stattliches Wartegeld bewilligte, und wie die Akten ergeben, hat er es noch nach dem Eingehen der Abendblätter empfangen. Ursprünglich sollte Adam Müller selbst eine Zeitschrift herausgeben im offiziellen Auftrag und mit der Bestimmung, dem Publikum die Bedeutung des Stein-Hardenbergschen Reformwerks klar zu machen. Es ist sehr merkwürdig, daß zur Erläuterung und Verteidigung dieser liberalen Gesetzgebung ein Publizist ausersehen wurde, der in seiner Hauptschrift den „Elementen der Staatskunst" für die bedrohten geistlichen und feudalen Mächte eingetreten war. Man mußte sich also versichert haben, daß Adam Müller bereit war, von seiner reaktionären Gesinnung zugunsten einer Reform abzulassen, die er als demokratischen Ausfluß des revolutionären Geistes verdammt hatte. Da aus diesem offiziellen, von Hardenberg selbst projektirten Blatt nichts wurde, so beteiligte

sich Adam Müller an Kleists Unternehmen, um gegen die Regierung die Fronde der romantischen Gruppe zu führen, die die Unterdrückung der Abendblätter veranlaßte. Natürlich ist Adam Müller nicht vom Staatskanzler angestellt worden, um das junge und bald einflußreiche Organ zu ruinieren; das wäre ein zu verzwickter Umweg gewesen, und der allmächtige Staatsmann, dem sich der König ganz übergeben hatte, bedurfte keiner so macchiavellistischen Mittel. Immerhin bleibt die merkwürdige Tatsache, daß man Kleist schlicht und schroff zugrunde gehen ließ, während von der Regierung eine Verpflichtung gegen Müller anerkannt wurde. Trotz aller Opposition muß er sich also gewisse Reserven offizieller Gunst gesichert haben.

Die Abendblätter machten sofort nach ihrem Erscheinen Sensation, sie gefielen dem Publikum mit ihrem reichen Inhalt, der alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens, Politik, Kunst, Wissenschaft, Literatur, Theater umfaßte; sie boten dem Neuigkeitsbedürfnis besonderen Reiz durch die Mitteilung offizieller Verordnungen, die der Polizeipräsident Gruner, zugleich Zensor für innere Angelegenheiten, lieferte. Der starke Absatz, der sich weit über Berlin hinaus verbreitete, bedrohte den Besitzstand der beiden alten Zeitungen, und Kleists überaus gewandte, frische Redaktionsführung, die sich zwischen den auf die einzelnen Ressorts verteilten Zensurgewalten listig zu winden wußte, lohnte sich für ihn sogar durch einen materiellen Erfolg. Arnim, Fouqué, Brentano, Wilhelm Grimm, Graf Loeben und Andere unterstützten mit ihren Beiträgen den Freund, der sich der journalistischen Kleinarbeit nicht nur mit erstaunlicher Arbeitskraft gewachsen zeigte, sondern daneben auch noch seine dichterischen Pläne weiter betrieb. Von den schon genannten, teils geretteten, teils verlorenen Werken abgesehen soll Kleist noch den Entwurf einer Tragödie

„Die Zerstörung Jerusalems" gefördert haben, die ihrem Stoffe nach ganz bestimmt auf innere Beziehungen zur Zeitgeschichte dringen mußte. „Kleist gibt mit ungemeinem Glück Berlinische Abendblätter heraus, hat schon viel Geld verdient, fängt aber schon wieder an, sein sehr großes Publikum zum Bizarren und Ungeheuren umbilden zu wollen, was schwerlich gelingen wird." So berichtet Müller an Rühle von Lilienstern über die Abendblätter, deren Umsatz schon im Dezember 1810 zurückzuweichen begann. Nun läßt sich an Kleists Redaktionsführung, die das Bedürfnis der Unterhaltung durchaus anerkennt, die auch Belehrung im leichten Ton gibt und namentlich den Theaterartikel durch eine in Berlin noch ganz unbekannte Stärke der Kritik würzt, nichts Bizarres oder Ungeheures entdecken. Ein Publikum, das das Gebet des Zoroaster richtig verstanden hatte, ließ sich gewiß ebenso wenig durch die mystischen dem Geschmack der Zeit durchaus vertrauten Neigungen schrecken, mit denen seine letzte Erzählungskunst in den Abendblättern erscheint. Andrerseits tritt er mit einem so derben, plastischen oder witzigen Vortrag auf, mit einem so reichen Bestand an Miszellen und Anekdoten, daß die vielseitige, abwechselungsreiche Mischung im ganzen den Berlinern nicht zuwider sein konnte.

Die Ungeduld und Verstimmung des Publikums wird vielmehr der überaus langatmigen Polemik gegolten haben, die Adam Müller unter einer Spitzmarke, wie es im heutigen Zeitungsdeutsch heißt, gegen die Regierung führte. Direkt griff Müller den Königsberger Kantianer Christian Jakob Kraus an, dessen hinterlassene Werke an Schön und Auerswald pietätvolle Herausgeber gefunden hatten. Über ihn hinaus zielte Müller auf den mächtigeren Adam Smith, dessen Theorien in Kraus' Vermittlung dem preußischen Reformwerk zugrunde lagen. Es handelte sich kurz gesagt um den

reaktionären Widerstand der agrarischen und feudalen Elemente, der nach Müller eigentlich produktiven Stände gegen Smith's Lehre von der notwendigen Ausbildung des Kapitalismus. Rein theoretisch kommt es darauf hinaus, daß der romantische Staatsphilosoph jenes oberste vom Vater der klassischen Nationalökonomie unwiderleglich eingesetzte Prinzip nicht verstand, daß der Tauschwert und der Gebrauchswert eines Produktes ganz verschiedene Kategorien bedeuten. Doch es handelte sich um eine politische durchaus aktuelle Polemik, der die wissenschaftliche Debatte nur als Hülle diente. Hardenberg erkannte den Angriff auf die liberalen Ideen der Reform, er ließ in denselben Abendblättern eine Antikritik erscheinen, die wieder eine Entgegnung hervorbrachte, und so ergab sich durch diesen unendlichen Disput nur der doppelte Schaden, daß die Regierung verstimmt und das Publikum abgeschreckt wurde.

Es erübrigt sich, allen Verhandlungen zu folgen, die zwischen Kleist und Hardenberg oder seinen Beauftragten spielten; sie komplizieren sich dadurch, daß der Herausgeber mit verschiedenen Ministerien, auch mit dem empfindlichsten des Auswärtigen zu tun hatte, daß die einzelnen Zensoren sich in ihren getrennten Kompetenzen gegenseitig widersprachen, und methodisch oder nicht, trotz allen Verweisungen von einem zum andern, gemeinsam an der Vernichtung des Blattes arbeiten konnten. Der politische Artikel wurde allmählich unterdrückt, wenn die Regierung nicht den Raum zu füllen für gut fand, wodurch das Publikum um das ungewohnte Vergnügen einer richtigen Opposition kam. Der Theaterartikel erlag ebenfalls einem Verbot, da man Iffland vor Kleists Angriffen schützen zu müssen glaubte, die er nach einigen vorsichtigen Plänkeleien immer entschiedener gegen das bisher unangefochtene Ansehen des Theaterpapstes geführt hatte. In politisch unfreien Zeiten,

nachdem die theologischen Disputationen sich erschöpft haben, hat das Theater immer als das zugänglichste der Leidenschaft der Masse allein ausgelieferte Institut die beliebteste und umdrängteste Plattform der öffentlichen Debatte geliefert. Noch härter als die Verbote traf Kleist die Entziehung der öffentlichen Bekanntmachungen, die ihm der Polizeipräsident Gruner geliefert hatte. Kleist wurde an Händen und Füßen geschnürt; außerdem traf diese Vergewaltigung auch seine persönliche Ehre. Die Verhandlungen sind zum großen Teil mündlich geführt worden; wir wissen nicht, ob man ihn getäuscht hat, oder ob er sich von der eigenen die schwersten Bedenken fortschwemmenden Hoffnungsseligkeit täuschen ließ. Kleist steht gegen die Regierung auf dem Standpunkt, daß er ein Geldangebot, mit dem sie ihn kaufen wollte, ausgeschlagen und dafür das Versprechen der weiteren Lieferung von Nachrichten empfangen hat. Als er sich am 1. Januar 1811 von seinem Verleger Hitzig trennte, der ihm hinterher mit Beschuldigungen in den Rücken fiel, berief er sich auf diese bedeutsame Konzession, die allein den Inhaber des Kunst- und Industriekontors, zugleich Herausgeber des „Freimütigen" Kuhn in das Sozietätsverhältnis gelockt habe. Wenn die Regierung ihn dementierte, stand er als Betrüger da. Diese Bedrohung seiner persönlichen Ehre macht es begreiflich, daß er Hardenbergs Unterhändler, den damaligen Regierungsrat, späteren Professor Friedrich von Raumer forderte, ein Konflikt, der durch eine gegenseitige Erklärung beigelegt wurde. Mit zähester Anstrengung führte Kleist das begonnene Quartal der Abendblätter zu Ende, um seine Verpflichtungen gegen die Abnehmer loyal zu erfüllen. Im letzten Blatte drohte er der Regierung mit einer Veröffentlichung des ganzen Handels in einer auswärtigen Zeitung, von der er aber Abstand genommen hat.

Für seine ruinierte Existenz fordert Kleist nun eine Entschädigung, einmal die Redaktion des Kurmärkischen Amtsblattes, dann ein Wartegeld bis zu einer Anstellung im Zivildienst, und schließlich betreibt er seinen Wiedereintritt in die Armee. Kleist unterhielt enge Beziehungen zur Kriegspartei, er las dem verehrten Gneisenau patriotische Aufsätze vor, die sich zweifellos auf den nahe geglaubten Ausbruch des Krieges mit Napoleon richteten. Sein Gesuch an den König wurde von diesem in einer Kabinettsordre sehr gnädig beantwortet. Kleist hatte seinen Degen offen für den bevorstehenden Feldzug angeboten, eine Voraussetzung, auf die Friedrich Wilhelm in keinem Falle eingehen konnte, aber der Petent wurde zur Anstellung notiert. Es war die einflußreiche Empfehlung Marie von Kleists, die für den Verwandten enthusiastisch bürgend den König so günstig gestimmt hatte. „Ich lege den Brief eines meiner alten vieljährigen Freunde zu meines Königs Füßen und behaupte dreist, daß es kein biederer ächterer preußischer Unterthan gibt als dieser Freund . . . Mein König lasse ihn an seiner Seite fechten, er beschirme meines Monarchen Leben. Nicht das Tracktament der Adjutanten fordere ich für ihn. Er verlangt nur die Sage des letzten Lieutenants eines Regiments, gern diente er ganz umsonst, wenn er die mindeste Ressource hätte. Sein ganzer, sein einziger Wunsch ist, für seinen König zu sterben . . . Mein König vergesse nicht, daß ein Dichter seines Namens unter die ersten Helden des Vaterlandes gehört, ein Mann auch, aus unsäglichen Sonderbarkeiten zusammengesetzt, aber brav und treu — in H. K. soll dieser Held wieder aufleben." Auch in der eigenhändigen Antwort an die Fürsprecherin verwahrt sich der König gegen die Voraussetzung eines baldigen Krieges, aber er bestätigt noch einmal ausdrücklich, daß er dem Herrn von Kleist, der sich als Schriftsteller bekannt gemacht, für

den Fall eines vaterländischen Kampfes Hoffnungen gegeben habe. Die Schriftstellerei ist nun kein Vorwurf mehr, sondern sie charakterisiert einen Mann, der sich abseits der vorgeschriebenen Laufbahn durch sie einen Namen erworben hat. Wenn auch dem König jedes Organ fehlte, um Kleists literarische Verdienste zu schätzen, seine Pietät für die verstorbene Königin wird ihm wahrscheinlich den Dichter sanktioniert haben, der ihr an dem letzten Geburtstage vor dem versammelten Hofe das Sonett überreichen durfte. Wie immer flogen Kleists Hoffnungen weit über das Gesagte und Gebotene hinaus; er sah sich schon als Offizier, in des Königs nächste Umgebung gezogen, und er richtete an Hardenberg ein Gesuch um die Gewährung einer kleinen Beihülfe zu seiner Equipierung. Der Staatskanzler hatte es mit dieser Eingabe nicht eilig; sie wurde elf Tage nach Kleists Tode von ihm mit der Bemerkung versehen: Zu den Akten, da der p. v. Kleist nicht mehr lebt.

Da Hardenberg schwieg, machte Kleist sich nach Frankfurt auf, um die vielgeprüften Seinigen um diese Unterstützung anzugehen, deren Zweck sie billigen mußten. Wie er von den Geschwistern am 11. Oktober empfangen und behandelt wurde „als ein ganz nichtsnutziges Mitglied der menschlichen Gesellschaft", hat er Marie vier Wochen später schamvoll eingestanden. An dem Offizierspatent konnte ihm überdies nichts mehr liegen, da der König, statt gegen Napoleon zu rüsten, ihm das Hilfskorps für den russischen Feldzug zur Verfügung stellen mußte. Zum zweiten Male wurde Kleists persönliches Schicksal durch die allgemeine europäische Politik verhängnisvoll getroffen. Die Franzosen hatten ihn aus der Schweiz getrieben, in ein Gefängnis verschleppt, aus Dresden verjagt; ihnen dienen, oder ihrem Vasallen dienen konnte er nicht. Die in Frankfurt erlittene Demütigung hat seine Empfindlichkeit tötlich ge-

troffen. Die am treueſten zu ihm halten mußten, wußten nichts von ſeinen Kämpfen, von ſeinen ehrenvollen Bemühungen, die den Namen des alten Geſchlechts verherrlichen ſollten; ſie ſchämten ſich ſeiner, wie er ſich ſeiner Zeit ſchämte, der von den Regierenden der Verrat am Vaterlande zur Pflicht gemacht wurde. Sie brauchte weder ſeinen Degen noch ſeine Feder.

Auch nach dem Ruin der Abendblätter ließ ſich Kleiſt noch nicht fallen, der ſchon wehrloſer vor dem Nichts geſtanden hatte. Seine literariſchen Pläne und Arbeiten gingen fort, vielleicht auch journaliſtiſche, die ſich heute nicht mehr feſtſtellen laſſen. Der Zerbrochene Krug wurde von Reimer herausgegeben, ebenſo der zweite Band der Erzählungen, während der Prinz von Homburg und der verlorene Roman zur Druckfertigkeit verbreitet wurden. Auch andre noch ungeſtalte Pläne gingen durch ſeine Seele wie Lockungen innerer Stimmen, die den unerbittlich erprobten Kämpfer an Unterdrücktes, Unbeſchwichtigtes in ſeiner Tiefe mahnten. Die merkwürdigen Briefe vom Auguſt, die an Henriette Hendel-Schütz gerichtet ſein könnten, kommen wie aus einer Windſtille zwiſchen den Stürmen, einſame Bekenntniſſe eines müden ſchlafloſen Schiffers, der ſich nachts über Bord beugt, um das Meeresleuchten zu ſehen und den Stimmen der Sirenen zu lauſchen. Dieſe milden Ergüſſe brauchen weiter keine Umſchreibung. Es iſt die Sehnſucht des zerriebenen, in ödeſte Verwicklungen verſtrickten Mannes nach der Unſchuld der Jugend und der Kunſt, die ſanfte Begierde, ins tiefſte Herz hinabzutauchen und die ungehobenen Wunder des reinen Spieltriebs der Phantaſie zur eigenſten Befriedigung ans Licht zu bringen. Das ſind die Träumereien eines Vereinſamten, und dieſe Anwandlungen der Weichheit ſchmiegen ſich an die Empfänglichkeit von Frauengemütern. Kleiſts nächſte Freunde hatten Berlin verlaſſen;

Adam Müller war nach Wien gegangen, Achim von Arnim mit seiner Bettina vergrub sich in sein junges Eheglück, Fouqué rief Kleist vergeblich nach seinem Gute Nennhausen, und ein Brief des kräftigen zuverlässigen Dahlmann, der ihn nach Kiel ziehen sollte, hat den lebenden Kleist nicht mehr erreicht. Kleist verkehrt in den letzten Monaten mit der Rahel, mit der Vogel, mit Elisabeth Stägemann, der sein letzter Besuch kurz vor dem Tode galt.

Marie von Kleist, seine einflußreichste Freundin, gegen die er sich am verantwortlichsten fühlte, hatte Berlin oder Potsdam zwischen Mai und Juni verlassen. Während sie die Ehescheidung von ihrem Manne betrieb, mit der ihr Verhältnis zu Kleist nichts zu tun hat, lebte sie meistens kränkelnd auf den Gütern von Freunden. Kleist war gegen sie verstummt, als sein ziemlich junger Verkehr mit der Vogel zu dem ekstatischen Kultus des gemeinsamen Todesgedankens führte. Mit wie treffender Ahnung die im Augenblick zurückgesetzte Vertraute Kleists Lage beurteilte, zeigen die Befürchtungen, die sie ihrem Sohne in einem bangen Schreiben mitteilt, und die sie als Mutter gegen einen Unmündigen nur mit Zurückhaltung äußern darf. Seine Lage könnte so traurig sein, daß er nicht mehr davon sprechen will. Sie verfügt über eine Unterstützung, zu der sich Ulrike trotz ihrer Abweisung in Frankfurt entschlossen hat, und sie beauftragt ihren Sohn, den Aufenthalt des Freundes festzustellen. Vielleicht ist er in seiner Verzweiflung ohne Geld und zu Fuß nach Wien gelaufen. Diese bestimmte Besorgnis muß in irgend einer Äußerung von Kleist ihren Grund gehabt haben. Marie wußte ihn in einer Notlage wie frühere ähnlich schwere, die mit einer Krankheit, einem Zusammenbruch oder mit einem halb bewußtlos ausgeführten Abenteuer zu enden pflegten. Sie ahnte die Katastrophe, bevor die Abschiedsbriefe des Freundes sie erreichten, die sie schon aus einer andern Welt grüßten.

Kleist hatte das Ehepaar Vogel durch Adam Müller kennen gelernt; der Rendant Louis Vogel gehörte zu der christlich-deutschen Tischgesellschaft, jedenfalls eines ihrer bescheidensten Mitglieder unter so vielen Leuten von Rang und Namen. Adolfine Henriette Vogel war nach übereinstimmenden und wahrscheinlichen Zeugnissen, zu denen Maries eifersüchtige Empörung gegen den „lebendigen Teufel" nicht rechnen kann, die musterhafte Hausfrau eines duldsamen Gatten und liebevolle Mutter eines einzigen Kindes. Sie litt, wie auch die Sektion ergab, an einer vorgeschrittenen Krebskrankheit, die ihr ein qualvolles häßliches Ende bestimmte. Henriette war weder jung noch hübsch, ihr Gesicht soll durch die Blattern entstellt gewesen sein; ihre und Kleists Freunde betrachten in vollständiger Einigkeit das Verhältnis als ein durchaus unsinnliches und Adam Müller wagt durchaus kein Paradox, wenn er es kalt nennt. Pfuel in seinem Ärger über des Freundes Todesgefährtin setzt sie „als eine dumme Zufälligkeit" neben Kleists Schicksal, und auch diese Übertreibung hat noch eine gewisse Berechtigung, weil es ebenso gut eine Andere oder ein Anderer hätte sein können.

Warum hat Kleist sich erschossen, und noch dazu mit der Vogel, die sein Leben erst vor kurzem gestreift hatte? Man ist davon abgekommen, daß es aus der gemeinen Not geschah, die ein paar Taler zur rechten Zeit beseitigt hätten. Bei seinen Beziehungen zu dem Buchhändler Reimer, nach dem mehrfach bestätigten Erfolg seiner Erzählungen war Kleist immer noch imstande, sein Leben zu fristen. Außerdem hat er gegen die bloße Existenzfrage immer eine großartige Sorglosigkeit bewiesen. Andere lassen ihn in einer Art von Ehrenhandel umkommen. Der Rendant Vogel, in mißverständlicher Auffassung ihrer Beziehungen, wollte ihm die Frau abtreten, die Kleist als Geschiedene

nicht heiraten konnte, wenn er auf die Erneuerung seines Offizierspatents rechnete. Was nach dem Bündnis Preußens mit Napoleon gewiß nicht mehr der Fall war. Dieses angebliche Liebesverhältnis wird noch kompliziert durch das ältere zu seiner Cousine Marie, so daß er mit seinen Verpflichtungen zwischen zwei Frauen gestanden hätte. Aber diese Vermutung wird durch seine Abschiedsbriefe durchaus widerlegt. Gewiß hat Marie ihn geliebt mit einer Leidenschaft, die über mütterliche Teilnahme weit hinaus ging, aber die fünfzigjährige von einer unglücklichen Ehe aufgeriebene Frau hat auf seinen Besitz so wenig wie die Vogel Anspruch erhoben. Ihre gesamten Lebensverhältnisse machten überdies die Verbindung mit einem existenzlosen Schriftsteller zur Unmöglichkeit. Die positiven Gründe zu seinem tragischen Entschluß hat Kleist selbst in dem Briefe vom 10. November zusammengelegt. Es war vor allem die Demütigung jener Frankfurter Szene, die ihm nicht nur die von der Zukunft gehofften Freuden geraubt, sondern auch die Vergangenheit vergiftet habe. Diese Worte wiegen sehr schwer als das schamvolle Bekenntnis eines Mannes, der von sich sagt, daß er von früher Jugend an mit der Schönheit und Sittlichkeit verkehrt habe. Die Beschämung verschärft sich um die Empfindung des Ekels gegen seine Zeit, die ihr Gewissen und das ihres Dichters an ihre Feigheit verraten hat. Rechnet man hierzu alle Enttäuschungen und Niederlagen des Ehrgeizes, den Widerstand gegen seine Künstlerschaft, die unvernarbte tiefe Wunde, die ihm Goethe geschlagen hat, so sind alle Bedingungen einer gefährlichen Krisis beisammen. Hätte sie wie frühere in einer Krankheit geendet, so wäre Kleist für neue Mühen aufgespart worden, nicht für ein Glück oder Wohlsein, dessen diese tragische, metaphysische Natur nicht fähig war. Es ist eine komische Voraussetzuug der des Schulgebrauchs

würdigen Literaturgeschichten, daß der Patriot und Dichter nur den glücklichen Ausgang der Freiheitskriege und den damit verbundenen persönlichen Erfolg hätte abwarten müssen, um mit sich und seiner Zeit recht zufrieden zu werden. Er wußte besser, daß sein Schicksal nur sein Gemüt war.

Man kann es eine dumme Zufälligkeit oder ein fatales Verhängnis nennen, daß diese Krisis anders als die vorhergehenden endete in einer Ekstase, die ihn von der Erde fortführte. Kleist hat immer mit dem Todesgedanken gebuhlt, und Adam Müller spricht mit seinen eigenen Worten, wenn er im Nekrolog von ihm sagt, daß er ihn als eine Würze des geschmacklosen Lebens gehegt habe. Wir denken an das Taedium vitae der Wertherzeit, an die „wunderliche so natürliche als unnatürliche Krankheit", die Goethe erlitten und überwunden hat. Aber diese Krankheit aus Furcht, Neugierde, Wollust, Sensation bedeutet ein Jugendleiden, und wenn sie die gesamte pessimistische Literatur und Philosophie nährt, so ist es die Verdünnung zu einem chronischen Leiden, das wohl poetische, aber keine praktischen Folgen hat. Der Pessimismus kann mit einem zähen Selbsterhaltungstrieb zusammen gehen, er kann ihn sogar erhalten. Wenn der Wille zum Leben theoretisch negiert ist, kann man ihn als etwas Unterworfenes, unter die Persönlichkeit Gebrachtes erst recht bestehen lassen. Bei Kleist ist der Todesgedanke wirklich der Refrain des Lebens geblieben, auch in den Jahren erprobter Männlichkeit. „Denn ich verachte alsdann entweder meine Seele oder die Erde, und trenne sie", so schreibt er aus Paris, und vor dieser Entscheidung hat er öfter gestanden. Sterben gilt ihm wie aus einem Zimmer in ein anderes gehen. Was wissen andere Weltteile von unserem kleinen Ruhm, was wissen Sonne, Milchstraße und Nebelflecke von unserer kleinen Existenz?

Diese Erde ist für ihn nicht das letzte, nur ein Stern, den er in seinen Wünschen schon so oft mit einem andern vertauscht hat.

Kleists metaphysische Anschauung ist ein Erlebnis, seine über das Irdische hinaus gespannte Seele gibt ihm alle Welten zur Heimat. Es hat ihn immer hinaus gelockt auf die große Entdeckungsfahrt. Wir brauchen nicht alle Legenden zu glauben, aber wir wissen von ihm selbst, daß er Männern und Frauen ein gemeinsames Sterben angeboten hat, und um eine technische Wendung der Psychiatrie zu brauchen, diese Aufforderung tritt bei ihm immer mit einer sexuellen Lustbetonung auf. An Henriette Vogel fand er die so oft gesuchte Begleiterin. Diese jedenfalls unsinnliche und hysterische Frau, deren Leben nach außen den Eindruck vollständiger Ordnung und Ruhe bietet, hatte aus ihrer Krankheit als der schmerzhaft feinsten Schempfindung einen Kultus und aus dem tröstenden Spiel mit dem Todesgedanken eine narkotisierende Ekstase gemacht. Wahrscheinlich hätten sie sich, was Kleist sehr gut wußte, als tätige, hoffende Menschen mit keiner Verwandtschaft ineinander gefügt, aber diese Frau, weil sie nicht mehr leben konnte, verstand etwas, was die anderen nicht verstanden, daß seine Traurigkeit eine höhere, festgewurzelte und unheilbare sei. Sie ahnte aus ihrer Situation, aus weiblicher Anschmiegsamkeit, aus hysterischer Einfühlungsgabe die mit dem Leben gesetzte Tragik einer metaphysischen Natur. Es gibt eine tiefe Übereinstimmung von Kleists Anfang als denkendem Wesen und dem Ende, dem Untergang, den man in seinem Sinne als einen Übergang oder Aufgang zu anderen Sphären bezeichnen könnte. Kleist sagt einmal, er habe schon als Knabe im Rheinischen Feldzug unter dem Einfluß einer Wielandschen Schrift den Gedanken gefaßt, daß wir nach dem Tode von der Stufe der Vervollkommnung, die wir

auf diesem Stern erreichen, auf einem andern weiter fortschreiten würden, und daß wir den Schatz an Wahrheiten, den wir hier sammeln, auch dort brauchen können. Dieser Gedanke der Vervollkommnung ist bei Kleist tiefes Erlebnis geworden und er hat bei ihm eine andere Farbe, die des Blutes, angenommen. Es bedarf nur noch eines Schrittes, und er gelangt von dem Gedanken der Vervollkommnung zu dem der Erlösung des Willens, von Leibniz zu Schopenhauer. Das von dieser Welt aufgegebene Pensum hat er gelöst, und nach seinen Leiden und Erfahrungen findet er hier unten nichts mehr zu lernen und zu erwerben. Seine Abschiedsbriefe an Marie, die einzige, an deren Gefühl und Meinung ihm gelegen, sind erlebte mystische Dichtungen, Hymnen an den neuen Morgen, und die Todesgefährtin verklärt sich ihm zu einer Beatrice, mit der er anderen Sternen entgegen schwebt. Die Beiden konnten ihre lange genährten Ekstasen vereinigen, und sie haben die letzten Tage, als der Tod zur Hochzeit rief, in einer leichten von der irdischen Schwerkraft fast befreiten Atmosphäre verbracht, in der sie so hoch zu steigen glaubten, daß sie auf die trübe Erde wie aus einer anderen Heimat mit fast spöttischer Gleichgültigkeit herabsehen konnten. Ihre letzten Worte klingen wie aus einer kühlen, dünnen Luft, in der der Schwindel regiert. Kleist, der im voraus Gott für den wollüstigsten Tod gedankt hat, geht wie ein fröhlich Befreiter, mit warmer Anhänglichkeit an die paar Seelen, die ihm treu geblieben, mit der vollen Gelassenheit des Wissenden, der das andere Ufer schon erblickt hat. Es kam ihm auf die Inszenierung seiner Tat nicht an, nicht einmal auf die nötigste Feierlichkeit, als ob er keine Verpflichtung gegen seinen ihm einst so teuren Namen hätte, gegen sein Talent, das er nach einem Worte Varnhagens vergötterte, gegen die Größe, die er sich doch als einem den Deutschen not-

wendigen Schriftsteller mit klarer Schätzung zuerkannte. Für seinen literarischen Nachlaß trug er keine Sorge, er überließ ihn dem Zufall. Vielleicht hat er in dieser Auflösungs- und Erlösungsstimmung zum ersten Male die wollüstige Befreiung von der schmerzhaften Spannung seines Wesens und Wollens empfunden, die Ruhe des nur Seins, des zwecklosen Lebens genossen, und seine Seele hat ätherdurchdrungen die Flügel ausgespannt im Rausche gefühlter Unendlichkeit.

Am 20. November 1811 um zwei Uhr nachmittags kamen die Beiden im Kruge zu Stimmings am Wannsee an. Der Wirt berichtet, daß sie um den See spazierten, daß sie aßen und tranken, viel plauderten und scherzten. In ihrem Zimmer brannte die ganze Nacht Licht, und der Hausknecht sah sie beständig auf- und abgehen. Am 21. mittags sandten sie einen Boten mit Briefen nach Berlin. Nachdem sie sich vergewissert hatten, daß er dort schon eingetroffen sein könnte, ließen sie sich Kaffee, Rum, Tisch und Stühle nach einem Hügel bringen, ungefähr dreißig Schritte vom kleinen Wannsee entfernt. Als die Aufwärterin zum Kruge zurückging, klangen die Schüsse. Henriette lag in einer Grube, Kleist hatte ihr die linke Brust durchschossen und sich selbst, der vor ihr kniete, durch den Mund ins Gehirn. Schon um sechs Uhr nachmittags, zwei Stunden nach dem Selbstmord, erschienen der Kriegsrat Peguilhen und der Rendant Vogel mit Polizeioffizianten von Berlin, und schon um zehn Uhr desselben Abends wurden die beiden begraben. Die Obduktion stellte als Resultat fest, daß die Frau an einem evidenten Cancer occultus gelitten habe, während Kleist als gesund zu betrachten sei. Auf Grund aller Aussagen und Begleitumstände müsse man folgern, daß Denatus dem Temperamente nach ein Cholero-sanguinicus in summo gradu gewesen sei, der sich zuletzt in einem krankhaften Se-

mütszuſtand befunden habe. Die deutliche Tendenz, dem Mitglied einer angeſehenen Adelsfamilie mildernde Umſtände zuzubilligen, hat dieſen Polizeibericht der tieferen Wahrheit unverſehens genähert. Sein Gemüt war ſein Schickſal.

An Ulrike v. Kleiſt

Berlin 19t März 10.
Mauerſtraße, N. 53.

Meine theuerſte Ulrike,

Denkſt du nicht daran, in einiger Zeit wieder, in dieſe Gegend zurückzukehren? Und wenn du es thuſt: könnteſt du dich nicht entſchließen, auf ein oder ein Paar Monate, nach Berlin zu kommen, und mir, als ein reines Geſchenk, deine Gegenwart zu gönnen? Du müßteſt es nicht begreifen, als ein Zuſammenziehen mit mir, ſondern als einen freien, unabhängigen Aufenthalt, zu deinem Vergnügen; Gleißenberg, der, zu Anfang Aprills, auf drei Monate nach Sulben geht, bietet dir dazu ſeine Wohnung an. Du würdeſt täglich in Altenſteins Hauſe ſein können, dem die Schweſter die Wirtſchaft führt, und der ſeine Mutter bei ſich hat; würdige und angenehme Damen, in deren Geſellſchaft du dich ſehr wohl befinden würdeſt. Sie ſehen mich nicht, ohne mich zu fragen: was macht Ihre Schweſter? Und warum kömmt ſie nicht her? Meine Antwort an den Miniſter iſt: es iſt mir nicht ſo gut gegangen, als Ihnen; und ich kann ſie nicht, wie Sie, in meinem Hauſe bei mir ſehn. Auch in andre Häuſer, als z. B. beim geh. Staatsrath Staegemann, würde ich dich einführen können, deſſen du dich vielleicht, von Königsberg her, erinnerſt. Ich habe der Königinn, an ihrem Geburtstag, ein Gedicht überreicht, das ſie, vor den Augen des ganzen Hofes, zu Thränen ge-

rührt hat; ich kann ihrer Gnade, und ihres guten Willens, etwas für mich zu thun, gewiß sein. Jetzt wird ein Stück von mir, das aus der Brandenburgischen Geschichte genommen ist, auf dem Privattheater des Prinzen Radziwil gegeben, und soll nachher auf die Nationalbühne kommen, und, wenn es gedruckt ist, der Königinn übergeben werden. Was sich aus allem diesen machen läßt, weiß ich noch nicht; ich glaube es ist eine Hofcharge; das aber weiß ich, daß du mir von großem Nutzen sein könntest. Denn wie manches könntest du, bei den Altensteinschen Damen, zur Sprache bringen, was mir, dem Minister zu sagen, schwer, ja unmöglich fällt. Doch ich verlange gar nicht, daß du auf diese Hoffnungen etwas giebst; du müßtest auf nichts, als das Vergnügen rechnen, einmal wieder mit mir, auf einige Monate, zusammen zu sein. Aber freilich müßte die Frage, ob du überhaupt Pommern verlassen willst, erst abgemacht sein, ehe davon, ob du nach Berlin kommen willst, die Rede sein kann. Wie glücklich wäre ich, wenn du einen solchen Entschluß fassen könntest! Wie glücklich, wenn ich deine Hand küssen, und dir über tausend Dinge Rechenschafft geben könnte, über die ich jetzt dich bitten muß, zu schweigen. Adieu, grüße Fritzen und Stojentin, und antworte bald deinem H. v. Kl.

An August Wilhelm Iffland

Wohlgebohrner Herr,
Hochzuverehrender Herr Director!

Ew. Wohlgebohren haben mir, durch H. Hofrath Römer, das, auf dem Wiener Theater, bei Gelegenheit der Vermählungsfeierlichkeiten, zur Aufführung gebrachte Stück, das Käthchen von Heilbronn, mit der Äußerung zurückgeben lassen: es gefiele Ihnen nicht. Es thut mir Leid, die Wahr-

heit zu sagen, daß es ein Mädchen ist; wenn es ein Junge gewesen wäre, so würde es Ew. Wohlgebohren wahrscheinlich besser gefallen haben. Ich bin mit der vorzüglichsten Hochachtung,

Ew. Wohlgebohren,
ergebenster
Heinrich von Kleist.

Berlin, d. 12t August, 1810.
Mauerstraße N. 53.

An Adolfine Henriette Vogel

(Berlin, nach Michaelis 1810)

Mein Jettchen, mein Herzchen, mein Liebes, mein Täubchen, mein Leben, mein liebes süßes Leben, mein Lebenslicht, mein Alles, mein Hab und Gut, meine Schlösser, Äcker, Wiesen und Weinberge, o Sonne meines Lebens, Sonne, Mond und Sterne, Himmel und Erde, meine Vergangenheit und Zukunft, meine Braut, mein Mädchen, meine liebe Freundinn, mein Innerstes, mein Herzblut, meine Eingeweide, mein Augenstern, o, Liebste, wie nenn' ich Dich? Mein Goldkind, meine Perle, mein Edelstein, meine Krone, meine Königinn und Kaiserinn. Du lieber Liebling meines Herzens, mein Höchstes und Theuerstes, mein Alles und Jedes, mein Weib, meine Hochzeit, die Taufe meiner Kinder, mein Trauerspiel, mein Nachruhm. Ach Du bist mein zweites besseres Ich, meine Tugenden, meine Verdienste, meine Hoffnung, die Vergebung meiner Sünden, meine Zukunft und Seeligkeit, o, Himmelstöchterchen, mein Gotteskind, meine Fürsprecherinn und Fürbitterinn, mein Schutzengel, mein Cherubim und Seraph, wie lieb ich Dich! —

An Friedrich de la Motte Fouqué

Mein liebster Fouqué,

Ihre liebe, freundliche Einladung nach Nennhausen hinaus

zu kommen, und daſelbſt den Lenz aufblühen zu ſehen, reizt mich mehr, als ich es ſagen kann. Faſt habe ich ganz und gar vergeſſen, wie die Natur ausſieht. Noch heute ließ ich mich, in Geſchäfften, die ich abzumachen hatte, zwiſchen dem Ober- und Unterbaum, über die Spree ſetzen; und die Stille, die mich plötzlich in der Mitte der Stadt umgab, das Geräuſch der Wellen, die Winde, die mich anwehten, es gieng mir eine ganze Welt erloſchener Empfindungen wieder auf. Inzwiſchen macht mir eine Entſchädigungsforderung, die ich, wegen Unterdrückung des Abendblatts, an den Staatskanzler gerichtet habe, und die ich gern durchſetzen mögte, unmöglich, Berlin in dieſem Augenblick zu verlaſſen. Der Staatskanzler hat mich, durch eine unerhörte und ganz willkührliche Strenge der Cenſur, in die Nothwendigkeit geſetzt, den ganzen Geiſt der Abendblätter in Bezug auf die öffentl. Angelegenheiten, umzuändern; und jetzt, da ich, wegen Nichterfüllung aller mir deshalb perſönlich und durch die dritte Hand gegebenen Verſprechungen, auf eine angemeſſene Entſchädigung dringe: jetzt läugnet man mir, mit erbärmlicher diplomatiſcher Liſt, alle Verhandlungen, weil ſie nicht ſchriftlich gemacht worden ſind, ab. Was ſagen Sie zu ſolchem Verfahren, liebſter Fouqué? Als ob ein Mann von Ehre, der ein Wort, ja, ja, nein, nein, empfängt, ſeinen Mann dafür nicht eben ſo anſähe, als ob es, vor einem ganzen Tiſch von Räthen und Schreibern, mit Wachs und Pettſchafft, abgefaßt worden wäre? Auch bin ich, mit meiner dummen deutſchen Art, bereits eben ſo weit gekommen, als nur ein Punier hätte kommen können; denn ich beſitze eine Erklärung, ganz wie ich ſie wünſche, über die Wahrhaftigkeit meiner Behauptung, von den Händen des Staatskanzlers ſelbſt. — Doch davon ein Mehreres, wenn ich bei Ihnen bin, welches geſchehen ſoll, ſobald dieſe Sache ein wenig ins Reine iſt. — Müllers

Buch, das ich damals, als Sie hier waren, besaß, mußte mir unseeliger Weise bald darauf Marwitz aus Friedersdorff abborgen. Er nahm es, um es zu studieren, nach seinem Gute mit, und hat es noch bis diese Stunde nicht zurückgeschickt. Inzwischen habe ich schon Anstalten gemacht, es wieder zu erhalten; und ich hoffe es Ihnen, Behufs Ihrer freundschaftlichen Absicht, durch Frh. v. Luck zuschicken zu können. Erinnern Sie das Volk daran, daß es da ist; das Buch ist eins von denen, welche die Störrigkeit der Zeit, die sie einengt, nur langsam wie eine Wurzel den Felsen, sprengen können; nicht par explosion. — Was schenken Sie uns denn für diese Messe? Wie gern empfienge ich es von Ihnen selbst, liebster Fouqué; ich meine, von Ihren Lippen, an Ihrem Schreibtisch, in der Umringung Ihrer theuren Familie! Denn die Erscheinung, die am meisten, bei der Betrachtung eines Kunstwerks, rührt, ist, dünkt mich, nicht das Werk selbst, sondern die Eigenthümlichkeit des Geistes, der es hervorbrachte, und der sich, in unbewußter Freiheit und Lieblichkeit, darin entfaltet. — Nehmen Sie gleichwohl das Inliegende, wenn Sie es in diesem Sinne lesen wollen, mit Schonung und Nachsicht auf. Es kann auch, aber nur für einen sehr kritischen Freund, für eine Tinte meines Wesens gelten; es ist nach dem Tenier gearbeitet, und würde nichts werth sein, käme es nicht von Einem, der in der Regel lieber dem göttlichen Raphael nachstrebt. Adieu! Es bleibt grade noch ein Platz zu einem Gruß an Fr. v. Briest, den ich hiermit gehorsamst bestelle.

H. v. Kleist, d. 25t Aprill 1811.

Großmächtigster,
Allergnädigster König und Herr,

Ew. Königlichen Majestät erhabenem Thron unterstehe ich mich, in einem Fall, der für mein ferneres Fortkommen im Vaterlande von der höchsten Wichtigkeit ist, mit folgender unterthänigsten Bitte um allerhöchste Gerechtigkeit, zu nahen. Sr. Excellenz, der H. Staatskanzler, Freiherr v. Hardenberg, ließen mir, im November vorigen Jahres, bei Gelegenheit eines in dem Journal: das Abendblatt, enthaltenen Aufsatzes, der das Unglück hatte, denenselben zu misfallen, durch den damaligen Präsidenten der Polizei, H. Gruner, und späterhin noch einmal wiederholentlich durch den H. Regierungsrath von Raumer, die Eröffnung machen, daß man dies Institut mit Geld unterstützen wolle, wenn ich mich entschließen könne, dasselbe so, wie es den Interessen der Staatskanzlei gemäß wäre, zu redigiren. Ich, der keine anderen Interessen, als die Ew. Königlichen Majestät, welche, wie immer, so auch diesmal, mit denen der Nation völlig zusammenfielen, berücksichtigte, weigerte mich anfangs, auf dieses Anerbieten einzugehen; da mir jedoch, in Folge dieser Verweigerung, von Seiten der Censurbehörde solche Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, die es mir ganz unmöglich machten, das Blatt in seinem früheren Geiste fortzuführen, so bequemte ich mich endlich nothgedrungen in diesen Vorschlag: leistete aber in einem ausdrücklichen Schreiben an den Präsidenten, H. Gruner, vom 8t Dec. v. J. auf die mir angebotene Geldunterstützung ehrfurchtsvoll Verzicht, und bat mir bloß, zu einiger Entschädigung, wegen beträchtlich dadurch verminderten Absatzes, der zu erwarten war, die Lieferung officieller das Publicum interessirender Beiträge von den Landesbehörden aus. Von dem Augen-

blick an, da Sr. Excellenz mir dies versprachen, gab das Blatt den ihm eignen Charakter von Popularität gänzlich auf; dasselbe trat unter unmittelbare Aufsicht der Staatskanzlei, und alle Aufsätze, welche die Staatsverwaltung und Gesetzgebung betrafen, giengen zur Prüfung des H. Regierungsraths von Raumer. Gleichwohl blieben jene officiellen Beiträge, ohne welche, bei so verändertem Geiste, das Blatt auf keine Weise bestehen konnte, gänzlich aus; und obschon ich weit entfernt bin, zu behaupten, daß Sr. Excellenz Absicht war, dies Blatt zu Grunde zu richten, so ist doch gewiß, daß die gänzliche Zugrundrichtung desselben, in Folge jener ausbleibenden officiellen Beiträge, erfolgte, und daß mir daraus ein Schaden von nicht weniger als 800 Thlrn jährlich erwuchs, worauf das Honorar mit meinem Verleger festgesetzt war. Wenn ich nun gleich, wie schon erwähnt, Anfangs jede Geldunterstützung gehorsamst von mir ablehnte, so war doch nichts natürlicher, als daß ich jetzt, wegen des Verlusts meines ganzen Einkommens, wovon ich lebte, bei Sr. Excellenz um eine Entschädigung einkam. Aber wie groß war mein Befremden, zu sehen, daß man jene Verhandlungen mit der Staatskanzlei, auf welche ich mich berief, als eine lügenhafte Erfindung von mir behandelte und mir, als einem Zudringlichen, Unbescheidenen und Überlästigen, mein Gesuch um Entschädigung gänzlich abschlug! Sr. Excellenz haben nun zwar, auf diejenigen Schritte, die ich deshalb gethan, in ihrem späterhin erfolgten Schreiben vom 18t Aprill d. J., im Allgemeinen mein Recht, eine Entschädigung zu fordern, gnädigst anerkannt; über die Entschädigung selbst aber, die man mir durch eine Anstellung zu bewirken einige Hoffnung machte, ist, so dringend meine Lage auch solches erfordert, bis diesen Augenblick noch nichts verfügt worden, und ich dadurch schon mehr als einmal dem traurigen Gedanken nahe ge-

bracht worden, mir im Ausland mein Fortkommen ſuchen zu müſſen. Zu Ew. Königlichen Majeſtät Gerechtigkeit und Gnade flüchte ich mich nun mit der allerunterthänigſten Bitte, Sr. Excellenz, dem H. Staatskanzler aufzugeben, mir eine Anſtellung im Civildienſt anweiſen zu laſſen, oder aber, falls eine ſolche Stelle nicht unmittelbar, wie ſie für meine Verhältniſſe paßt, auszumitteln ſein ſollte, mir wenigſtens unmittelbar ein Wartegeld auszuſetzen, das, ſtatt jenes beſagten Verluſts, als eine Entſchädigung gelten kann. Auf dieſe allerhöchſte Gnade glaube ich um ſo mehr einigen Anſpruch machen zu dürfen, da ich durch den Tod der verewigten Königinn Majeſtät, welche meine unvergeßliche Wohlthäterinn war, eine Penſion verloren habe, welche Höchſtdieſelbe mir, zu Begründung einer unabhängigen Exiſtenz und zur Aufmunterung in meinen litterariſchen Arbeiten, aus ihrer Privat-Chatouille auszahlen ließ.

Der ich in der allertiefſten Unterwerfung und Ehrfurcht erſterbe,

Ew. Königlichen Majeſtät,

Berlin, d. 17t Juni, 1811. allerunterthänigſter

Mauerſtraße N. 53. Heinrich von Kleiſt.

An Friedrich de la Motte Fouqué

Mein liebſter Fouqué,

Zum Dank für das liebe, freundliche Geſchenk das Sie mir mit Ihren Schauſpielen und Ihre Frau Gemahlin mit ihren kleinen Romanen gemacht haben, überſende ich Ihnen dieſen ſo eben fertig gewordenen zweiten Band meiner Erzählungen. Möge er Ihnen nur halb ſo viel Vergnügen machen, als mir die vortrefflichen Erzählungen Ihrer Frau Gemahlinn, in welchen die Welt der Weiber und Männer wunderbar gepaart iſt, gemacht haben. Auch Ihren vater-

ländiſchen Schauſpielen bin ich einen Tag der herzlichſten Freude ſchuldig; beſonders iſt eine Vergiftungsſcene im Waldemar mit wahrhaft großem und freien dramatiſchen Geiſte gedichtet und gehört zu dem Muſterhafteſten in unſerer deutſchen Litteratur. Wenn es Ihnen recht iſt, ſo machen wir einen Vertrag, uns alles, was wir in den Druck geben, freundſchaftlich mitzuteilen; es ſoll an gutem Willen nicht fehlen, mein Geſchenk dem Ihrigen, ſo viel es in meinen Kräften ſteht, gleich zu machen. Vielleicht kann ich Ihnen in Kurzem gleichfalls ein vaterländiſches Schauſpiel, betitelt: der Prinz von Homburg vorlegen, worin ich auf dieſem, ein wenig dürren, aber eben deshalb faſt, mögt' ich ſagen, reizenden Felde, mit Ihnen in die Schranken trete. Geſchäffte, der unangenehmſten und verwickeltſten Art, haben mich für dieſen Sommer abgehalten, Ihnen in Nennhauſen meine Aufwartung zu machen; inzwiſchen komt es mir vor, als ob eine Verwandtſchafft zwiſchen uns präſtabilitirt wäre, die ſich in kurzer Zeit gar wunderbar entwickeln müßte, und es gehört zu meinen liebſten Wünſchen, dies noch im Lauf dieſes Herbſtes zu verſuchen. Vielleicht, mein liebſter Fouqué, wenn Sie zu Hauſe bleiben, erſcheine ich noch ganz unvermuthet bei Ihnen und erinnere Sie an die freundſchaftliche Einladung, die Sie mir zu wiederholtem Male gemacht und nun vielleicht ſchon wieder vergeſſen haben. Meine gehorſamſte Empfehlung an Ihre Fr. Gemahlinn, ſo wie an Frl. v. Luck und alle Übrigen, in deren Andenken ich ſtehe; wenn Sie, wie man hier ſagt, nach Berlin kommen ſollten, ſo werden Sie nicht vergeſſen, Ihre Gegenwart auf einen Augenblick zu ſchenken

Ihrem
treuſten und ergebenſten
H. v. Kleiſt.

Berlin, d. 15t Auguſt. 11.

An Henriette Hendel-Schütz?

(Berlin, August 1811)

Das Leben, das ich führe, ist seit Ihrer und A. Müllers Abreise gar zu öde und traurig. Auch bin ich mit den zwei oder drei Häusern, die ich hier besuchte, seit der letzten Zeit ein wenig außer Verbindung gekommen, und fast täglich zu Hause, vom Morgen bis auf den Abend, ohne auch nur einen Menschen zu sehen, der mir sagte, wie es in der Welt steht. Sie helfen sich mit Ihrer Einbildung und rufen sich aus allen vier Weltgegenden, was Ihnen lieb und werth ist, in Ihr Zimmer herbei. Aber diesen Trost, wissen Sie, muß ich unbegreiflich unseliger Mensch entbehren. Wirklich, in einem so besondern Falle ist noch vielleicht kein Dichter gewesen. So geschäftig dem weißen Papier gegenüber meine Einbildung ist, und so bestimmt in Umriß und Farbe die Gestalten sind, die sie alsdann hervorbringt, so schwer, ja ordentlich schmerzhaft ist es mir, mir das, was wirklich ist, vorzustellen. Es ist, als ob diese, in allen Bedingungen angeordnete Bestimmtheit, meiner Phantasie, im Augenblick der Thätigkeit selbst, Fesseln anlegte. Ich kann, von zu vielen Formen verwirrt, zu keiner Klarheit der innerlichen Anschauung kommen; der Gegenstand, fühle ich unaufhörlich, ist kein Gegenstand der Einbildung: mit meinen Sinnen in der wahrhaftigen, lebendigen Gegenwart mögte ich ihn durchdringen und begreifen. Jemand, der anders hierüber denkt, kömmt mir ganz unverständlich vor: er muß Erfahrungen gewonnen haben, ganz abweichend von denen, die ich darüber gemacht habe. Das Leben, mit seinen zudringlichen immer wiederkehrenden Ansprüchen, reißt zwei Gemüther schon in dem Augenblick der Berührung so vielfach aus einander, um wie viel mehr, wenn sie getrennt sind. An ein Näherrücken ist gar nicht zu denken; und

Alles, was man gewinnen kann, ist, daß man auf dem Punkt bleibt, wo man steht. Und dann der Trost in verstimmten und trübseligen Augenblicken, deren es heut zu Tage so viel giebt, fällt ganz und gar weg. Kurz, Müller, seitdem er weg ist, kömmt mir wie todt vor, und ich empfinde auch ganz denselben Gram um ihn, und, wenn ich nicht wüßte, daß Sie wieder kommen werden, würde mir es mit Ihnen eben so ergehn.

An Henriette Hendel-Schütz?

(Berlin, August 1811)

Unsere Verhältnisse sind hier, wie Sie vielleicht schon wissen werden, peinlicher als jemals: man erwartet den Kaiser N(apoleon) zum Besuch, und wenn dies geschehen sollte, so werden vielleicht ein Paar Worte ganz leicht und geschickt Alles lösen, worüber sich hier unsere Politiker die Köpfe zerbrechen. Wie diese Aussicht auf mich wirkt, können Sie sich leicht denken; es ist mir ganz stumpf und dumpf vor der Seele, und es ist auch nicht ein einziger Lichtpunkt in der Zukunft, auf den ich mit einiger Freudigkeit und Hoffnung hinaussähe. Vor einigen Tagen war ich noch bei G(neisenau) und überreichte ihm ein Paar Aufsätze, die ich ausgearbeitet hatte: aber dies Alles scheint nur, wie der Franzose sagt, moutarde après dîner. Wirklich ist es sonderbar, wie mir in dieser Zeit Alles was ich unternehme, zu Grunde geht, wie sich mir immer, wenn ich mich einmal entschließen kann einen festen Schritt zu thun, der Boden unter meinen Füßen wegzieht. G(neisenau) ist ein herrlicher Mann: ich fand ihn Abends, da er sich zu einer Abreise anschickte, und war in einer ganz freien Entfaltung des Gesprächs nach allen Richtungen hin wohl bis um zehn Uhr bei ihm. Ich bin gewiß, daß,

wenn er den Platz fände, für den er sich geschaffen und bestimmt fühlt, ich irgendwo in seiner Umringung den meinigen gefunden haben würde. Wie glücklich würde mich dies in der Stimmung, in der ich jetzt bin, gemacht haben: es ist eine Lust, bei einem tüchtigen Manne zu sein. Kräfte, die in der Welt nirgend mehr an ihrem Orte sind, wachen in solcher Nähe und unter solchem Schutze wieder zu einem neuen freudigen Leben auf. Doch daran ist nach Allem, was man hier hört, kaum mehr zu denken.

An Henriette Hendel-Schütz?

(Berlin, August 1811)

Ich fühle, daß mancherlei Verstimmungen in meinem Gemüth sein mögen, die sich in dem Drang der widerwärtigen Verhältnisse, in denen ich lebe, immer noch mehr verstimmen, und die ein recht heiterer Genuß des Lebens, wenn er mir einmal zu Theil würde, vielleicht ganz leicht harmonisch auflösen würde. In diesem Falle würde ich die Kunst vielleicht auf ein Jahr oder länger ganz ruhen lassen, und mich, außer einigen Wissenschaften, in denen ich noch nachzuholen habe, mit nichts als mit Musik beschäftigen. Denn ich betrachte diese Kunst als die Wurzel, oder vielmehr, um mich schulgerecht auszudrücken, als die algebraische Formel aller übrigen, und so wie wir schon einen Dichter haben — mit dem ich mich übrigens auf keine Weise zu vergleichen wage — der alle seine Gedanken über die Kunst, die er übt, auf Farben bezogen hat, so habe ich von meiner frühesten Jugend an alles Allgemeine, was ich über die Dichtkunst gedacht habe, auf Töne bezogen. Ich glaube, daß im Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über die Dichtkunst enthalten sind.

An Henriette Hendel-Schütz?

(Berlin, Auguſt 1811)

Sobald ich mit dieſer Angelegenheit fertig bin, will ich einmal wieder etwas recht Phantaſtiſches vornehmen. Es weht mich zuweilen bei einer Lektüre oder im Theater wie ein Luftzug aus meiner allerfrüheſten Jugend an. Das Leben, das vor mir ganz öde liegt, gewinnt mit einem Male eine wunderbare herrliche Ausſicht, und es regen ſich Kräfte in mir, die ich ganz erſtorben glaubte. Alsdann will ich meinem Herzen ganz und gar, wo es mich hinführt, folgen, und ſchlechterdings auf nichts Rückſicht nehmen, als auf meine eigene innerliche Befriedigung. Das Urtheil der Menſchen hat mich bisher zu viel beherrſcht; beſonders das Käthchen von Heilbronn iſt voll Spuren davon. Es war von Anfang herein eine ganz treffliche Erfindung, und nur die Abſicht, es für die Bühne paſſend zu machen, hat mich zu Misgriffen verführt, die ich jetzt beweinen mögte. Kurz, ich will mich von dem Gedanken ganz durchdringen, daß, wenn ein Werk nur recht frei aus dem Schooß des menſchlichen Gemüths hervorgeht, daſſelbe auch nothwendig darum der ganzen Menſchheit angehören müſſe.

An Karl Auguſt Freiherrn v. Hardenberg

Hochgebohrner Freiherr,
Hochgebietender Herr Geheimer Staatskanzler,

Wenn gleich die Entfernung H. v. Raumers, der gewiß allein Schuld an der Ungnade war, die Ew. Excellenz unlängſt auf mich geworfen haben, mich von der einen Seite aufmuntert, meine Entſchädigungsſache wegen des Abendblatts wieder aufzunehmen, ſo iſt doch der Augen-

blick, da das Vaterland eine Gefahr bedroht, zu wenig geeignet und geschickt dazu, als daß ich eine solche Streitsache wieder in Erinnerung bringen sollte. Ich lasse, in Erwartung einer besseren Zeit, in welcher es mir ohne Zweifel glücken wird, Ew. Excellenz zu überzeugen, wie wenig unbillig meine Forderung war, diesen Gegenstand gänzlich fallen. Da jedoch Sr. Majestät der König geruht haben, mich, durch ein so eben empfangenes allerhöchstes Schreiben, im Militair anzustellen, und mir, bei der beträchtlichen Unordnung, in welche, durch eben jenen Verlust des Abendblatts, meine Casse gerathen ist, die Anschaffung einer Equipage höchst schwierig wird: so wage ich, im Vertrauen auf Ew. Excellenz vielfach erprobten Patriotismus, Höchstdieselben um einen Vorschuß von 20 Louid'or, für welche ich Denenselben persönlich verantwortlich bleibe, anzugehn. Die Gewährung dieser Bitte wird mir die meinem Herzen äußerst wohlthuende Beruhigung geben, daß Ew. Excellenz Brust weiter von keinem Groll gegen mich erfüllt ist; und indem ich Ew. Excellenz die Versicherung anzunehmen bitte, daß ich unmittelbar nach Beendigung des Krieges, Anstalten treffen werde, Höchstdenenselben diese Ehrenschuld unter dem Vorbehalt meiner ewigen und unauslöschlichen Dankbarkeit, wieder zuzustellen, ersterbe ich,

Ew. Excellenz

Berlin, d. 19t Sept. 11. unterthänigster

Mauerstraße N. 53. H. v. Kleist.

An Ulrike v. Kleist

(Frankfurt a. d. Oder, August 1811)

Meine liebste Ulrike,

Der König hat mich durch ein Schreiben im Militair

angeſtellt, und ich werde entweder unmittelbar bei ihm Adjutant werden, oder eine Compagnie erhalten. Die Abſicht, in der ich hierher kam, war, mir zu einer kleinen Einrichtung, welche dies nöthig macht, Geld zu verſchaffen, entweder unmittelbar von dir, oder durch dich, auf die Hypothek meines Hauſes. Da du dich aber, mein liebes, wunderliches Mädchen, bei meinem Anblick ſo ungeheuer erſchrocken haſt, ein Umſtand, der mich, ſo wahr ich lebe, auf das Allertiefſte erſchütterte: ſo gebe ich, wie es ſich von ſelbſt verſteht, dieſen Gedanken völlig auf, ich bitte dich von ganzem Herzen um Verzeihung, und beſchränke mich, entſchloſſen, noch heut Nachmittag nach Berlin zurückzureiſen, bloß auf den anderen Wunſch, der mir am Herzen lag, dich noch einmal auf ein Paar Stunden zu ſehn. Kann ich bei dir zu Mittag eſſen? — Sage nicht erſt ja, es verſteht ſich ja von ſelbſt, und ich werde in einer halben Stunde bei dir ſein.

Dein Heinrich

An Marie v. Kleiſt

(Berlin, d. 9t Nov. 1811)

Meine liebſte Marie, mitten in dem Triumpfgeſang, den meine Seele in dieſem Augenblick des Todes anſtimmt, muß ich noch einmal Deiner gedenken und mich Dir, ſo gut wie ich kann, offenbaren: Dir, der Einzigen, an deren Gefühl und Meinung mir etwas gelegen iſt; alles Andere auf Erden, das Ganze und Einzelne, habe ich völlig in meinem Herzen überwunden. Ja es iſt wahr, ich habe Dich hintergangen, oder vielmehr ich habe mich ſelbſt hintergangen; wie ich Dir aber tauſendmal geſagt habe, daß ich dies nicht überleben würde, ſo gebe ich Dir jetzt, indem ich von Dir Abſchied nehme, davon den Beweis. Ich habe

Dich während Deiner Anwesenheit in Berlin gegen eine andere Freundinn vertauscht; aber wenn Dich das trösten kann, nicht gegen eine, die mit mir leben, sondern, die im Gefühl, daß ich ihr eben so wenig treu sein würde, wie Dir, mit mir sterben will. Mehr Dir zu sagen, läßt mein Verhältniß zu dieser Frau nicht zu. Nur so viel wisse, daß meine Seele, durch die Berührung mit der ihrigen, zum Tode ganz reif geworden ist; daß ich die ganze Herrlichkeit des menschlichen Gemüths an dem ihrigen ermessen habe, und daß ich sterbe, weil mir auf Erden nichts mehr zu lernen und zu erwerben übrig bleibt. Lebe wohl! Du bist die Allereinzige auf Erden, die ich jenseits wieder zu sehen wünsche. Etwa Ulriken? — ja nein, nein ja: es soll von ihrem eignen Gefühl abhangen. Sie hat, dünkt mich, die Kunst nicht verstanden sich aufzuopfern, ganz für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehn: das Seligste, was sich auf Erden erdenken läßt, ja worin der Himmel bestehen muß, wenn es wahr ist, daß man darin vergnügt und glücklich ist. Adieu!

An Marie v. Kleist

(Berlin,) d. 10t Nov. 1811

Deine Briefe haben mir das Herz zerspalten, meine theuerste Marie, und wenn es in meiner Macht gewesen wäre, so versichre ich Dich, ich würde den Entschluß zu sterben, den ich gefaßt habe, wieder aufgegeben haben. Aber ich schwöre Dir, es ist mir ganz unmöglich länger zu leben; meine Seele ist so wund, daß mir, ich mögte fast sagen, wenn ich die Nase aus dem Fenster stecke, das Tageslicht wehe thut, das mir darauf schimmert. Das wird mancher für Krankheit und überspannt halten; nicht aber Du, die fähig ist, die Welt auch aus andern Standpuncten

zu betrachten als aus dem Deinigen. Dadurch, daß ich mit Schönheit und Sitte, seit meiner frühesten Jugend an, in meinen Gedanken und Schreibereien, unaufhörlichen Umgang gepflogen, bin ich so empfindlich geworden, daß mich die kleinsten Angriffe, denen das Gefühl jedes Menschen nach dem Lauf der Dinge hinieden ausgesetzt ist, doppelt und dreifach schmerzen. So versichre ich Dich, wollte ich doch lieber zehnmal den Tod erleiden, als noch einmal wieder erleben, was ich das letztemal in Frankfurt an der Mittagstafel zwischen meinen beiden Schwestern, besonders als die alte Wackern darzukam, empfunden habe; laß es Dir nur einmal gelegentlich von Ulriken erzählen. Ich habe meine Geschwister immer, zum Theil wegen ihrer gutgearteten Persönlichkeiten, zum Theil wegen der Freundschafft, die sie für mich hatten, von Herzen lieb gehabt; so wenig ich davon gesprochen habe, so gewiß ist es, daß es einer meiner herzlichsten und innigsten Wünsche war, ihnen einmal, durch meine Arbeiten und Werke, recht viel Freude und Ehre zu machen. Nun ist es zwar wahr, es war in den letzten Zeiten, von mancher Seite her, gefährlich, sich mit mir einzulassen, und ich klage sie desto weniger an, sich von mir zurückgezogen zu haben, je mehr ich die Noth des Ganzen bedenke, die zum Theil auch auf ihre Schultern ruhte; aber der Gedanke, das Verdienst, das ich doch zuletzt, es sei nun groß oder klein, habe, gar nicht anerkannt zu sehn, und mich von ihnen als ein ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Theilnahme mehr werth sei, betrachtet zu sehn, ist mir überhaupt schmerzhaft, wahrhaftig, es raubt mir nicht nur die Freuden, die ich von der Zukunft hoffte, sondern es vergiftet mir auch die Vergangenheit. — Die Allianz, die der König jetzt mit den Franzosen schließt, ist auch nicht eben gemacht mich im Leben fest-

zuhalten. Mir waren die Gesichter der Menschen schon jetzt, wenn ich ihnen begegnete, zuwieder, nun würde mich gar, wenn sie mir auf der Straße begegneten, eine körperliche Empfindung anwandeln, die ich hier nicht nennen mag. Es ist zwar wahr, es fehlte mir sowohl als ihnen an Kraft, die Zeit wieder einzurücken; ich fühle aber zu wohl, daß der Wille, der in meiner Brust lebt, etwas Anderes ist, als der Wille derer, die diese witzige Bemerkung machen: dergestalt, daß ich mit ihnen nichts mehr zu schaffen haben mag. Was soll man doch, wenn der König diese Allianz abschließt, länger bei ihm machen? Die Zeit ist ja vor der Thür, wo man wegen der Treue gegen ihn, der Aufopferung und Standhaftigkeit und aller andern bürgerlichen Tugenden, von ihm selbst gerichtet, an den Galgen kommen kann. — Rechne hinzu, daß ich eine Freundinn gefunden habe, deren Seele wie ein junger Adler fliegt, wie ich noch in meinem Leben nichts ähnliches gefunden habe; die meine Traurigkeit als eine höhere, festgewurzelte und unheilbare begreift, und deshalb, obschon sie Mittel genug in Händen hätte mich hier zu beglücken, mit mir sterben will, die mir die unerhörte Lust gewährt, sich, um dieses Zweckes Willen so leicht aus einer ganz wunschlosen Lage, wie ein Veilchen aus einer Wiese, heraus heben zu lassen; die einen Vater, der sie anbetet, einen Mann, der großmüthig genug war sie mir abtreten zu wollen, ein Kind, so schön und schöner als die Morgensonne, nur meinetwillen verläßt: und Du wirst begreifen, daß meine ganze jauchzende Sorge nur sein kann, einen Abgrund tief genug zu finden, um mit ihr hinab zu stürzen. — Adieu noch einmal! —

(Berlin,) d. 12t Novemb. 1811

Meine liebste Marie, wenn Du wüßtest, wie der Tod und die Liebe sich abwechseln, um diese letzten Augenblicke meines Lebens mit Blumen, himmlischen und irdischen, zu bekränzen, gewiß Du würdest mich gern sterben lassen. Ach, ich versichre Dich, ich bin ganz seelig. Morgens und Abends knie ich nieder, was ich nie gekonnt habe, und bete zu Gott; ich kann ihm mein Leben, das allerqualvollste, das je ein Mensch geführt hat, jetzo danken, weil er es mir durch den . . . . . und wollüstigsten aller Tode vergütigt. Ach könnt' ich nur etwas für Dich thun, das den herben Schmerz, den ich Dir verursachen werde, mildern könnte! Auf einen Augenblick war es mein Wille mich mahlen zu lassen; aber alsdann glaubte ich wieder zuviel Unrecht gegen Dich zu haben, als daß mir erlaubt sein könnte vorauszusetzen, mein Bild würde dir viel Freude machen. Kann es Dich trösten, wenn ich Dir sage, daß ich diese Freundinn niemals gegen Dich vertauscht haben würde, wenn sie weiter nichts gewollt hätte, als mit mir leben? Gewiß, meine liebste Marie, so ist es; es hat Augenblicke gegeben, wo ich meiner lieben Freundinn, offenherzig, diese Worte gesagt habe. Ach, ich versichre Dich, ich habe Dich so lieb, Du bist mir so überaus theuer und werth, daß ich kaum sagen kann, ich liebe diese liebe vergötterte Freundinn mehr als Dich. Der Entschluß, der in ihrer Seele aufgieng, mit mir zu sterben, zog mich, ich kann Dir nicht sagen, mit welcher unaussprechlichen und unwiederstehlichen Gewalt, an ihre Brust, erinnerst Du Dich wohl, daß ich Dich mehrmals gefragt habe, ob Du mit mir sterben willst? — Aber Du sagtest immer nein — Ein Strudel von nie empfundner Seeligkeit hat mich ergriffen, und ich

kann Dir nicht leugnen, daß mir ihr Grab lieber ist als die Betten aller Kaiserinnen der Welt. — Ach, meine theure Freundinn, mögte Dich Gott bald abrufen in jene bessere Welt, wo wir uns alle, mit der Liebe der Engel, einander werden ans Herz drücken können. Adieu.

An Sophie Haza-Müller

Der Himmel weiß, meine liebe, treffliche Freundinn, was für sonderbare Gefühle, halb wehmüthig, halb ausgelassen uns bewegen, in dieser Stunde, da unsere Seelen sich, wie zwei fröhliche Luftschiffer, über die Welt erheben, noch einmal an Sie zu schreiben. Wir waren doch sonst, müssen Sie wissen, wohl entschlossen, bei unseren Bekannten und Freunden keine Karten p. p. c. abzugeben. Der Grund ist wohl, weil wir in tausend glücklichen Augenblicken an Sie gedacht, weil wir uns tausendmal vorgestellt haben, wie Sie in Ihrer Gutmüthigkeit aufgelacht (aufgejauchzt) haben würden, wenn Sie uns in der grünen oder rothen Stube beisammen gesehen hätten. Ja, die Welt ist eine wunderliche Einrichtung! — Es hat seine Richtigkeit, daß wir uns, Jettchen und ich, wie zwei trübsinnige, trübselige Menschen, die sich immer ihrer Kälte wegen angeklagt haben, von ganzem Herzen lieb gewonnen haben, und der beste Beweis davon ist wohl, daß wir jetzt mit einander sterben.

Leben Sie wohl, unsre liebe, liebe Freundinn, und seien Sie auf Erden, wie es gar wohl möglich ist, recht glücklich! Wir, unsererseits, wollen nichts von den Freuden dieser Welt wissen und träumen lauter himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir, mit langen Flügeln an den Schultern, umherwandeln werden. Adieu! Einen Kuß von mir, dem Schreiber, an Müller; er soll zuweilen meiner gedenken, und ein rüstiger Streiter Gottes gegen

den Teufel Aberwitz bleiben, der die Welt in Banden hält. —

(Nachschrift von Henriette Vogel:)

Doch wie dies alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andren Zeit,
Dazu bin ich zu eilig heut. —

Lebt wohl denn! Ihr, meine lieben Freunde, und erinnert euch in Freud' und Leid der zwei wunderlichen Menschen, die bald ihre große Entdeckungsreise antreten werden.

Henriette.

(Wieder von Kleists Hand:)

Gegeben in der grüner Stube
d. 20t November 1811. H. v. Kleist.

An Ernst Friedrich Peguilhen

(Henriette Vogel:)

Mein sehr werther Freund! Ihrer Freundschaft, die Sie für mich, bis dahin immer so treu bewiesen, ist es vorbehalten, eine wunderbare Probe zu bestehen, denn wir beide, nehmlich der bekannte Kleist und ich befinden uns hier bei Stimmings auf dem Wege nach Potsdamm, in einem sehr unbeholfenen Zustande, indem wir erschossen da liegen, und nun der Güte eines wohlwollenden Freundes entgegen sehen, um unsre gebrechliche Hülle, der sichern Burg der Erde zu übergeben. Suchen Sie liebster Peguilhen diesen Abend hier einzutreffen und alles so zu veranstalten, daß mein guter Vogel möglichst wenig dadurch erschreckt wird, diesen Abend oder Nacht wollte Louis seinen Wagen nach Potsdamm (schicken), um mich von dort, wo ich vorgab hinzureisen, abholen zu laßen, dies mögte ich Ihnen

zur Nachricht ſagen, damit Sie die beßten Maasregeln darnach treffen können. Grüßen Sie Ihre von mir herzlich geliebte Frau und Tochter viel tauſendmal, und ſein Sie theurer Freund ueberzeugt daß Ihre und Ihrer Angehörigen Liebe und Freundſchaft mir noch im letzten Augenblick meines Lebens die größte Freude macht.

Ihre A Vogel.

Ein kleines, verſiegeltes ſchwarzes ledernes Felleiſen, und einen verſiegelten Kaſten worinn noch Nachrichten für Vogel, Briefe, Geld und Kleidungsſtücke auch Bücher vorhanden, werden Sie bei Stimmings finden. Für die darin befindlichen 10 Thlr Courant wünſchte ich eine recht ſchöne blaßgraue Taße inwendig vergoldet, mit einer goldnen Arabeske auf weißem Grunde zum Rand, und am Oberkopf im weißen Felde meinen Vornamen, die Façon wie ſie jetzt am modernsten iſt. Wenn Sie ſich dieſer Comission halber am Buchhalter Meves auf der Porzellan Fabrick wendeten, mit dem Bedeuten dieſe Taße am Weihnachts-Heiligabend Louis eingepackt zuzuſchicken, doch würden Sie mein lieber Freund mit der Beſtellung eilen müßen, weil ſie ſonſt nicht fertig werden mögte. Leben Sie wohl und glücklich. —

Einen kleinen Schlüßel werden Sie noch eingeſiegelt im Kaſten finden, er gehört zum Vorhängeſchloß des einen Koffers zu Hauſe bei Vogel, worin noch mehrere Briefe und andre Sachen zum beſorgen liegen.

(Kleist:)

Ich kann wohl Ihre Freundſchafft auch, mein liebſter Peguillhin, für einige kleine Gefälligkeiten in Anſpruch nehmen. Ich habe nämlich vergeſſen, meinen Barbier für den laufenden Monat zu bezahlen, und bitte, ihm 1 Thlr à $^1/_3$ C zu geben, die Sie eingewickelt in dem Kaſten der

Mad. Vogel finden werden. Die Vogeln sagt mir eben, daß Sie den Kasten aufbrechen und alle Commissionen die sich darin finden besorgen mögten: damit Vogel nicht gleich damit behelligt würde — Endlich bitte ich noch, das ganze, kleine, schwarzlederne Felleisen, das mir gehört, mit Ausnahme der Sachen, die etwa zu meiner Bestattung gebraucht werden mögten, meinem Wirth, dem Quartiermeister Müller, Mauerstraße N. 53. als einen kleinen Dank für seine gute Aufnahme und Bewirthung, zu schenken. — Leben Sie recht wohl, mein liebster Peguillhin; meinen Abschiedsgruß und Empfehlung an Ihre vortreffliche Frau und Tochter.

H. v. Kleist

man sagt hier d. 21t Nov.; wir wissen aber nicht ob es wahr ist.

N. S. In dem Koffer der Mad. Vogel, der in Berlin in ihrem Hause in der Gesindestube mit messingnem Vorlegeschloß steht, und wozu der kleine versiegelte Schlüssel, der hier im Kasten liegt, paßt — in diesem Koffer befinden sich drei Briefe von mir, die ich Sie noch herzlichst zu besorgen bitte. Nämlich:

1) Einen Brief an die Hofräthin Müller, nach Wien

2) Einen Brief an meinen Bruder Leopold nach Stolpe, welche beide mit der Post zu besorgen sind (der erstere kann vielleicht durch den guten Brillen Voß spedirt werden); und

3) Einen Brief, an Fr. v. Kleist, geb. v. Gualtieri, welchen ich an den Major v. Below, Souverneur des Prinzen Friedrich von Hessen, auf dem Schlosse, abzugeben bitte.

Endlich liegt

4) noch ein Brief an Fr. v. Kleist, in den hiesigen Kasten der Mad. Vogel, welchen ich gleichfalls und zu

gleicher Zeit, an den Major v. Below, abzugeben bitte. — Adieu!

N. S.

Kommen Sie recht bald zu Stimmings hinaus, mein liebster Peguillhin, damit Sie uns bestatten können. Die Kosten, was mich betrifft, werden Ihnen von Frankfurt aus, von meiner Schwester Ulrike wieder erstattet werden. — Die Vogeln bemerkt noch, daß zu dem Koffer mit dem messingnen Vorhängeschloß, der in Berlin, in ihrer Gesindestube steht, und worin viele Commissionen sind, der Schlüssel hier versiegelt in dem hölzernen Kasten liegt. — Ich glaube ich habe dies schon einmal geschrieben, aber die Vogel besteht darauf, daß ich es noch einmal schreibe. H. v. Kl.

An Ulrike v. Kleist

Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und somit auch, vor allen Anderen, meine theuerste Ulrike, mit dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Äußerung, die in dem Briefe an die Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit, dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für dich aufzubringen weiß.

Stimmings bei Potsdam — Dein
d. — am Morgen meines Todes. — Heinrich.

Der sensationelle Doppelselbstmord hatte einen Skandal zur Folge, den man seinem Umfang nach als einen europäischen bezeichnen kann. Der Kriegsrat Peguilhen, an den die Todesgefährten ihre letzten Aufträge gerichtet hatten, war mit dem Vogelschen Ehepaar befreundet, mit Kleist selbst nur oberflächlich bekannt. Dieses dürftige, phantastische, ganz untergeordnete Kerlchen, wie Varnhagen sagt, benutzte die ihm zugefallene Rolle, die Kleist vielleicht einem wirklichen Freunde erlassen wollte, um in der Vossischen Zeitung als phrasenreicher Apologet einer Tat aufzutreten, wie sie nicht alle Jahrhunderte gesehen worden sei. Der König selbst drückte in einer scharfen Kabinettsordre an Hardenberg seinen Unwillen über die öffentliche Anpreisung vereinten Mordes und Selbstmordes aus, die alle Bemühungen um die Hebung von Religiosität und Sittlichkeit störte und das moralische Urteil verwirrte. Peguilhen, der sich sehr wichtig fühlte und als Gewährsmann mit der Familie Kleist wohl nicht ungern Beziehungen anknüpfte, wurden weitere von ihm in Aussicht gestellte Veröffentlichungen untersagt. Indessen die Polemik, wenn auch in Berlin unterdrückt, war nun einmal im Gange, und das Journal de l'Empire so gut wie die Times nahmen zu dem Fall Stellung. Sogar Frau von Stael mischte sich ein, indem sie das früher verteidigte Recht auf den Selbstmord emphatisch zurückwies. Kleists Freunde glaubten schweigen zu müssen, bis ein gemeiner Angriff auf sein Andenken im Cottaschen Morgenblatt sie zur Gegenwehr aufrief. Ein gewisser Weißer, Vertreter eines beschränkten konservativen Rationalismus, zeterte in anonymen Schmähungen gegen Kleist als einen der berüchtigtsten Jünger der romantisch-mystischen Schule, der als Schriftsteller einen den Deutschen ewig heiligen Namen mit großer Unehre geführt habe. Aber Arnim und Fouqué gelang es nicht, ihre Antworten in dem Blatte anzubringen, das wenige Jahre vor-

her Kleists Erdbeben in Chili gebracht hatte. Sie schoben dann gründlichere Repliken und noch unzeitgemäße Apologien auf, aber sie haben diese Verpflichtungen im allgemeinen nicht eingelöst. Vor allem versäumten sie die nächste Pflicht, die Rettung des Nachlasses, die Ludwig Tieck zehn Jahre später durch die erste Ausgabe der Werke für sie erfüllt hat. Die romantischen Ritter fühlten sich erst als Christen und dann als Kleists Freunde, eine Rangordnung, die allein Pfuel umstellt, der auch das erschöpfende Wort findet, daß er den Tod mehr liebte als das Leben. Aber das waren private Äußerungen, die sich der Öffentlichkeit enthielten. Allein Adam Müller hat in dem von Friedrich Schlegel geleiteten Österreichischen Beobachter trotz der Verwahrung vom christlichen Standpunkt dem dahingegangenen Genius mit einem Nachruf gehuldigt, der seine historische Bedeutung feststellt. „Heinrich von Kleist, durch großartige und originelle Versuche im Felde der tragischen Dichtkunst in Teutschland bekannt, und durch eine wahre Schönheit der Seele, wie durch aufopferndes Hingeben an alles Gute, Große und Gerechte, seinen wenigen Freunden unvergeßlich, hatte längst eine Art von Unbehaglichkeit unter den Zuständen seiner Zeit empfunden. Seine teutschen Zeitgenossen waren ihres eigenen Urteils vielleicht nie weniger mächtig gewesen, als da seine Werke erschienen: man strebte nach Ruhe, nach gewissen bequemen Empfindungen, nach leichten, schmeichelnden Berührungen des Herzens. Wie konnte ein Dichter gefallen, der selbst keines oberflächlichen Gefühls fähig, die Zukunft zu ergreifen, die Nation für den Schmerz zu erziehen, und für großmütiges Hingeben an das Vaterland und an die Freunde zu begeistern, also alle Wunden noch tiefer aufzureißen, mit jugendlicher Überschwenglichkeit unternommen hatte. Sein Publikum ließ das gut sein, der Dichter

ward an die Seite gestellt, und, wie alles Unbequeme, leicht vergessen. Dies hat ihm das Herz gebrochen, seine Kraft gelähmt, ihn getötet lange vorher, ehe er den verbrecherischen Entschluß faßte, den er zuletzt, nicht ohne Widerstreben seiner besseren Natur ausführte." — Der letzte Satz ist für das Publikum geschrieben, aber Adam Müller, wie gefährlich er auch dem lebenden Kleist geworden, hat sich seinem Genie immer mit der weichsten Fühlung der Schwärmerei angeschmiegt, und wie er der Mitwelt ihre Schuld gegen Kleist nennt, so hat er zugleich der Nachwelt den Standpunkt angewiesen, um die Größe des Mannes und seines Werkes zu erkennen. Die eigene Zeit hat sich gegen ihn gesträubt, gegen die unerbittlichen Forderungen seines Gemüts; er war ihr unbequem. Dieses einfache Wort birgt tiefe Wahrheit.

Kleist ist auch den Freunden, die ihn am meisten liebten, unbequem gewesen, eine irrationale und exzentrische Größe, die sich selbst von diesen Phantasten und Ironikern nirgends einordnen ließ. Brentano, der Antiphilister, hat mit wahrem Unverständnis an ihm genörgelt, wenn er seine Überschätzung und Selbstüberschätzung bezichtigt. Seine poetische Decke sei ihm zu kurz gewesen und er habe sein Leben lang daran gereckt und gespannt. Wenn er einen recht herrlichen Menschen wirklich geliebt und nicht so grenzenlose Eitelkeit gehabt hätte, würde er nicht so weit gekommen sein. Arnim und Fouqué standen ihm näher, aber sie begriffen doch nicht Kleists aller Schule und Parteisucht abgewandte innere Notwendigkeit, die sie Bizarrerie oder Eigensinn oder störrische Eigentümlichkeit nennen. Wenn Arnim das mühselige Verbessern und Ändern an den entstehenden Werken als eine Wunderlichkeit beklagt, so fehlt ihm wie meistens der Romantischen Schule der Sinn für die ungeheure Selbstdisziplin, die Kleist über sich ausgeübt hat. Als Kamerad gehörte er

zu ihnen, ein bis zum Zynismus unbefangener Mensch, wie Arnim sagt, aber trotz einer kindhaften Liebenswürdigkeit und Offenheit gab er ihnen keine Macht über sich, bot ihnen keinen Eingang in seine innere Undurchdringlichkeit, und sie mögen mit mißbilligender Ratlosigkeit vor dieser Seele gestanden haben, die ganz aus unterirdischen, geheimnisvollen Strömungen lebte. Menschen, die so ganz, so unteilbar, immer mit der zusammengehaltenen Fülle ihres Wesens auftreten, ergibt man sich wohl, weil man mit ihnen nicht handeln kann; aber man erträgt sie auch mit Mühe und findet sie unbequem wie einen, der immer in Bereitschaft ist mit seiner vollen Rüstung und mit geschlossenem Visier. „Der arme gute Kerl" heißt es fast in allen Totenklagen; man liest in ihnen trotz aller Freundschaft einen gerührten Spott gegen einen grimmigen Lebensernst, der nie entwaffnete, nie mit einer Forderung nachgab, man liest sogar ein kleines Gefühl der Erleichterung, daß diese in keiner Gemeinschaft unterzubringende, von ungeheuren Ansprüchen starrende, nie zu beschwichtigende Persönlichkeit sich und den Freunden endlich Ruhe gegeben hat.

Die ihn am besten erkannt oder erfühlt hat, Marie von Kleist, nennt ihn diesen „unbegreiflichen Sterblichen". Frauen beginnen nicht mit der sachlichen Schätzung der Werke, sie finden die erste Garantie in der Persönlichkeit selbst und sie haben dann auch bei beschränktem Urteil ein Spürvermögen für die innersten Quellen. Wohl lästert ihre Eifersucht in einem Briefe an den König gegen Henriette Vogel, „diese Heldin aus dieser Klasse und von diesem Kaliber", die eine gräßliche Krankheit den ekelhaftesten Tod voraussehen ließ, aber sie macht den lebendigen Teufel nur so schwarz, um ihren Kleist desto reiner, schuldloser zu gewinnen; sagen ihr die Abschiedsbriefe doch, daß sie allein geliebt worden ist, mit einer Leidenschaft, wie nur er sie

empfinden und ausdrücken konnte. Sie erkennt, daß Kleist eine religiöse Natur war, wenn sie diese Einsicht auch in einer beschränkten christlichen Auffassung unterbringt. Wenn er mehr gebetet hätte, meint Marie, wäre er zu seinem schauderhaften Entschluß nicht gekommen. Darüber kann man lächeln, aber diese Frau empfindet doch etwas von Kleists Andacht zur Welt, von seiner inbrünstigen grenzenlosen Liebe zum Universum, zu der unendlichen Fortdauer, zu den Wandlungen durch Millionen Tode, die wir schon gestorben sind und noch sterben werden. Ihre Liebe nennt ihn einen Engel, und wir wissen, daß Kleist wie Hölderlin zu den tragischen Genien gehört hat, die etwas von der Musik der Sphären erlauscht haben. Er war stärker gerüstet als dieser Engel ohne Schwert, aber heimisch war er auf der Erde auch nicht, und die Forderungen seiner Seele gingen über den kleinen Ball hinaus, noch hinaus über das Firmament mit den geliebten Sternen, auch dieses nur ein Stäubchen gegen die Unendlichkeit. Von dieser metaphysischen Feier in Kleists Seele, von dieser Losgelöstheit des freiesten Priestertums hat die Frau etwas erfühlt. Er war der poetischste, romantischste Mensch, sagt sie, den sie je gesehen, und so war vieles in ihm, was wir weder begreifen noch erklären können. Er war ein Dichter. Und wenn er auch kein einziges Gedicht erzeugt hätte, so war er doch seiner Natur nach ein Dichter.

Wie Kleist an seinem Leben, an dem künftigen Morgen immer gedichtet hat, so wurde dieser wunschstarken Seele auch das Ende als neuer Anfang zu einem Triumphgesang. Er war nicht zu schwach um zu kämpfen, er hat es bewiesen, der aus tiefsten Niederlagen immer wieder mit neuer Wehrhaftigkeit aufgestanden ist. Aber als er sich an der Hand der Gefährtin über den Abgrund beugte, der ihn immer so unheimlich gelockt hatte, ließ er in einem süßen

Schwindel die Waffen fallen. Er wollte nicht mehr, er ging wie einer, der die höchsten Entscheidungen hier unten vor dieser geringen und vorläufigen Instanz nicht erwartet. Sein Name, sein Ruhm, seine Bestimmung war ihm gleichgültig geworden, und es war eine andere Unsterblichkeit, die Ruhe im Unendlichen, nach der es ihn verlangte:

Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!
Du strahlst mir durch die Binde meiner Augen
Mit Glanz der tausendfachen Sonne zu!
Es wachsen Flügel mir an beiden Schultern,
Durch stille Ätherräume schwingt mein Geist;
Und wie ein Schiff, vom Hauch des Winds entführt,
Die muntre Hafenstadt versinken sieht,
So geht mir dämmernd alles Leben unter:
Jetzt unterscheid' ich Farben noch und Formen,
Und jetzt liegt Nebel alles unter mir.

Inhalt

Potsdam und Frankfurt 3
Die Würzburger Reise 47
Die Flucht aus Berlin 93
Die Reise nach Dresden, Paris und in die Schweiz 144
Weimar. Der letzte Kampf um Robert Guiscard. Zusammenbruch 213
Königsberg. Französische Kriegsgefangenschaft . . . 232
Der Dichter in Dresden und in der Böhmischen Campagne 261
Berlin. Letzter Kampf 307

*

Der
Tempel

Verlag in Leipzig
Gesellschafter des Verlags:
S. Fischer · Eugen Diederichs
Hans von Weber · Julius Zeitler
Carl Ernst Poeschel · Georg Hartmann
Gedruckt in der
Weiß-Fraktur
bei Poeschel & Trepte
in Leipzig

* *
*

Date Due

bd CAT. NO. 23 233 PRINTED IN U.S.A.

TRENT UNIVERSITY
0 1164 0375353 0

PT2378 .A1 1908 Bd. 5
Kleist, Heinrich von
Samtliche werke

DATE	ISSUED TO
	107993

107993